Psyche.

Ein

Taſchenbuch

für das Jahr

1825

von

Talvi.

H 1917. 271

Halle,
Verl. von Friedrich Ruff.
1825.

Drei Erzählungen

von

Talvi.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben,
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's faßt, da ist's interessant.

(Göthe in Faust.)

Halle,
Verlag von Friedrich Ruff.
1825.

Druckfehler.

(Die Leſer werden erſucht dieſe Druckfehler vor dem Leſen zu verbeſſern.)

Seite	13	Zeile	10	ſtatt	das lies daß.
—	40	—	8	—	dieſem l. dieſen.
—	41	—	8	—	einen l. einem.
—	42	—	4	—	daß l. das.
—	72	—	3	—	von l. vor.
—	90	—	16	—	verſtelliter l. verſteckter.
—	98	—	14—15	ſtatt	kräftigen l. kräftigern.
—	102	—	16	—	ſeinem l. ſeinen.
—	113	—	3	—	Vezelini l. Vezzelini.
—	115	—	8	—	kräftigem l. kräftigen.
—	126	—	4	—	einem l. einen.
—	147	—	7	—	Feundin l. Freundin.
—	149	—	15	—	Barcoczy l. Barcoczy's.
—	197	—	11	—	unter den l. unter dem.
—	210	—	24	—	den l. dem.
—	212	—	8	—	den l. dem.
—	229	—	8	—	erhält l. erhielt.
—	229	—	10	—	erſchüttert l. erſchütterte.
—	244	—	1	—	Einem l. einen.
—	263	—	12	—	die l. den.
—	275	—	7	—	einener l. einer.

Die Rache.

Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug,
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust
Das ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knäpft und losknäpft die zaubrischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
So weit ists Zwang, rohe Naturkraft,
Doch stehts nicht bei dir, die Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen steht bei dir,
Da beginnt des Wollens sonniges Reich;
Und ich will nicht.

Grillparzer.

Als Albertine v. Horneck in ihrem zwanzigsten Jahre zum zweiten Male die Residenz betrat, waren die Augen der ganzen eleganten Welt auf sie gerichtet. Geistvoll, in der Blüthe einer außeror-

deutlichen Schönheit, hatte sie seit Kurzem eine Reihe unvorhergesehener Todesfälle begüterter Verwandten, plötzlich aus einer armen, unbeachteten Waise, die durch die Gnade des Fürsten erzogen, mehrere Jahre lang die mühsame Rolle einer Gesellschafterin gespielt, in die reichste Erbin des Landes verwandelt. Schon einmal hatte sie in der großen Stadt, die sie nun empfing, gelebt; denn als ihre Erziehung vollendet, und sie unter tausend Thränen ihr Stift verließ, nahm eine reiche Base, die Wittwe eines Vetters ihres verstorbenen Vaters, sie zu sich, ihrer nur wenige Jahre älteren Tochter Gefährtin und vornehmste Dienerin zu seyn. An der Seite der schönen und glänzenden Leonore erschien Albertine zum erstenmal in der Welt, sechzehn Jahr alt, mit einem kaum halbausgebildeten, durch Romanenlektüre und einer gewöhnlichen Pensionserziehung irregeleiteten Verstande, mit einem feurigen Herzen, dem der ganze Himmel der Zukunft voll strahlender Sterne schimmerte; ohne Führer, ohne Freund, ganz einer ungeregelten Phantasie, und einem erregbaren Gemüthe überlassen. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß ihr Aeußres damals ihre ausschweifenden Hoffnungen so wenig begünstigte; daß nur ein feiner Beobachter es ahnden

konnte, daß ſich einſt aus dieſer lang aufgeſchoſſenen magern Geſtalt, aus dieſem bleichen krankhaften Geſichte, deſſen unnatürlich geſpannte und marquirte Züge den Begriff der Jugend zu verletzen ſchienen, die ungewöhnliche Schönheit entwickeln würde, die ſich in kurzer Zeit in ihrer ganzen Fülle aus dem noch verſchloßnen Kelche entfaltete. Leonore, in der Blüthe ihrer Reize, die Tochter eines angeſehenen Hauſes, feurig, weltlich geſinnt, eben ſo erregbar, aber bei weitem weniger geiſtreich als Albertine, verdunkelte dieſe ſo gänzlich, daß kein Menſch ſie nur zu bemerken ſchien. Ein Kreis von Anbetern ſammelte ſich um jene, aus welchem der junge Graf Hagen, den man damals häufig den Alcibiades der Reſidenz zu nennen pflegte, hervorſtrahlte, der verzogene Liebling der Frauen, ein Mann, der ſchon viele ſchöne Augen weinen gemacht, ſchon manches ſchöne Bündniß jugendlicher Herzen getrennt, ja die heiligſten Bande zerriſſen, und der dieß ruchloſe Geſchäft, wie ein heiteres Spiel mit muntrer liebenswürdiger Laune trieb, ſtets bereit den Rächer der Beleidigten mit Degen und Piſtolen Rede zu ſtehn, ſo wie auch guten Freunden, und er hatte deren viele, denn er war freigebig, großmüthig und brav, in ähnlichen Fäl-

len beizuſpringen. Kaum ſah er Leonoren, als er nur für ſie zu leben ſchien, als er nicht allein ihre Eitelkeit, als er auch ihr Herz ſo zu beſchäftigen wußte, daß die Unbeſonnene bald alle Schranken des Anſtandes überſchritt und durch ihre verliebten Thorheiten das Märchen aller Theezirkel ward. Albertine ward halb gern, halb wider Willen, die Vertraute des Liebeshandels. Für dieß und nicht mehr, ſchien auch der Graf ſie anzuſehn, und es traf ſich oft, daß, wenn Leonore mit ihrer Mutter auf einem Balle war, Albertine aber zu Hauſe einſam ſaß, theils weil ihr der Arzt, ihres ſchnellen Wachsthums wegen, das Tanzen unterſagt, theils weil der Gram, der ſich ſeit einiger Zeit ihrer Seele bemeiſtert, wenig zu rauſchenden Verſammlungen ſtimmte, jener kurz vor dem Aufbruch der Geſellſchaft zu ihr geſchlichen kam, und ſie beſchwor, ihm zu vergönnen, hier in der Stille noch einmal Leonoren gute Nacht zu ſagen. Tauſend Mal ihre Hand an ſeine Lippen drückend, dankte er ihr dann, nannte ſie ſeinen Schutzengel, und wenn das arme Kind ſich ſcheu, bebend, athemlos, von ihm losgemacht, ſetzte er ſich unbefangen neben ſie, und erzählte ihr allerlei, bis Leonore kam, entzückt den Geliebten zu finden, ſtrahlend

von Schönheit und Glück. Liebesschwüre, Vorwürfe, Betheurungen folgten dann, von Leonoren aus Romanen, von dem Grafen aus einer Sprache entlehnt, mit der er nur allzu vertraut war. Albertine schlich in ihre einsame Kammer, ergoß sich in bittre Thränen, warf sich auf die Kniee nieder, bat Gott um den Tod, und wagte nicht es sich selbst zu gestehen, was sie so unbeschreiblich unglücklich machte. Unerfahren wie sie war, ahndete sie nicht, daß der Graf mit Leonoren ein herzloses Spiel trieb; indessen fiel es ihr oft auf, was denn die Heimlichhaltung seines Glückes so nothwendig mache? jener aber, der jede Verpflichtung scheute, wußte beide Mädchen durch tausend Listen zur Verschwiegenheit zu bewegen, und der Reiz, den ein solches Geheimniß für Leonorens romanhaft gestimmtes Herz hatte, kam ihm zu Hülfe. Desto weniger aber bekümmerte er sich darum, seinen Sieg der Welt zu verbergen, und diese wußte längst, wie er mit dem Fräulein stand, als die gute Mutter noch immer wähnte, er sey nicht über das Courmachen hinaus und sehnlich auf eine Erklärung wartete.

Der junge Mann, der so wenig Widerstand gefunden, ward des Romans bald müde. Er zog sich,

wie er meinte, mit gutem Anſtand zurück, aber des Fräuleins Ruf war vernichtet. Vorwürfe entfernten ihn nur noch mehr. Leonore entdeckte ſich ihrer Mutter und beſchwor ſie die Stadt zu verlaſſen. Was war zu thun? Keiner war da, die Arme zu rächen, die rückſichtsloſe Auszeichnung des Grafen hatte alle frühern Bewerber verſcheucht, und männliche Verwandte waren nicht in der Nähe. Die Mutter begnügte ſich den Verräther mit Verwünſchungen zu überhäufen, verzieh ihrer Tochter und zog ſich auf ein entferntes Gut zurück, in der Hoffnung, daß die Zeit die Geſchichte vergeſſen machen, und eine andere Begebenheit ſie verdrängen würde. Hier in der Einſamkeit fand die unglückliche Leonore wenig Troſt; ihr Herz war verwundet, aber ihre Eitelkeit zu ſehr verwöhnt und ihr Geiſt zu ungebildet, als daß in dieſer Abgeſchiedenheit nicht Langeweile hätte ihren Gram vermehren ſollen. Dazu kam, daß ein zu ungeſtümer Genuß der ungewohnten Vergnügungen der Reſidenz und eine zu leichte Kleidung ihre Geſundheit angegriffen hatten. Sie welkte langſam hin, und ſtarb endlich an einer zehrenden Krankheit. Während dem hatte Albertine ſchwere Tage; die troſtloſe Mutter, eine von den gemeinen Seelen, die ſtets ihr Unglück an An-

dern zu rächen ſuchen, beſtürmte ſie mit Vorwürfen, daß ſie, die das Vertrauen der Verblendeten beſeſſen, es ihr nicht bei Zeiten entdeckt habe. Albertine aß das Gnadenbrodt mit ſtillen Thränen. Selbſt krank, tief verletzt, ihr eignes Herz nicht verſtehend, ſchlich ſie umher und in ihrem Innern ſetzte ſich eine verderbliche Bitterkeit feſt, die mit dem dunkeln Bewußtſeyn ihres Werthes ſich vereinigend, ſich als ein trotziger Stolz ausſprach. Die Tante, früher nur mit Leonoren, jetzt nur mit ihrem Kummer beſchäftigt, bemerkte ihr Hinwelken kaum. Als ſie gar ſelbſt krank ward, es Monate lang blieb, und endlich ſtarb, ohne der Bedauernswürdigen nur ein Legat zu hinterlaſſen, war Albertinens Geſundheit durch die beſtändigen Nachtwachen, durch die Angſt, was nun aus ihr werden ſolle, ganz zerrüttet. Hülflos, auf das Krankenlager geſtreckt, blieb ſie in dem verödeten Schloſſe zurück. Ihr Vormund, der ſie in der Obhut der Tante glaubte, bekümmerte ſich nicht um ſie. Auf einer weiten Reiſe begriffen, wo ſollte ſie ihn finden? Der Arzt meinte, es ſey beſchwerlich, ſich mit einer ganz Fremden zu befaſſen. Der Prediger glaubte ſein Möglichſtes zu thun, wenn er an die Erben ſchrieb, und ſie um Mitleid für Albertine anflehte. Ehe der

Brief hinkam, hätte die arme Kleine zehnmal sterben können. Gott schützte sie durch einen seiner Engel.

Eine junge Predigerfrau aus der Nachbarschaft, zum Besuch bei der Pfarrerin des Orts, hörte von ihrer hülflosen Lage, ließ sich sogleich zu ihr führen, brachte sie mit Behutsamkeit, der Beistimmung ihres trefflichen Gatten gewiß, in ihr Haus und pflegte sie mit liebender Sorgfalt. Die berühmtesten Aerzte des Umkreises wurden zu Rathe gezogen; ein heftiges Fieber hatte Albertine befallen, mehrere Tage lang war sie in Lebensgefahr und Monate lang durfte sie das Bett nicht verlassen. Meist lag sie in stiller Ergebung da; von Zeit zu Zeit aber brach die Wuth des Fiebers fürchterlich aus: sie rief Leonorens Geist, floh vor der Tante, und verwünschte den Grafen. An ihrem Lager saß die liebenswürdige Marie, benutzte die lichteren Stunden, las ihr vor, erzählte ihr, brachte ihr die holden Kleinen, die ihre Ehe zur glückseligsten machten und ermüdete nicht im Dienst der wahren Menschenliebe. Ihr Gatte stand ihr kräftig bei, und unter den Händen der trefflichen weisen Freunde entfalteten sich schnell in Albertinen die Blüthen

eines reichen Geistes. Die schwere Krankheit schien ihr ganzes Wesen verwandelt zu haben; die Schönheit, die ihr eine gütige Vorsehung bestimmt, schien während derselben den vollständigsten Sieg über ihre Jugend davon getragen zu haben, und schon wenige Wochen nachdem sie das Krankenzimmer verlassen, strahlte sie von Gesundheit und Reizen. Sie war um ein beträchtliches gewachsen; ihre Gestalt, obgleich noch schlank und zart, hatte eine liebliche Fülle bekommen; ihre großen dunkeln Augen drückten die veredelten Empfindungen ihres Herzens aus, ihre sonst geisterbleichen Wangen waren mit sanftem Karmin überzogen, als erröthete sie über ihre eigene Schönheit.

An Leib und Seele genesen, verlebte sie drei glückliche Jahre in dem Hause des Herrn Thüring, durch seine, durch seiner Gattin Lehren mit jedem Tage mehr sich ausbildend, in einer heitern rastlosen Thätigkeit. Ihr Vormund kam zurück, erklärte, bei ihrem gänzlichen Mangel an Vermögen sie nicht besser versorgen zu können und zum ersten mal fühlte sich Albertine dankbar gegen ihn. Der Gedanke sich von dieser Familie, in deren Mitte ihr ein neues Leben aufgegangen, zu trennen,

war ihr unerträglich. Dennoch machte es ein unerwartetes glückliches Ereigniß wünschenswerth, ja, nach Herrn Thürings Meinung nöthig.

Durch eine sonderbare Schickung mußte es sich fügen, daß in einem Zeitraum von einem Jahre sämmtliche Verwandten von Albertinens Vater mit Tode abgingen, so, daß das Vermögen Alter, auf diese Art zu einer außerordentlichen Größe angewachsen, auf die junge Waise fiel. Der Letzte von Horneck, höchst betrübt über den Untergang seines Geschlechts, fügte, obwohl seine Güter von Rechtswegen auf Albertinen, als der einzigen Lebenden des Hauses übergingen, demohnerachtet der Erbschaft die Bedingung bei: die Erbin solle, den Namen von Horneck nicht aussterben zu lassen, vor dem fünf und zwanzigsten Jahre heirathen, und zwar einen Mann von gutem Adel, der sich anheischig mache, entweder ihren Namen ganz anzunehmen, oder wenn er sich dazu durchaus nicht verstehen wollte, ihn wenigstens dem seinigen beizugesellen.

Albertine hörte die Nachricht ihres Glückes mit einer Ruhe an, die ihrer Philosophie Ehre machte, als ihr aber Thüring sagte; daß sie nun

nicht länger in der Einſamkeit bleiben dürfe, daß ſie in die Welt müße, der ſie angehöre, fing ſie heftig an zu weinen, ergriff ſeine Hand und bat ihn, ſie nicht zu verſtoßen, weil ſie reich geworden ſey. Er lächelte, und ſtellte ihr mit ſanften Worten vor, daß ſie den Willen des Teſtators zu erfüllen verpflichtet ſey, daß der Ruf ihres Reichthums zwar viele Männer herbeiziehen, daß dieſe ſich aber hier in der Fremde zeigen könnten, wie ſie eben ſcheinen wollten; das ſie in der Reſidenz Bekanntſchaften machen müßte, und dann ernſthaft prüfen und wählen ſolle. Sie wendete ihm dagegen ein, daß es ſich für ſie wenig zieme, gleichſam auf Freiersfüßen in die Welt zu gehn, daß ſie ihr Schickſal erwarten, aber nicht aufſuchen wolle, und daß ſie ſich nur unter der einzigen Bedingung zur Abreiſe entſchließen könne, wenn er ſeine Entlaſſung nähme, und ſie mit ſeiner Familie begleitete. Denn es drängte ſie ihr Herz, wenigſtens einen geringen Theil der Schuld abzutragen, die Thürings Wohlthaten auf ſie gehäuft. Dieſer aber ſchlug ihre Bitte beſtimmt aus: ſeine Thätigkeit war ſein Leben, und ſein Wirkungskreis genügte ihm. Doch verſprach er ihr, eine würdige Begleiterin ihr zu verſchaffen, und Albertine gab endlich den Vorſtellungen ihrer Freun-

de nach, und entſchloß ſich, den Winter in der Reſidenz zuzubringen.

Was Herrn Thüring zu dieſem Wunſche bewog, war nicht allein Sorge für ihr Glück, es geſellte ſich dazu auch der, für das Wohl eines andern geliebten Zöglings, den er und ſeine Gattin ſeit lange im Geheim Albertinen beſtimmt hatten. Herr Thüring war mehrere Jahre Hofmeiſter eines liebenswerthen Jünglings geweſen, Georgs von Waldau, des Sohnes eines reichen vornehmen Hauſes, der jetzt als Lieutenant bei der Garde ſtand. Maria war zur ſelbigen Zeit Erzieherin der jungen Fräulein von Waldau, aber nicht allein die Erinnerung an die ſüßen Stunden des erſten Auffindens ihrer Herzen knüpfte die liebenden Gatten an dieſe Familie: alle Mitglieder derſelben waren geeignet, die zärtlichſte Freundſchaft, Georg aber einen gerechten Enthuſiasmus einzuflößen. Die trefflichen Eigenſchaften, die Marie ſich in Albertinen entwickeln ſah, brachte ſie, wie Pläne für der Freunde Glück, beſonders wenn ſie auf Liebesglück gegründet ſind, nur in Frauenköpfen oder vielmehr in Frauenherzen entſtehen, zuerſt auf den Gedanken, zwei ſo ſchöne Seelen zu vereinigen.

So lange aber Albertine arm war, wies Thüring die Idee entſchieden zurück; denn obwohl er die Uneigennützigkeit des Präſidenten, Georgs Vater, kannte, ſo wagte er doch nicht in einer Sache einen Schritt zu thun, die nicht beiden Theilen gleichen Vortheil brachte. Als aber glückliche Umſtände ſeine Zöglingin zur reichſten Erbin des Landes machten, fing er an, Marien beifälliger anzuhören; da er jedoch Albertinens Herz nicht zu überraſchen wünſchte, erſuchte er ſie, dieſe nichts davon merken zu laſſen. Unterdeſſen bemühte er ſich mit Eifer um eine ſchickliche Begleiterin und fand ſie bald.

In der Nachbarſchaft wohnte eine verwittwete Majorin von Brand, eine ältliche kinderloſe Frau, von unbeſcholtenem Rufe, wohlwollendem Herzen und redlicher Geſinnung. In der Reſidenz geboren, erzogen, und verheirathet, hatte ſie ſeit Kurzem eine unverſchuldete Zerrüttung ihres Vermögens gezwungen, auf das Land zu gehn, beſſere Zeiten abzuwarten. Hier aber plagte ſie die Langeweile gewaltig, und ſie ſehnte ſich lebhaft nach der Stadt zurück. Höchſt willkommen war ihr daher Herrn Thürings Vorſchlag, dem Fräulein von

Horneck dort Schutz zu verleihen, und sich dafür durch ein reiches Kostgeld in den Stand zu setzen, wenigstens den Winter über, wieder in der Residenz ein ansehnliches Haus zu machen. Sie fühlte sich geschmeichelt, eine so schöne und glänzende junge Person in die Welt einzuführen und säumte nicht ihre Freunde von ihrer Ankunft und den Umständen ihrer Begleiterin zu benachrichtigen.

Als nun Albertine weinend neben ihr im Reisewagen saß, suchte die Majorin sie wohlwollend mit allen Neuigkeiten zu unterhalten, die man ihr aus der Hauptstadt geschrieben, ihr das lästige Sommerexil zu verkürzen. Scheidungen, Zweikämpfe, Lärm im Theater, alles lief bunt durch einander, und bei Allem ward der Name jenes Grafen von Hagen genannt, der so bedeutenden Einfluß auf Albertinens Jugend gewonnen. „Er ist ein Mensch ohne Grundsätze, sagte die Majorin, aber der beste Cavalier unter der Sonne und so liebenswürdig, daß ihm kein Herz widerstehen kann. Seine Familie, hör' ich, denkt ernstlich daran ihn zu verheirathen, um seinem wüsten Leben ein Ende zu machen. Er will nicht recht daran, aber meine Cousine, die Kammerherrin, schreibt mir, Tanten

und Vettern sähen sich demohnerachtet nach einer schicklichen Parthie für ihn um. Ich zweifle nicht, daß auch Sie ihre Aufmerksamkeit erregen werden. Was meinen Sie, Fräulein Horneck? es wäre kein kleiner Triumph den Schmetterling zu fesseln, und den Uebermüthigen unter das eheliche Joch zu beugen?" —

Albertine erstarrte bei dieser Zumuthung. Sie wußte noch nicht, daß selbst bessere Frauen ein unbescholtenes Mädchen nicht für einen Wüstling zu gut halten, wenn es ihm einfällt seines elenden Lebens überdrüßig zu seyn; sonst würde sie vielleicht einen Theil der Verachtung, die sie gegen die Verdorbenheit der Männer hegte, auf ihr eignes Geschlecht haben übertragen müssen. Unerfahren wie sie war, nahm sie den Vorschlag der Majorin nicht wenig übel und stand nicht an, ihre Meinung laut und entschieden zu erklären. Die Majorin konnte sich einiger Bewunderung der Energie ihres Charakters nicht enthalten, sagte aber lächelnd: „Kennen Sie ihn nur erst, vielleicht nehmen Sie mildre Grundsätze an! — Das Fräulein erröthete und brach das Gespräch ab.

Seit einigen Jahren gewöhnt, nur mit Verachtung an den Grafen zu denken, empörte die Erinnerung ihrer Schwachheit ihr Innerstes. Sie hatte sich vorgenommen, ihn so viel als möglich zu vermeiden, nicht als ob sie für ihr Herz gefürchtet hätte, oder daß das ehemalige Betragen des Mannes sie nicht vollkommen überzeugt hätte, er habe ihre Empfindungen nie geahndet, nur um sich selbst die Beschämung der Erinnerung zu ersparen. In der Hauptstadt angelangt, war er indessen einer der ersten, den sie erblickte: in glänzender Uniform ritt er an ihrem Wagen vorüber; sie erkannte ihn auf der Stelle, noch ehe die Majorin Zeit hatte ihn anzurufen. Er war noch eben so schön, noch eben so muthig, noch eben so unbefangen wie sonst. Er bewillkommte die Damen, ritt neben dem Wagen her, und sah von Zeit zu Zeit bewundernd auf Albertinen, deren blendende Schönheit durch den Schleier strahlte. In stolzer Ruhe saß sie da, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Vor dem Hause der Majorin sprang der Graf vom Pferde, half den Damen heraus und begleitete sie die Treppe hinauf, ungeduldig, wie es schien, die schöne Reisende sich entschleiern zu sehn. Al-

bertine ſtellte ſich aber, ohne die mindeſte Notiz von ihm zu nehmen, an ein Fenſter, und überließ ſich beim Anblick derſelben Straße, in der ſie einſt mit ihrer Tante gewohnt, trüben Erinnerungen. Umſonſt ſuchte ſich der Graf glänzender als je zu zeigen. Sie lächelte zu keiner ſeiner witzigen Bemerkungen, und wendete ſich erſt um, als er ſich empfahl. Sie machte ihm eine ernſte Verbeugung; den Grafen verdroß ihr Betragen, doch verbarg er es, und ging.

Durch die unendlichen Bekanntſchaften der Majorin ſah ſich Albertine bald in einen Strudel von Vergnügungen geriſſen, die ihrem Herzen wenig zuſagten. Doch konnte es nicht fehlen, daß die Wirkungen ihrer Schönheit ihr ſchmeichelten, obwohl ſie es nicht geſtehen wollte, und ſtets mit einer Verachtung von irdiſchen Gütern ſprach, die ihr bei ihrem Reichthum und ihren Reizen wohl anſtand. Mit Befremden gewahrte ſie jetzt erſt, in welchem Grade ſie ehemals hier überſehen war; denn keiner ſchien ſich ihrer nur zu erinnern. Eine gewiſſe Bitterkeit gegen die Welt bemächtigte ſich ihres ſonſt ſo ſanften Herzens, als ſie ſich bewußt ward, daß nicht um

ihres eignen beſſern Selbſtes, nein! daß um zufälliger Glücksgüter willen, alle Frauen ſie beneideten, und alle Männer ihr huldigten. Das einzige Haus, in dem ſie ſich wahrhaft wohl fühlte, war das des Präſidenten von Waldau. Thürings und ſeiner Gattin Briefe ſicherten ihr die freundlichſte Aufnahme. Ohnerachtet des wichtigen Poſtens und des großen Reichthums des Präſidenten, lebte die Familie mit einer eleganten Einfachheit und genoß mitten im Geräuſche der Welt das Glück ſchöner Häuslichkeit. Die Präſidentin war eine verſtändige und liebevolle Frau, die beiden Fräulein Muſter von wohlerzogenen und angenehmen Mädchen, der Sohn aber, von dem Albertine ſchon oft hatte ſprechen hören, ein ſchöner kräftiger junger Mann, ein ächter Soldat, nicht dem Kamaſchendienſt huldigend, aber vom wahren Rittergeiſte beſeelt. Sein tüchtiger Verſtand hatte ſich unter Thürings treflicher Leitung in einem Grade ausgebildet, der ihn über die Mehrzahl ſeiner Kameraden weit hinweghob, jedoch mußte er ſich oft gefallen laſſen, von einem ſchwärmeriſchen Hange beherrſcht zu werden, der die Seele Georgs zu allem Großen und Schönen hinriß, und nicht nach den Re-

geln einer wohl berechnenden Klugheit oder des Conventionell-Schicklichen fragte. Früh mit den Schwächen der Welt vertraut geworden, ekelte ihm mehr vor ihren scheinbaren Tugenden, als vor ihren Lastern, und verhaßter als die Frivolität selbst, war ihm die falsche Empfindsamkeit, unter deren Maske sie sich bisweilen zu verbergen pflegt. Die Tugend war seinem Herzen so natürlich, daß er, mit Schiller, das Laster darum doppelt haßte, weil es so viel Schwatzen von jener gemacht. So kam es, daß er, mehr die Bewunderung der Welt verschmähend, als ihren Tadel verachtend, gelernt hatte, seinem Ausdruck etwas Herbes und Schroffes zu geben, was verbunden mit seinem Hange zur Einsamkeit ihn in den Ruf eines interessanten Sonderlings setzte. Erst Albertinens Nähe gab seinem ganzen Wesen ein sanfteres Colorit; sein Ausdruck ward zarter, und wenn er es auch noch immer vermied von Empfindungen zu reden, so verbot er es doch seinen Augen nicht, eine dringende und süße Sprache zu führen. Albertine antwortete ihnen nicht, aber sie hieß sie auch nicht schweigen. Das Gefühl durch ihre bloße Gegenwart einen so außerordentlichen Mann zu beglücken, that ihrem Herzen wohl, und sie versprach sich,

wenn ſie irgend Einem vergönnte, es unruhiger ſchlagen zu machen, ſollte Er es ſeyn und kein Anderer.

Der Graf Hagen aber bot Alles auf, ſie in dieſem Entſchluſſe wankend zu machen, und war ganz der Mann danach, wohlbefeſtigte Grundſätze durch die Vorzüge ſeiner Perſönlichkeit und durch unermüdliche Beharrlichkeit zu untergraben. Albertine konnte es nicht vermeiden, den Liebling aller geſelligen Cirkel oft, ja faſt täglich zu ſehn. Die kalte Ruhe, die ſtolze Gleichgültigkeit, mit der ſie ſeine Huldigungen zurückwieß, reizte den Uebermüthigen, der darin eine Beleidigung und in einem endlichen Sieg die einzige Genugthuung ſah, immer mehr. Die Majorin hatte Recht gehabt, wenn ſie meinte die Familie Hagen werde auf das reiche ſchöne und tugendhafte Fräulein von Horneck ihr Augenmerk richten. Noch ehe ſie ankam, betrachtete man ſie als die Braut Hagens. Der Graf proteſtirte zwar; er hatte ſich jedoch ſelbſt nach und nach an den Gedanken gewöhnt, und der Stolz, mit dem Albertine nun die Hoffnungen der Familie, die bei einem Landfräulein und bei des Grafen Liebenswürdigkeit darauf nicht vorberei-

tet war, niederſchlug, kränkte ihn bis zu dem Grade, daß er es ſich gewiſſermaßen zur Ehrenſache machte, ihn zu bezwingen. Zu ſehr an das Bewußtſeyn ſeiner Unwiderſtehlichkeit gewöhnt, als daß er ſich hätte überreden können, Albertinens Herz verſchmähe ihn, gab er dem Gedanken gern nach, daß nur ihre ſtrengen Grundſätze jenes bekämpften und Zweifel in die Lauterkeit ſeiner Abſichten ihr Feſtigkeit gäben. Die Mühe, die das Fräulein ſich gab, jedes Alleinſeyn mit ihm zu vermeiden, die Verlegenheit, über die ſie nicht Herrin werden konnte, wenn es dennoch einmal geſchah, und gewiſſe Erinnerungen beſtärkten ihn darin. Mit dem Netze ſeiner Künſte, das er nur allzuoft und mit allzugutem Erfolge gebraucht, aus den Fäden öffentlicher Huldigungen, kleiner Dienſte, feurig ausbrechender Empfindungen und augenblicklicher Vernachläſſigungen gewoben, dachte er ſie mehr und mehr zu umſpinnen und rechnete ſicher darauf Waldau'n, den einzigen Nebenbuhler den er berückſichtigte, und der ganz dem Drange ſeines Herzens folgte, aus dem Felde zu ſchlagen. Es fand ſich aber ein dritter Bewerber ein, der ſowohl durch die Vorzüge ſeiner Perſon, als durch die Auf-

merkſamkeit, die ihm Albertine bewies, furchtbar zu werden drohte.

Herr von Eſchen war weder ſo ſchön, als Graf Hagen, noch ſo kräftig wie Georg von Waldau. Ein junger Mann, etwa acht und zwanzig Jahr alt, von mittler Größe, etwas blaßem, aber ſprechendem und ſcharfgezeichnetem Geſicht, geiſtreichen Augen und geiſtreicherem Geſpräch; in ſeiner Kleidung zierlich, ohne Geckerei, in ſeinen Aeußerungen gemäßigt, wohlwollend, bisweilen geheimnißvoll, ein wahrer Diplomate. Er kam, als Albertine ſchon mehrere Wochen in der Reſidenz ſeines Fürſten war, aus London zurück, wo er bei der Legation deſſelben angeſtellt war, und obwohl er nur den Titel eines Rathes führte, eine wichtigere Rolle geſpielt hatte, als der Geſandte ſelbſt. Aus einer guten Familie, aber durchaus unbemittelt, ſchien er ſeinem Verdienſte allein alles danken zu müſſen, und man ſchätzte daher die Beſcheidenheit doppelt an ihm, die ſeinem überlegenen Verſtande das Drückende nahm. Der Präſident von Waldau liebte ihn ungemein, zog ihn in ſeinen Familienkreis, pries ihn laut, und prophezeihte einen großen und zu gleicher Zeit redlichen Staats-

mann in ihm. Die Unterhaltungen im Waldauſchen Hauſe nahmen ſeit der Zeit ſeiner Einführung einen andern Charakter an: ſie wurden geiſtreicher, belehrender, umfaſſender. Eſchen hatte eine feine Weiſe, auch Frauen in Geſpräche ernſterer Art zu ziehn, und hörte mit ſchmeichelnder Aufmerkſamkeit auf Albertinens beſcheidene Urtheile über Gegenſtände, über die ſie Thüring denken gelehrt. Auch Georg ſchloß ſich ihm freundſchaftlich an, und ſchien, obwohl er oft mit ihm verſchiedener Meinung war, ein beſonderes Wohlgefallen an der Klarheit und Beſtimmtheit von Eſchens Anſichten zu haben. Unermüdlich, ihn zur Entwickelung derſelben aufzufordern, dachte er nicht daran, durch Darlegung ſeiner eignen großherzigen Geſinnungen ſelbſt zu glänzen. Auch in den größern Verſammlungen ſpielte Herr von Eſchen eine würdige Rolle, wenn ſchon eine weniger ſchimmernde als Graf Hagen, der Meiſter in allen geſelligen Künſten war. Er ſchien überall an ſeiner Stelle zu ſeyn. Was Albertinen indeß unangenehm an ihm auffiel war, daß er nicht allein mit Georg, daß er auch mit jenem in freundſchaftlicher Verbindung ſtand. Durch ſeine Vermittelung näherten ſich auch ihre beiden Liebhaber einander einigermaßen, und der

Graf wußte ſich auf gewandte Weiſe in die vertrauten Theecirkel bei Waldau's einzuführen. Ohne daß ſeine Kenntniſſe die gewöhnlichen eines gebildeten Weltmanns bedeutend überſchritten, gab ſein richtiges Urtheil, das einen ungemein ſcharfen Blick zeigte, ſein glänzender Witz, die Feinheit ſeines Ausdrucks, und die Annehmlichkeit ſeines Organs ſeiner Unterhaltung einen Zauber, dem weder Männer noch Frauen widerſtehen konnten. Wenig gewohnt nachzudenken, hatte ſein Verſtand eine gewiſſe Trägheit bekommen, und wenn man ihn ſtundenlang in das Geſchwätz geiſtloſer Stuzer und Schönen mit einſtimmen hörte, ſo konnte man ihn leicht mit den faden Elegants verwechſeln, unter die er ſich miſchte. Die Superiorität, die er, ohne ſich zu bemühen, über jene erlangt hatte, wußte er durch die Phraſen einer epicuräiſchen Philoſophie, zu der er ſich bekannte, zu gleicher Zeit zu behaupten und zu mildern. Ein feiner Beobachter konnte es leicht bemerken, daß die Natur ihn weit über jenen Schwarm erhoben, und daß es nur von ihm abhing, eine Stimme über wichtigere Angelegenheiten zu gewinnen, als Tanz, Mode oder der Beifall einer Schauſpielerin. In Albertinens Gegenwart fühlte er ſich bisweilen veranlaßt, dieſe Anſprü-

che geltend zu machen und die Reibungen, durch die feinſte Weltſitte gemildert, welche die contraſtirenden Anſichten eines verſtändigen und umſichtigen Greiſes und dreier geiſtreicher junger Männer veranlaßten, ergötzten und belehrten dieſe höchlich. Ein beſonderes Vergnügen gewährte es ihr, dieſe Unterhaltungen ihren Freunden mitzutheilen, und ſie behauptete lange Unbefangenheit genug, um ihre drei Anbeter in einem Briefe an Marien mit einander zu vergleichen.

„Was ihr Aeußeres betrifft, ſchrieb ſie, ſo iſt der Graf ohnläugbar der Schönſte, obwohl es auch Georgen an einer gewiſſen männlichen Schönheit nicht gebricht, und Eſchen nichts weniger als häßlich iſt. Waldau's Anſtand iſt der eines Soldaten, Hagens, der eines vornehmen, Eſchens aber der, eines edlen Mannes. Ihre Unterhaltungsart iſt noch verſchiedener. Waldau iſt nicht ſelten trocken, kurz angebunden, mit mir nur milde, zart und beredt. Doch bleibt auch dann bisweilen eine gewiſſe moraliſche Härte, wenn ich ſo ſagen darf, in ſeinen Aeußerungen zurück, eine ſchneidende Ironie in ſeinen Urtheilen, und eine Menſchenverachtung, die mich erſchreckt, und die ich mir bei

seinem gefühlvollen Herzen nicht zu erklären weiß. Er selbst entschuldigte sie, als ich sie ihm einst vorwarf; er sey, sagte er, zu zeitig mit den Untugenden der Welt bekannt geworden, in eben der Epoche, in welcher das Herz sich am liebsten Ideale schafft. Der Kontrast sey gar zu herbe gewesen. Ich glaube auch, je inniger und feuriger ein Mensch fühlt, desto geneigter ist er zu Waldaus Fehlern. Und war dieß nicht auch mein Schicksal? Trotz dieser Ueberzeugung aber raubt jene tugendhafte Strenge mir bisweilen die Unbefangenheit, und aus Furcht seine Achtung zu verlieren, komme ich in Gefahr, mich ihm besser zeigen zu wollen, als ich bin. — Der Graf läßt sich auf allgemeine Urtheile fast nie ein. Wenn er sich nicht etwa in ein politisches Gespräch verwickelt, so spricht er meist nur von Begebenheiten des Tages; er ist, möcht ich sagen, wider Willen geistreich. Desto geflissentlicher legt er die Maske des Gefühls vor, begleitet versteckte Worte mit Seufzern, ist Viertelstunden lang stumm, stockt oft mitten im Gespräch zerstreut, und sieht mich mit Blicken an, deren Ausdruck mich verwirrt. Alle diese Blicke, alle diese schmeichelnden Reden sind mir aus seinem Liebeshandel mit Leonoren bekannt. Aber es bedarf dessen

nicht, um mich gegen sie zu waffnen. Ich kenne ihn, ich durchschaue ihn ganz! ein herzloses Spiel denkt er mit mir wie mit jener zu treiben, allein es soll ihm dießmal nicht gelingen. Er soll beschämt gestehen lernen, daß es doch Eine gegeben, die all' seine Künste nicht haben überwinden können. Ich kann nicht umhin, ich läugne es nicht, höflicher gegen ihn zu seyn, als es Anfangs meine Absicht war. In großen Versammlungen zwar setze ich seinen Huldigungen eine eisige Kälte entgegen. Aber in dem kleinen Zirkel bei Waldaus würde es unschicklich seyn, wollte ich durch zu viel Zurückhaltung die Heiterkeit der Unterhaltung und ihre Ungezwungenheit stören. Mein Bestreben ist hier, keinen auszuzeichnen, weder durch Aufmerksamkeit, noch durch Zurücksetzung, und ich glaube, daß ich dadurch meine Absicht: meine Freiheit auch äußerlich zu behaupten, am besten erreiche. Mein Herz ist bei weitem nicht befangen genug, um sich schon durch eine Wahl binden zu wollen. Verlassen Sie sich übrigens fest darauf, meine Freundin! ehe ich mich an den Verräther Hagen wegwerfe, eher sterbe ich tausendmal.

Eschen endlich, um doch auch von ihm zu reden, ist wohl von allen dreien am schwersten zu

durchschauen. Er schmeichelt mir nie; aber ich komme mir nie klüger und liebenswürdiger vor, als mit ihm. Die zarte Achtung, die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit der er mich behandelt, thut meinem Herzen wohl. Er spricht mir bisweilen von seiner Freundschaft, aber ein gewisses Etwas in seinem Betragen, sagt mir, daß er mehr als das für mich fühle. Ich achte ihn sehr. Aber für Waldau spricht so Vieles! Sein eigner Werth, Ihre Freundschaft, seine wahre innige Liebe (ja, ich erkenne sie deutlich in jedem seiner Blicke), die Vortrefflichkeit seiner Familie — nun ich habe ja nicht nöthig, mich sogleich zu einer Wahl zu entschließen. Nichts soll mich bewegen, meinem Herzen vorzugreifen. Geben Sie Acht, es wird sich bald zwischen Waldau und Eschen entscheiden!" —

Albertine glaubte ganz aufrichtig zu seyn, indem sie diesen Brief schrieb. Sie war allerdings entschlossen, zwischen Beiden zu wählen, aber sie schämte sich es selbst, noch mehr ihrer Freundin zu gestehen, was ihr die Wahl erschwerte. Bald wähnte sie den Einen, bald den Andern zu lieben; denn wenn ihr Herz frei wäre, woher denn sein ungestümes Klopfen? woher die namenlose Wehmuth,

die es bisweilen befiel? woher die schlaflosen Nächte? Ach! sie wollte die Züge dessen nicht erkennen, der ihr Schlummer, Ruhe und Heiterkeit raubte, sie wollte es nicht, bis die vermehrte Sicherheit des Grafen, bis seine größere Kühnheit es ihr endlich entdeckte, daß sie milder und gefälliger gegen ihn geworden war. „Wie," sagte sie zu sich selbst, als sie einst einsam saß: „diese Männer strecken gierig die Hände nach jeder Blüthe aus, alles Schöne wollen sie an sich reißen, genießen, und von sich werfen, als wäre die ganze Schöpfung nur da, ihre eigensüchtigen Begierden zu befriedigen. Einst, als du ihm ein Herz voll glühender Liebe entgegen trugst, als eins seiner Worte, als einer seiner Blicke hinreichte, dich zur Glückseligsten der Erde zu machen, als alle deine Nerven zitterten, wenn du von weitem seine Stimme hörtest, als du Nachts vor seinem Bilde auf den Knieen lagst, und dich glücklich gepriesen hättest, für ihn sterben zu können — damals verschmähte er dich, weil keine Reize deine bleichen Wangen schmückten; mit grausamer Achtlosigkeit ging er an der noch unenthüllten Knospe vorüber, die aufgeblühte Blume mit schonungsloser Hand zu verderben. Jetzt, jetzt will er dich besitzen, weil — und du sinkst nicht vor Schaam unter die

Erde, ſchwach gegen eine ſolche Liebe zu ſeyn! eine Liebe, die du einem zufälligen Gute, einer irdiſchen Schönheit verdankſt, deren Blüthe morgen der giftige Hauch einer Krankheit auf ewig zerſtören kann! — Liebe," fuhr ſie erglühend fort: „was ſag' ich! vielleicht treibt er nur ein eitles Spiel mit mir, wie er es mit Unzähligen getrieben! und ſeinem amusement will ich meine Ruhe opfern? und dieſer künſtlich angefachten Gluth ſoll es gelingen, die kalte Verachtung zu tilgen, mit der ich mich gegen ſeine Liebenswürdigkeit gewaffnet? meinen ganzen Stolz, das mächtige Gefühl einer tödtlichen Beleidigung muß ich hervorrufen, mich gegen ihren Zauber zu ſtählen? So tief bin ich geſunken!"

Sie verbarg das von Thränen benetzte Geſicht mit beiden Händen und ſaß ſo lange, ohne zu bemerken, daß der Graf leiſe eingetreten war und dicht neben ihr ſtand, bis er, ſie ſanft umfaſſend, ihre Hand ergriff. Erſchrocken fuhr ſie empor; als ſie ihn erkannte, riß ſie ſich mit einem Schrei von ihm los und floh in ihre Kammer. Er folgte ihr, hielt ſie mit liebenden Worten, aber gewaltſam ſtieß ſie ihn zurück, ohne zu bedenken, wie günſtig er ihr Betragen auslegen könne. Als ſie nach einer Stun-

de gefaßter in das Geſellſchaftszimmer der Majorin trat, empfing er ſie mit einem ſo glücklichen Lächeln, und ſein ganzes Weſen ſprach ſo deutlich ſeinen Triumph aus, daß es ihren Stolz empörte, und der Entſchluß, den ſie während ihrer Einſamkeit gefaßt, ſich befeſtigte. „Ich muß ihn haſſen, da ich ihn nicht lieben darf" war das Reſultat ihrer Ueberlegungen geweſen: „ich muß es ihm zeigen, und die Verachtung, die ich ihm beweiſen will, ſoll ihn überzeugen, daß jede Hoffnung Thorheit ſey." —

Dieſer Entſchluß gab, verbunden mit dem Augenblick, in welchem der Graf ſie überraſchte, ihrem Betragen in den Augen deſſelben eine Zweideutigkeit, die ihn nur immer kühner in den Verſicherungen ſeiner Liebe und zuverſichtlicher in ſeinen Hoffnungen machte. Liſtig wußte er es einzurichten, daß ſie an allen öffentlichen Orten in ſeiner Begleitung erſchien, und daß die geringen Höflichkeiten, die ihm Albertine erwies, in den Augen der Welt für Auszeichnungen galten. In ihrem Kopfe bildete ſich gagegen der Plan immer mehr aus, zu dem ihr empörter Stolz, und der tugendhafte Entſchluß, ſich von ihm loszumachen, den Grund gelegt.

Sie fühlte entschieden, bei der Ueberzeugung von der Unwiderstehlichkeit und bei der List des Grafen, werde die Stadt diesen für denjenigen halten, der ihrer überdrüßig geworden sey, wenn sie gerade jetzt mit ihm bräche, da sie ihm durch ein gefälligeres Betragen neue Rechte gegeben zu haben schien. Sie beschloß daher gleiche Waffen gegen ihn zu gebrauchen: ihn durch listiges Schweigen in seiner Sicherheit zu bestärken, seine Liebensschwüre nur mit Zweifeln in den Ernst seiner Absichten zu beantworten, ihn auf diese Weise zu einem förmlichen und gewissermaßen öffentlichen Antrag zu nöthigen, und durch die Beschämung einer eklatanten Abfertigung, Leonorens Schatten, ihr tausendfach beleidigtes Geschlecht, ihr verschmähtes Herz und — ihre neue Schwachheit zu rächen.

Mit Herzklopfen entwarf sie diesen Plan; mit ängstlicher Verlegenheit führte sie ihn aus und kam sie ihm zu Hülfe. Zwar ahnete sie noch nicht das unendliche Weh, das ihr das erste Ueberschreiten der Schranken der Redlichkeit bereiten werde, aber ihre Seele war zu edel, um sich in den künstlichen Getrieben einer überlegten Rolle wohl zu fühlen. Doch schien sie des Grafen täglich wachsende Ver-

wegenheit mehr und mehr darin bestärken zu sollen. Es war ihm kein kleiner Triumph, das klügste und stolzeste Mädchen endlich besiegt zu haben; die Achtung aber, die sie ihm unwillkürlich eingeflößt, ihre außerordentliche Schönheit, ihr Reichthum, die Wünsche seiner Verwandten, und endlich der Umstand, daß sie gewissermaßen vereinzelt in der Welt stand, der ihm die Gewißheit gab, von Niemand zur Rechenschaft gefordert zu werden, wenn er sich etwa in Verlauf einer längern Ehe gewisse Vernachlässigungen zu Schulden kommen ließe, — alles dieß bewog ihn zu dem Entschluß, sich unter das verhaßte eheliche Joch zu beugen, und sie zu seiner Gemahlin zu machen. Das Mißtrauen, das Albertine seinen Liebesbetheurungen entgegensetzte, ließ ihn schließen, daß es nur eines förmlichen Antrags bedürfe, und um sie vollkommen zufrieden zu stellen, nahm er sich vor, ihn in Gegenwart seiner Verwandten, die ihn zu einem entscheidenden Schritte drängten, zu machen. So sicher war er seiner Sache.

Während er aber noch Albertinen von allen Seiten angriff und jede Stelle, die sich schwächer zeigte entdeckte und benutzte, hatte sich ihr Wal-

dau mit Sturmschritten, Eschen aber mit leisen, besonnenen genaht. Ging Albertine einen einzigen vorwärts, so näherte er sich um zwei; trat sie wieder zurück, so entfernte er sich noch einmal so weit. Das Spiel unterhielt sie; sie glaubte überzeugt seyn zu dürfen, daß nicht Mangel an Liebe, daß nur seine Bescheidenheit, seine Armuth und Furcht vor dem Verdacht, um ihren Reichthum zu werben, ihn zurückhielt. Waldau hatte das nicht zu scheuen. Auch nahm ihn seine Leidenschaft so ganz ein, daß er weder daran zu denken schien, wie die Welt sie beurtheilen möchte, noch sie vor ihr oder dem Fräulein selbst zu verbergen.

Seitdem diese sich freundlicher gegen den Grafen betrug, sah sie ihn meist finster, stumm und zurückhaltend. Er heftete Blicke auf sie, in denen eine verzehrende Gluth brannte; wenn er sie mit jenem sprechen sah, stand er oft ungestüm auf und verließ mit einem so stürmischen Wesen das Zimmer, daß es Alle aus der Fassung brachte. Mutter und Schwester sendeten dann Blicke hinter ihm her, die Albertinens Herz ergriffen. Gepeinigt durch die Rücksichtslosigkeit seines Betragens, überredete sie sich, Waldau sey ein Brausekopf, der besser zum

Liebhaber als zum Ehemann tauge; seine Anlage zum Hausdespoten sey unverkennbar. Eschen dagegen ließ nie Eifersucht blicken, obwohl sie deutlich sah, daß er sie unabläßig beobachtete. In beständiger Furcht, von ihm durchschaut zu werden, schmeichelte ihr die Hochachtung, die er ihr bewies, doppelt, und sie fühlte sich bedeutend erhoben, wenn er die Festigkeit ihrer Grundsätze und ihre edle Offenherzigkeit rühmte. Waldaus Mißtrauen dagegen verdroß und beleidigte sie. So wahr ist es, daß wir dann die Achtung Anderer am meisten bedürfen, wenn wir in Gefahr sind, unsre eigne zu verlieren. Demohnerachtet aber beschloß sie, sich nicht eher zu entscheiden, als bis ihr Plan ausgeführt, und sie sich ganz von Hagen losgemacht. Dann, nahm sie sich vor, wolle sie ihr Herz ernsthaft prüfen und bei ihrer Wahl besondere Rücksichten auf die Stimme ihrer Freunde nehmen; sey es nun, daß sie von der Wahrhaftigkeit von Georgs Liebe am festesten überzeugt war, oder daß ein leises Etwas für ihn in ihrem Herzen sprach. Sie vermied sorgsam jedes Alleinseyn mit ihm, denn sie scheute sich, durch eine rasche Erklärung von seiner Seite früher zu einer Entscheidung gezwungen zu werden, als es ihrem Plane gemäß war.

Eines Abends, als in einem, Albertinen befreundeten Hause ein großes Fest veranstaltet war, zu dem man die ganze Stadt gebeten hatte, lehnte sie die Einladung ab, weil sie gehört, die Präsidentin sey unpaß, in der Absicht, dieser Gesellschaft zu leisten. Sie fand die Hausmutter auf dem Sopha sitzend, hinter dem Theetisch, um den Sohn und Töchter versammelt waren. Ihr unvermutheter Besuch erregte so große Freude, daß sie sich dadurch gerührt fühlte. Sie setzte sich unter die Geschwister und war bald in einem traulichen Gespräch mit ihnen. Aus Georgs Augen strahlten eine Heiterkeit, die lange eine düstre Schwermuth verdrängt hatte. Seit Monaten war sie gewohnt, ihn finster und untheilnehmend zu sehen, heute war er gesprächig, sanft und liebenswürdig. Die Dankbarkeit, daß sie ihn und den stillen Kreis seiner Verwandten den Huldigungen einer schimmernden Versammlung, der Hagen einen Theil des Glanzes verlieh, vorzog, stimmte ihn weicher als je und machte ihn all das Weh, das die Zweideutigkeit ihres Betragens ihm zugefügt, vergessen. Aber sein Muth sank gewaltig, als unvermuthet Eschen in das Zimmer trat. Albertine hatte ihm im Vorbeigehen gesagt, wo sie den Abend zubringen werde, und er,

der keine Gelegenheit verſäumte, ſie zu ſehn, hatte darauf gleichfalls abſagen laſſen. Albertine hatte ſich heute ſo glücklich im Beglücken gefühlt, daß ihr dieß Zuſammentreffen höchſt unangenehm war. Sie ſuchte ſich indeſſen zuſammen zu nehmen, ging in Eſchens Geſpräch ein, und alles ſchien wieder in das Geleis gekommen zu ſeyn, als plötzlich Waldau ein neues auf die Bahn brachte, es mit Gewalt herbeiziehend, das die Nothwendigkeit für ein junges Frauenzimmer, ihren Ruf zu berückſichtigen, zum Thema hatte. An ſeinem Stocken, an ſeinem Rothwerden, an ſeinem Niederſchlagen der Augen merkte Albertine bald, daß er mit Abſicht ſprach, denn bei Perſonen, die von Natur offenherzig ſind, und die ſich aus edlem Stolz in keiner Art von Verſtellung geübt haben, macht gewöhnlich die Mühe, mit der ſie die ungewohnte Arbeit verrichten, wenn ſie ſich ja einmal herablaſſen, in Anſpielungen zu reden, die Zuhörer aufmerkſam und mißtrauiſch.

Ohne Albertinen anzuſehen, gegen Eſchen gewendet, ſagte er: „nichts ſchade einem tugendhaften Frauenzimmer in der Meinung der Welt mehr, als ein häufiges Zuſammenſtellen ihres Na-

mens mit dem eines bekannten roué's. Sie müsse daher sorglich vermeiden, oft mit ihm öffentlich zu erscheinen; selbst ein bloß leidendes Verhalten errege Verdacht, sie dürfe nicht hoffen, daß ihr Verhältniß mit ihm als ein, die Schranken der Galanterie nicht überschreitendes, angesehn werde. Denn da Männer und Frauen der großen Welt überhaupt nicht geneigt seyen, vortheilhaft von diesem zu denken, letztre aber vorzüglich deswegen, weil sie in der Allgemeinheit der Schwäche ihre einzige Entschuldigung fänden, so zeuge alles was im erwähnten Verhältnisse nicht für die Tugend eines Frauenzimmers zeuge, unwiderruflich wider sie."

Albertine warf den schönen Mund ein wenig auf. Eschen aber entgegnete, ohne nur die mindeste Befangenheit merken zu lassen; er könne ihm nur bedingt Recht geben. Gewöhnliche Frauen wären allerdings den strengen Gesetzen der Meinung unterworfen, es gäbe aber eine gewisse sichre Tugend, die über jeden Verdacht erhaben sey, und die er die wahre weibliche Würde nennen möchte. Er halte die Welt für klug genug, diese von der falschen unterscheiden zu können, die nur von Rücksichten auf sie und von der Furcht bei ihr zu verlieren, be-

wacht werde. Indeſſen ſey ſie freilich dem Neide am meiſten ausgeſetzt, der am liebſten „das Strahlende ſchwärze" — und es könne ſich wohl fügen, daß ſie öffentlich Fehltritte beſchuldigt würde, an die niemand glaubte. Dieß zu vermeiden werde ein kluges Frauenzimmer ſchicklich finden, weniger aus Furcht vor böſen Zeugen ſelbſt, als weil jeder Fleck ihres Rufs einen Wüſtling ein angebliches Recht zu geben ſcheine." — Waldau antwortete nicht; er mahlte gedankenvoll auf den Tiſch; Mutter und Töchter ſahn auf ihre Arbeit. Albertine ſaß mit derjenigen ſtolzen Miene da, hinter welcher ſie oft ihre Verlegenheit zu verbergen pflegte.

Da führte ein unglückliches Ohngefähr plötzlich den Grafen herbei. Er könne, ſagte er, nicht umhin, ſich im Vorüberfahren nach dem Befinden der Frau Präſidentin zu erkundigen. Dieſe gab ihm ziemlich lauen Beſcheid, und warf einen Blick auf Albertinen, deſſen argwöhniſcher Ausdruck ſie beleidigte. Der Graf war ſo unbefangen, als ahnde er die Störung nicht, die er verurſacht. Er ſchwatzte allerlei; ein gewiſſer Hohn aber, der um ſeinen Mund ſpielte, verrieth, daß er ſich heimlich an der allgemeinen Verwirrung ergötzte. Einmal

während Eschen etwas erzählte, warum ihn die Präsidentin befragt, lehnte er sich über Albertinens Stuhl und flüsterte ihr ein unbedeutendes Wort zu, daß sie kaum verstand; der Gedanke aber was die Gesellschaft von dieser Vertraulichkeit denken werde, setzte sie in eine solche Bestürzung, daß der Verdacht derselben dadurch nur vermehrt ward. Endlich erhob sich der Graf; er warf, indem er Albertinen die Hand küßte, auf Georg einen Blick des Triumphs. Dieser aber schien weder zu sehn noch zu hören, und fuhr wie aus einem Traume empor, als seine Mutter, ihn anstoßend, sagte: „Georg, Graf Hagen empfiehlt sich!" worauf er ihm eine mechanische Verbeugung machte.

Als er fort war, reichte Eschens ganze Gewandheit nicht hin, die Unbefangenheit nur scheinbar wieder herzustellen. Albertine brach zeitig auf und ward nicht gebeten zu bleiben. —

Den andern Morgen stand sie eben sinnend am Fenster, als sie Waldaun mit hastigen Schritten auf ihr Haus zukommen sah. Er blickte herauf; er hatte sie erkannt; es war nicht mehr Zeit sich verläugnen zu lassen. Ach! seufzte sie unruhig: jetzt

grade, jetzt! was soll ich thun? soll ich ihn abweisen? ihn betrügen? Eins wie das andere kann ich nicht!" — Noch hatte sie keine Fassung errungen, als sie ihn, mit einer finstern Miene eintreten sah. Unvermögend zu reden, wies sie ihm schweigend einen Platz neben sich an. Stumm setzte er sich, und hob nach einer ängstlichen Pause zu sprechen an. Ohne Einleitung sagte er ihr, daß er gekommen sey, sie um die Entscheidung seines Lebensglückes zu bitten; er habe lange umsonst den Augenblick gesucht, indeß könne, daß er sie liebe, ihr kein Geheimniß mehr seyn. „Wie theuer Sie mir sind," fuhr er mit entschloßnerem Tone und düsterer Miene fort, „kann und will ich nicht aussprechen, denn kein Mitleid soll Sie bestechen, sich gegen die Stimme Ihres Herzens aufzulehnen."

Die Trockenheit und anscheinende Ruhe dieser Erklärung kältete Albertinen, die sich noch eben auf das günstigste für ihn gestimmt gefühlt hatte, in dem Grade ab, daß sie den Muth in sich fand, ihm zu sagen, daß sie seine Freundin sey, es ewig bleiben wolle, ihm aber nimmer mehr werden könne. Er legte die Hand über die Augen und saß so lange. Dann stand er plötzlich auf, blickte sie schmerzlich

an und ſagte mit einer Stimme, der er vergebens Feſtigkeit zu geben ſuchte: „Albertine, vergönnen Sie mir eine Frage!“ — „Mein Freund,“ erwiederte ſie gerührt, „ich will ſie Ihnen offenherzig beantworten.“ — „Lieben Sie Hagen?“ — „Ich verachte ihn.“ — „Und lieben ihn?“ — „Waldau!“ —

Er ging mit raſchen Schritten das Zimmer auf und ab. Auf einmal ſtand er neben Albertinen, die ihn ängſtlich betrachtete, ſtill, ergriff ihre Hand und rief mit einem ſo ſchmerzlichen Tone, daß ſie ſich wie eine Schwerſchuldige vorkam, mit einem Tone, der ſich aus einer zerrißnen Bruſt mühſam loszuringen ſchien: „Leben Sie wohl, Albertine! ich weiß, Sie wollten mir es erſparen, aber beſſer, ich leere den Giftbecher mit einem muthigen Zuge, als daß Sie mir ihn tropfenweiſe, tödtlich, quälend eingeben. O leben Sie wohl! ſeyen Sie Eſchens! er liebt Sie! wer könnte Sie ſehn und Sie nicht lieben! aber bei dem heiligen Gotte, treuer hat es keiner mit Ihnen gemeint, als der Freund, den Sie von ſich ſtoßen! Leb' wohl! rief er noch einmal und ſtürzte aus dem Zimmer. Erſchüttert ſah ſie ihm nach. Sie wollte ihn zurückrufen, wollte ſich die

Seine nennen, beklemmt wie ſie war, verſagte zum Glück ihr die Stimme, denn wie würde ſein, nur an Einem Gegenſtand leidenſchaftlich hängendes Herz die Unentſchloſſenheit ihres zerſpaltenen Gemüths gedeutet haben! Nein, ſagte ſie endlich, der Edle verdient ein ungetheiltes Herz. Eine ſo bedingte Liebe, wie die Meinige, würde ſeiner ſtürmiſchen Bruſt nicht genügen!

Waldau ſuchte weder ſeinen Schmerz, noch deſſen Veranlaſſung zu verläugnen. Er vermied Albertinen ſorgfältig, weniger ſich ſelbſt zu ſchonen, als der Geliebten eine unangenehme Empfindung zu erſparen. Dieſe ward nicht wieder zu Waldaus eingeladen, und kam auch nicht von ſelbſt. Sie war billig genug, es natürlich zu finden, daß die Präſidentin, als ſie ſie einmal am dritten Orte traf, verlegen und zurückhaltend gegen ſie war. Manche Perſonen glauben recht fein zu ſeyn, indem ſie ſich beſtreben, jede Art von Empfindlichkeit zu verbergen, und für jede Verletzung eine lächelnde Miene bereit halten. Sie bedenken nicht, daß ſie, indem ſie Gleichgültigkeit gegen eine Kränkung ihres Gefühls beweiſen, denjenigen, der ſie verurſachte, wenig zu achten ſcheinen, und daß ſie auf

dieſe Art gewiſſermaßen die Beleidigung erwiedern. Albertine hoffte, die Zeit werde, Georgs Wunde heilend, ihr Verhältniß zu einer Familie wieder herſtellen, die ſie ſo hoch ſchätzte; ſie war aber zu ſehr mit ihrem Plane beſchäftigt, als daß ſie ſich hätte dem Mitleid, das ihr Georg einflößte, ganz hingeben können. Sie beredete ſich, daß dieſer ſich eher erklärt als Eſchen, ſey ein Fingerzeig der Vorſehung, daß ſie dieſem angehören ſolle und nicht jenem beſtimmt ſey. Hätte ſie Eſchen wahrhaft geliebt, ſo würde ſein furchtſames Zaudern ſie ungeduldig gemacht haben, ſie ſah aber darin nur eine Unterſtützung ihres Vorſatzes, ſicher, daß es ihr nur einen Wink koſte, den Zaghaften muthig zu machen.

So kam es auch, daß ſie es ruhig lächelnd anhörte, als dienſtfertige Freundinnen ihr hinterbrachten, daß ihr beſonnener diplomatiſcher Liebhaber ſie neulich beinahe verläugnet habe. In einem Caffeehauſe, erzählten ſie, ſey kürzlich eine Geſellſchaft junger Männer verſammelt geweſen, von denen einige dem Grafen Hagen Glück wegen der neuen Eroberung gewünſcht hätten. Er aber habe achſelzuckend, ſeufzend und lächelnd geantwortet: „er ſey noch weit von ſeinem Ziele entfernt; unter ihnen befinde ſich

ein mächtiger Nebenbuhler, der mit leisen Füßen seinen Flügelschritt einzuholen drohe;" wobei er sich gegen Eschen gewendet und demselben gleichsam eine Erklärung abgenöthigt habe. Dieser habe darauf geäußert: „er könne auf ein Glück keine Ansprüche machen, welches eher für den Grafen bestimmt zu seyn scheine; er fühle sich geehrt der Freund des Fräulein von Horneck zu seyn; für einen Liebeshandel nach der Mode achte er sie zu sehr, und nach der Hand der reichsten Erbin des Landes zu streben, habe er zu wenig Selbstvertrauen und zu viel Stolz. Er fühle sich nicht berechtigt, sich irgend jemand, der Ansprüche auf eine höhere Gunst mache, in den Weg zu stellen." —

Diese Erklärung schien Hagens Entschluß den Ausschlag gegeben zu haben. Er nahm einen günstigen Augenblick wahr, ihr seine Liebesbetheurungen zu wiederholen, und als sie ihm entgegnete: sie schätze ihr Herz zu sehr, es ihm zu einem flüchtigen Spielwerk zu überlassen, sie förmlich um ihre Hand zu bitten. Albertine schwieg, indem in ihrem Herzen triumphirende Freude mit heimlicher Angst stritt. Sie stand auf und sagte mit einer Stimme, der sie kein Zittern anzukünsteln brauchte:

„Herr Graf, wenn ich Ihrem Worte mißtraue, so schreiben Sie Sich die Schuld selbst zu. Mit eben der Miene haben Sie schon manches Herz getäuscht; wer giebt mir Bürgschaft, daß Sie es redlich mit mir meinen?“ — und ohne auf seine Schwüre zu achten, entfernte sie sich schnell, als fürchte sie zu viel gesagt zu haben, wirklich aber, weil sie glaubte, ihm genugsam angedeutet zu haben, was er zu thun hätte.

Den folgenden Morgen ließen sich mehrere der bedeutendsten Mitglieder der Familie Hagen bei der Majorin, die von ihrer Absicht unterrichtet war, ansagen; und da sie diese nicht mit vorher melden ließen, so glaubte Albertine sich nichts zu vergeben, wenn sie sie annähme. Ihr Herz klopfte ungestüm, als sie sich nun dem Ziele so nahe sah, zu welchem die Schleichwege der List und Verstellung sie geführt. Unruhig ging sie im Zimmer umher, sich es tausendmal wiederholend, was sie ihm sagen, wie sie ihn beschämen, demüthigen, niederschlagen wolle. Es schien, als finde ihr Herz ein eigenthümliches Vergnügen darin, sich selbst weh zu thun, so wie man oft besonders geneigt ist, eine wunde Stelle durch allerlei Verletzungen aufzureizen. Ge-

ſchäftig bereitete ſie alles vor, ihren Triumph zu verherrlichen. Einige Bekannte, die ihr eine Morgenviſite zu machen, kamen, bat ſie ihr heute Abend bei einem langweiligen ſteifen Beſuch, den ſie erwarte, beizuſtehn; auch zu einigen Freundinnen ſchickte ſie, und ließ ſie unter verſchiedenem Vorwand einladen. Sie betrieb indeſſen dieſe Angelegenheiten mit quälender Herzensangſt, und als ſie unerwartet Eſchen zu ſich eintreten ſah, befiel ſie plötzlich eine Ahnung, daß bei ihrem Vorhaben ein Beſchützer ihr nöthig werden könne.

Auf Eſchens Geſichte lag eine ſanfte Trauer, die Albertine nicht an ihm gewohnt war. „Was haben Sie?“ fragte ſie theilnehmend. — Zögernd antwortete er: „Ich komme von Waldau. Der Anblick des Unglücklichen hat mich ſchmerzlich aufgeregt, und mir trübe Bilder vor die Seele geführt.“ — „Auch ich beklage ihn,“ verſetzte ſie, „aber Sie, Eſchen, dürfen es nicht ohne mich zu kränken.“ —

Er ſah ſie mit einem Blicke an, aus welchem der Schimmer einer ſüßen Hoffnung leuchtete; nach einer kleinen Pauſe aber erwiderte er: „Das Herz,

mein Fräulein, iſt enger als das meine, das neben einem mächtigeren Gefühle nicht auch noch Raum für die Freundſchaft hat."

Die Unterredung ging mit leiſen Schritten vorwärts, bis ſie ihr Ziel erreichte. Waldaus Zurückweiſung, Albertinens Erklärung, daß ſie Hagen nicht liebe, ihre gütigere und befangnere Stimmung flößten ihm Muth ein. Nach einer Stunde nannte Albertine, von Eſchens Armen zärtlich umfaßt, ihn ihren Geliebten, ihren Bräutigam, und erfreute ſich des feurigern Ausdrucks einer Liebe, die nur ſtolze Beſcheidenheit in den Schranken einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit gehalten zu haben ſchien. Nachdem ſie eine Weile wohlgefällig angehört, wie er ſich den Glücklichſten der Sterblichen nannte, wie er ihr die ängſtlichen Zweifel ſchilderte, in denen er bisher gelebt, nahm ſie Gelegenheit, von dem zu ſprechen, was nothwendig berichtigt werden mußte. Er fand ſich willig in's Künftige ſich Eſchen-Horneck zu nennen, und theilte ihr, auf ihr Befragen, obwohl er anfänglich meinte, er habe jetzt nicht Zeit daran zu denken, ſeine Pläne für die Zukunft mit. Seine kühnen Entwürfe ließen auf einen großen Ehrgeiz

ſchließen, aber es ſchien ihn eben ſo ſehr der Wunſch, dem Staate nützlich zu ſeyn, als Sorge für den Vortheil ſeiner Perſon zu leiten. Schon früher hatte Albertine gehört, daß nur ſeine Armuth ihn hindere, einen wichtigen Geſandſchaftspoſten zu bekleiden, zu dem ſeine ungewöhnlichen Geiſtesgaben ihn fähiger als irgend jemand machten. „Ich freue mich," ſagte ſie lächend, als ſie es nun von ihm ſelbſt hörte, „auch meinerſeits dem Vaterlande einen Dienſt leiſten zu können." — Er küßte ihr zärtlich die Hand, und ſie beſchied ihn auf den Abend wieder zu ſich, ihn der Majorin als ihren Bräutigam vorzuſtellen.

Als er zur beſtimmten Stunde kam, machte dieſe, welche die Hagens erwartete, ein ziemlich langes Geſicht. Da ſie aber keinen Augenblick zweifelte, der Graf werde das Jawort erhalten, ſo war ſie eben nicht unzufrieden, als ſich zufällig, wie ſie meinte, mehrere Freunde einſtellten. Die Familie aber, die vorausſetzte, man wüßte warum ſie käme, ſchien einigermaßen verwundert, Geſellſchaft zu finden. Das Geſpräch ſchlich ſteif und gezwungen eine Zeitlang fort. Eſchen war nicht wenig erſtaunt über die allgemeine Verlegenheit. Der Graf ſelbſt

war der einzige Unbefangene. Seines Sieges gewiß, konnte es ihm nur schmeicheln, mehrere Zeugen seines Triumphs zu haben. Er ließ sich auch durch Albertinens frostigen Empfang nicht irre machen, nahte sich ihr zuversichtlich und küßte ihr mit einem Blicke die Hand, durch dessen Zärtlichkeit er den letzten Rest jungfräulicher Sprödigkeit zu verscheuchen hoffte. Es ward ihm nicht schwer, eine Pause im Gespräch zu seiner Absicht zu benuzen. Ohne Verlegenheit stand er auf, trat auf Albertinen zu, und begann mit einem Anstand, dessen Leichtigkeit die Feierlichkeit des Augenblicks milderte, und mit einer Stimme, in welche er all die Süßigkeit legte, deren sie fähig war. — „Ich wäre zu glücklich, schöne Albertine, wenn ich mir schmeicheln dürfte, Ihr Herz ahne, was mich heute in so ehrwürdiger Begleitung zu Ihnen führt. Die grausamen Zweifel sind es, die Sie bisher den Betheurungen meiner Liebe entgegengesetzt. Leider muß ich gestehn, daß ich sie mir selbst durch einen Leichtsinn zugezogen, von dessen ganzer Strafwürdigkeit das Mißtrauen, das Sie in mein Wort setzen, mich überzeugt. Sie werden die Bürgschaft achtungswerther Personen, mit denen verwandt zu seyn ich mir zur größten Ehre rechne, nicht ver-

ſchmähen. Erlauben Sie mir alſo, mein theures Fräulein, Sie heute in Gegenwart dieſer Damen und Herren zu bitten, mich zum Glücklichſten der Erde zu machen, und der Verſicherung Glauben zu ſchenken, daß ich mich durch die pünktlichſte Treue und unumſchränkte Verehrung Ihrer würdig zu machen ſuchen werde!" —

Während er ſprach hatte ſich Albertine alles zurückgerufen, was ihr heute Morgen ihr beleidigtes Herz eingegeben, und ſich mit einer ſo wegwerfenden Kälte von ihm gewendet, daß die ganze Verwegenheit des Grafen dazu gehörte, nicht aus der Faſſung zu kommen. Eben war ſie im Begriff zu antworten, als der alte Graf Hagen, der erſte Miniſter des Landes ſich erhob, die Worte ſeines Neffen auf eine ſchmeichelhafte Weiſe beſtätigte, und ihr verſicherte, die Familie ſey ſtolz darauf ſie aufzunehmen, und verſpreche ſich die vortheilhafteſten Wirkungen ihrer Schönheit und Tugend. Die Scheu ſeines Vetters vor einer ernſthaften Verbindung ſey bisher das einzige geweſen, das man an ihm habe ausſetzen können, denn er ſey anerkannt einer der bravſten Offiziere der Armee, und der beſte Cavalier von der Welt; dann fügte er noch

einige Worte hinzu, durch die er ihr auf versteckte Weise zu verstehen gab, daß auch sie es sich zur Ehre rechnen müsse, einer Familie, wie der seinen, anzugehören.

Albertine hörte ihn mit gesenkten Augen und achtungsvollem Schweigen an. Dann antwortete sie mit einem ernsten und entschloßenen Tone: „Kein Zweifel, Herr Graf, daß mich die Verwandtschaft mit einem der angesehensten und ältesten Häuser des Landes ehren würde. Vergönnen Sie mir, Ihnen für jetzt nur mit der Versicherung meines Dankes für Ihre gütige Gesinnung gegen mich, zu antworten, und mich in Hinsicht der Hauptsache an Ihren Herrn Neffen selbst zu wenden. Ihnen, mein Herr!" fuhr sie, mit stolzer Strenge zu diesem gewendet, fort, „will ich nicht bergen, daß die Verwegenheit, mit der Sie so wohl mich als diese ehrwürdige Versammlung in die peinlichste Verlegenheit setzen, mich auf das Aeußerste befremdet. Erinnern Sie sich, daß es keinesweges Zweifel in die Lauterkeit Ihrer Absichten allein waren, was mich bewog, Ihre tausendmal wiederholten Anträge zurückzuweisen; daß ich Ihnen eben so oft gesagt, daß meine Grundsätze mir durchaus verböten,

einem Mann geneigt zu seyn, der es sich zum Geschäft macht, die heiligsten Gesetze der Tugend mit Füßen zu treten. Diesen Grundsätzen zu folgen bin ich fest entschlossen, und ich rechne mir dieß um so weniger als Verdienst an, als sie vollkommen mit meinem Herzen übereinstimmen, auf dessen Antrieb ich mich heute Morgen mit Herrn von Eschen verlobt." — So sprach sie, und trat, des Freundes Hand ergreifend, zu ihm.

Wenn ein Blitzstrahl aus heitrer Luft niederfährt, so kann er keine größere Bestürzung verursachen, als Albertinens letzte Worte. Der Mann, dem es nie an Ausdrücken gefehlt, wenn er ein Herz betrügen wollte, dem noch kein unerwartetes Hinderniß aus der Fassung gebracht, der noch nie einen beleidigenden Blick ungestraft empfangen, — derselbe Mann stand jetzt bleich, athemlos, ohnmächtig zur Rache, durch die Verachtung eines schwachen Mädchens vernichtet. Die Familie erhob sich schnell. Der Minister sagte, indem er seinen Zorn zu verbergen suchte: „Ei ei, mein Neffe, waren Sie Ihrer Sache nicht gewisser?" Auch die Damen erlaubten sich einige Vorwürfe; Hagen stand wie vom Donner gerührt.

Albertinens glänzende Augen sprachen einen stolzen Triumph aus. Seit lange hatte ihr Herz nicht so frei und glücklich geschlagen, als in diesem Augenblick der Rache. Sie weidete sich an seiner Bestürzung und fühlte sich gehoben durch den Sieg über eine Schwäche, deren Bewußtseyn sie niederdrückte. Alle, sagte sie für sich, die er einst bezaubert, sollten ihn so sehn! wie den Mann mit dem Gefühl seiner Allmacht plötzlich alle Anmuth verlassen; wie seine schönen Züge die Beschämung entstellt! —

Plötzlich aber färbte des jungen Mannes Gesicht sich mit dunkelm Roth und er faßte sich so weit sagen zu können: „In der That, mein Oheim! ich habe einen andern Ausgang erwartet. Vergeben Sie mir, meine Damen! ich glaubte mich durch Fräulein Hornecks Betragen zu andern Erwartungen berechtigt.“ — „Ich weiß, Herr Graf,“ fiel Albertine mit Hohn ein, „wie gern Sie sich Hoffnungen überlassen, die sich auf das Bewußtseyn Ihrer Unwiderstehlichkeit gründen. Ich bin nicht gesonnen diesen Grund zu befestigen. Von heute an werden Sie sich wohl nach einem andern Boden umsehen müssen, wenn Ihre Entwürfe gedeihen sol-

len.“ — „Wie dem auch ſey,“ verſetzte der Graf, indem er ſich vollkommen geſammelt hatte: „ich wünſche Ihnen Glück, Herr von Eſchen! ſagte ich es Ihnen nicht zuvor, Sie würden mit Ihren bedächtigen Schritten eher an's Ziel gelangen, als ich mit meinen Flügeln? Nun wir bleiben Freunde!“ fuhr er fort, indem er jenem die Hand ſchüttelte, der verlegen daſtand. Darauf bot er einer ſeiner Tanten den Arm und verließ, ſich flüchtig verbeugend, das Zimmer. Der Miniſter und die Uebrigen folgten.

Als ſie fort waren, bemerkte Albertine erſt die Unzufriedenheit auf Eſchen's Stirn. Sie bemühte ſich zärtlich um ihn, und er ward es kaum gewahr, als er eine heitere Miene annahm, indeſſen blieb ihm den ganzen Abend eine gewiſſe Zerſtreuung. Deutlicher zeigte die Majorin ihren Unmuth. Nachdem ſie Albertinen auf eine ſteife Weiſe gratulirt, zog ſie ſich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihr Cabinet zurück.

Auch die Freunde entfernten ſich, nachdem ſie ſich eine Weile an Hagens Beſtürzung beluſtigt, ohne Albertinen merken zu laſſen, wie ſehr ſie den Uebermuth ihres Betragens mißbilligten. Als

ſpäter auch Eſchen ihnen gefolgt, und Albertine allein war, hatte ſie nicht Zeit über den Verlauf dieſes wichtigen Tages nachzudenken, ſo ganz nahm ſie das ſüße Gefühl befriedigter Rache ein. Ohne Aufhören wiederholte ſie ſich die Scene, in der ſie den Stolzen zu Boden geſchmettert, und prieß ſich glücklich, ihr mißhandeltes Geſchlecht gerächt zu haben. Nur bisweilen ſtörte ſie der Gedanke an Eſchens Mißbilligung.

Von dieſer war übrigens nichts mehr zu ſpüren, als er ſie den folgenden Tag beſuchte. Nach einiger Zeit erfuhr ſie, was ihn damals beunruhigt. Der alte Graf Hagen hatte einen beſondern Einfluß auf die Beſetzung der Stelle, um die ſich Eſchen bewarb. Nach jenem Auftritt wurden ihm unvermerkt bedeutende Hinderniſſe in den Weg gelegt, und er ſah ſich genöthigt, ſich um die Gunſt eines andern wichtigen Mannes zu bemühen. Er wählte dazu Mittel, die ſeiner Braut eben nicht gefielen. Der alte Mann hatte eine junge Freundin, die ihn ganz beherrſchte. Dieſe, eitel und niedrig geſinnt, war nach ſeiner Meinung nur durch Geſchenke zu gewinnen. Albertine, ſich bewußt Eſchen um Hagens Schutz gebracht zu

haben, und ihre Unzufriedenheit beſchwichtigend, indem ſie ſich beredete, Eſchen kenne die Welt beſſer als ſie, fand ſich willig ihm bedeutende Summen anzuweiſen, die zu einem koſtbaren Shawl und einem prächtigen Schmuck angewendet werden ſollten. „Was mein iſt, ſey auch ſein!“ ſagte ſie, aber eine geheime Stimme flüſterte ihr zu, Georg würde ſolche Mittel verſchmäht haben. Sie wünſchte indeſſen ſelbſt lebhaft das Gelingen von Eſchens Plan, damit die Heirath beſchleunigt werde, und ſie eine Stadt verlaſſen könne, wo ſie ſich ſeit Kurzem unbeſchreiblich unwohl fühlte.

Ihre Abſicht, den Grafen zu demüthigen, war nur allzugut gelungen. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von ſeiner Abfertigung in der Stadt umher; allein Albertine hatte ſich geirrt, wenn ſie ſich, in der Vorausſetzung, nicht ihr tugendhaftes Herz allein werde von des Grafen Uebermuth empört, mit allgemeinem Beifall ſchmeichelte. Man ergötzte ſich an der Scene, allein die Männer ſind zu ſehr von den Vorrechten, die ihnen die Natur zugetheilt, durchdrungen, und halten zu ſehr zuſammen, um nicht in einem bedeutenden Individuum ihr ganzes Geſchlecht beleidigt zu finden; die Frauen aber,

fühlen ſich, ihrer Schwäche bewußt, durch die Stärke einer Andern zu ſehr beſchämt, als daß ſie nicht die Gelegenheit begierig ergreifen ſollten, Prinzipien der Moral, der Sanftmuth, der Beſcheidenheit an den Tag zu legen. Demohnerachtet konnte der Graf häufigen Neckereien nicht entgehen, welche die Flamme des Zorns nur immer mehr anblieſen, und den Stachel der Beleidigung nur immer tiefer in eine Bruſt drückten, die nach Rache lechzte. Er ſchwor ſich, alles daran zu ſetzen, Albertinens Stolz auf das empfindlichſte zu kränken, und die Erinnerung ihrer ehemaligen Schwachheit, die ſie in ewige Vergeſſenheit begraben glaubte, kam ihm zu Hülfe. Es gehörte Albertinens Unerfahrenheit dazu, ſich einzubilden, ein Mann, vertraut mit allen Schwächen und Verirrungen weiblicher Herzen, könne die Leidenſchaft eines ſechzehnjährigen Mädchens überſehen, die ihn ſelbſt zum Gegenſtand hatte. Wenn er ſie früher nicht bemerken wollte, ſo war es nur, weil ihm Albertine eines Liebesabentheuers nicht werth ſchien. Deſto beſſer ſollte ihm die Erinnerung dienen. Er begann damit, das Fräulein in öffentlichen Geſellſchaften förmlich zu verfolgen, und ſie durch ſeine bloße Gegenwart zu beleidigen. Er war immer in

ihrer Nähe, ohne die mindeſte Notiz von ihr zu nehmen, pfiff, ſang dicht neben ihr, oder ſtarrte ſie lange an, flüſterte dann ſeinem Nachbar etwas zu und lachte überlaut. Die Arme gerieth in die peinlichſte Beſtürzung; ſie mied ihn ſo ſehr, als er ſich an ſie drängte, und wußte nicht, ob es ſie verdrießen oder freuen ſollte, daß Eſchen dafür taub und blind zu ſeyn ſchien; daß er den Grafen immer mit großer Höflichkeit behandelte, und grade immer im angelegentlichſten Geſpräch verwickelt war, wenn jener am ungezogenſten wurde.

Aus Furcht endlich einen eclatanten Auftritt herbei zu führen, fing ſie an ſich immer mehr zurückzuziehen. Eſchen beſtärkte ſie darin und ſuchte ihr durch ſeine geiſtreichen Unterhaltungen die ungewohnte Einſamkeit erträglich zu machen. Da er aber ſehr viel zu thun hatte, alles in Bewegung zu ſetzen, was ſeinen Zwecken behülflich ſeyn konnte, ja ſich ſogar genöthigt ſah, einige Mal mehrere Tage auf dem Gute der Geliebten ſeines Beſchützers, die Geſchmack an ihm gewonnen, zuzubringen, ſo blieb ihr Zeit genug übrig, ſich den trübſten Betrachtungen und den ſchmerzlichſten Ahnungen zu überlaſſen.

Einſt, als eben Eſchen auch abweſend war, führte der Graf mit boshafter Liſt in einer Geſellſchaft junger Männer das Geſpräch auf Albertinen, und äußerte ſich nach mancherlei Hin- und Herreden ohngefähr auf folgende Art: „Um billig zu ſeyn, kann ich's der ſchönen Albertine nicht verdenken, daß ſie mich ein wenig dafür haßt, daß ich ihr vor ein paar Jahren die reizende Leonore vorzog. Ich habe, wie man zur Gnüge weiß, eben kein hartes Herz, und getraue mich allenfalls es mit zwei Schönen auf einmal aufzunehmen, ſelbſt wenn ſie unter einem Dache wohnen; aber die Kleine war damals ein wahres Nachtgeſpenſt, bleich, hager und verdammt eiferſüchtig. Alles das machte mir wenig Luſt zu einem doppelten Abentheuer. Das arme Kind, dauerte mich indeſſen. Sie wußte ſich gar nicht zu verſtellen. Jeder Kuß Leonorens koſtete ihr eine Thräne, und um ſie nur nicht ausbrechen zu laſſen, mußte ich ſie von Zeit zu Zeit durch ein ſchmeichelndes Wörtchen beruhigen. Aber weiter zu gehn konnte ich mich doch nicht entſchließen." — Und nun folgten Beweiſe, Anekdoten, Erklärungen, die den Zuhörern eine frivole Luſt verurſachten, wenn auch die Mehrzahl im Herzen den Grafen tadelte. Noch ſelbigen Abend erzählten die

Männer es ihren Frauen, Freundinnen, Schwestern wieder, und ehe der folgende Tag um war, wußte die halbe Stadt die Ursache von Albertinens Haß gegen den Grafen, den dritten aber war schon alles zu den Ohren des Fräuleins gelangt.

Diese Beleidigung setzte sie in einen solchen Zorn, daß sie sich selbst nicht mehr kannte, laut weinte, die Hände rang, den Bösewicht verwünschte, und durchaus unfähig blieb, einen andern Gedanken zu fassen. Beschämung, Schmerz, Wuth und das Gefühl ihrer Ohnmacht stritten um ihr Herz; nur die Sehnsucht nach Rache wich nicht daraus. „Wenn nur Eschen käme," seufzte sie zwanzigmal und endlich kam er.

Ohne zu bedenken was sie that, stürzte sie ihm entgegen, und erzählte ihm unter heißen Thränen, unter heftigen Verwünschungen Hagens, wie sie mißhandelt sey.

Finster hörte er sie an: „Ich verdenke es Ihnen sehr," sagte er kalt, „daß Sie dem Geschwätz müßiger Caffeeschwestern Gehör geben." „Wie,"

rief sie erschrocken: „diese Gleichgültigkeit bei meinen Thränen! ein Geschwätz! zu sehr nur überzeugt mich von der Wahrheit desselben das schmählich beleidigende Betragen, dessen sich der Elende seit lange gegen mich erfrecht." — „Ich hatte stets die Ehre Ihr Begleiter zu seyn," versetzte Eschen, „mich würde jede Beleidigung am empfindlichsten getroffen haben." — „Allerdings," erwiederte Albertine mit einiger Bitterkeit, „hätten Sie es bemerken müssen, hätten Sie sich nicht immer in so tiefsinnige Gespräche verwickelt." — „Das Bewußtseyn, ihn beleidigt zu haben, täuscht Sie," sagte jener. — — „Nicht meine Liebe zu Ihnen," antwortete sie gekränkt; „berechtigt Sie, dieß mir vorzuwerfen." — „Es war keinesweges meine Absicht," entgegnete der Bräutigam, „als Sie jenen unbesonnenen Schritt thaten, waren Sie vollkommen Herrin Ihrer Handlungen." — „Daß ich es nicht mehr bin," erwiederte sie, „ist die Folge einer Wahl, die Sie gewiß nicht die Absicht haben, mich bereuen zu lassen. Ich habe bis jetzt meine Freude und meinen Stolz darin gesetzt, meine Wünsche den Ihrigen zu unterwerfen, aber ich hätte in der That mehr Gefälligkeit gegen die meinen bei Ihnen vorausgesetzt." —

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte er düſter. — „Rechtfertigung meiner Ehre!“ antwortete ſie entſchloſſen. — „In der That,“ verſetzte er bitter, „ich weiß nichts Unweiblicheres als das Anſtiften eines Zweikampfes.“ — „Und ich nichts Unmännlicheres als das Vermeiden deſſelben.“ — „Was die Ehre anbelangt, ſo erlaube ich niemand mir Rath zu geben, mein Fräulein! die Geſetze derſelben ſind mir ins Herz gegraben.“ — „Erlauben Sie mir daran zu zweifeln, mein Herr! bis Sie mir den einzig möglichen Beweis davon gegeben.“ — „Wohlan,“ ſagte er nach einer kurzen Pauſe: „daß ich nicht für mein Leben zittre, verſchmähe ich zu erwähnen. Aber ich kann es nicht läugnen, es verdrießt mich, die Früchte einer mühſeligen Arbeit der Befriedigung Ihrer ungroßmüthigen Eigenliebe aufzuopfern. Denn jetzt eben, da der günſtigſte Erfolg meine mehrjährigen Bemühungen krönen ſoll, ſeh' ich mich genöthigt alles fahren zu laſſen, da ein Zweikampf mit einem ſo mächtigen Gegner mir nicht erlaubt im Lande zu bleiben.“ — „Wiſſen Sie,“ antwortete Albertine etwas kleinlaut, „ein andres Mittel die Sache beizulegen, ſo reden Sie, nur ſey es eins, durch welches ich nicht ausgeſetzt werde.“ — „Sie haben nicht nö-

thig mich daran zu erinnern," erwiederte er. „Hat Hagen Sie wirklich beleidigt, so bin ich bereit Sie zu rächen. Ohnmöglich aber können Sie verlangen, daß ich ihm, auf ein abgeſchmacktes Geklätſch hin, eine Ausforderung zu ſchicken ſoll. Erſt muß ich wiſſen, ob überhaupt etwas an der Sache iſt." — „Und wie wollen Sie das erfahren?" — „Durch den Grafen ſelbſt. Er iſt ein Mann ohne Sitten, aber von Ehre. Er wird mir die Wahrheit nicht verläugnen. Sind Sie dieß zufrieden?" — „Folgen Sie Ihren Einſichten!" —

Eſchen ſetzte ſich darauf an den Schreibtiſch. Sie hörte ihn ſchreiben, ausſtreichen, wieder ſchreiben. Endlich war das Billet fertig. — „Wünſchen Sie es zu leſen?" fragte er, indem er zu erwarten ſchien, daß ſie es ablehnen würde. Gereizt langte ſie danach und begriff nun, wie er hatte ſo lange daran zubringen können, denn ein künſtlicheres Gewebe von vorſichtigen Worten konnte man nicht ausdenken. Wenn Hagen nicht ſelbſt einen Zweikampf wünſchte, (und daß dieß nicht der Fall ſeyn werde, durfte ſie vorausſetzen, da die Welt leicht glauben konnte, er ſey durch den Vorzug veranlaßt, den ſie dem Herrn von Eſchen gegeben) ſo

mußte er ihn vermeiden; denn ohne ſich ſelbſt etwas zu vergeben, legte ihm der Briefſteller eine ehrenvolle Entſchuldigung in den Mund. Albertine legte das Blatt ſchweigend hin. Eſchen ſchien ihre Miene nicht zu bemerken, ſiegelte es ein, und ſchickte es auf der Stelle zum Grafen.

Darauf ſetzte er ſich zu ihr und unterhielt ſie mit gezwungener Unbefangenheit. Sie antwortete wenig und ſaß, den Kopf in die Hände geſtützt, gramvoll da.

Der Bediente kam zurück, und meldete, der Graf ſey heute Morgen verreiſ't, und werde erſt in acht Tagen zurück erwartet. Er habe unterdeſſen den Brief dem Portier hinterlaſſen. Eſchen bemühte ſich vergebens ſeine Freude Albertinen zu verbergen. Binnen acht Tagen hoffte er im Beſitz der bewußten Stelle zu ſeyn. Es lag ihm alles daran Zeit zu gewinnen. Demohnerachtet äußerte er Verdruß, die Sache nicht gleich zu Ende bringen zu können. Albertine ſah vor ſich nieder und ſchwieg. Waldaus Bild drängte ſich vor ihre Seele und eine bange Ahnung durchzuckte ſie.

Der treue Freund, den ſie in einer unglücklichen Stunde von ſich geſtoßen, hatte, ſeit er den geliebten Mund es hatte ausſprechen hören, daß er nicht mehr hoffen ſolle, in der tiefſten Einſamkeit gelebt. Die Nachricht von Albertinens Verlöbniß kam daher erſt ſpät zu ſeinen Ohren, und ward ihm ohne gehäßige Bemerkungen hinterbracht, da er keinen Tadel der Geliebten ertragen konnte. Es kümmerte ihn wenig, wie ſie den Uebermüthigen abgewieſen, genug, daß ſie es gethan; als Eſchens Braut betrachtete er ſie ſchon ſeit jenen Morgen. Einer ſchmerzlichen Apathie hingegeben, riß ihn das Gerücht von Hagens Frechheit empor. Sey es nun, daß die Möglichkeit, jener habe wahr geſprochen, oder daß ihn die Verläumdung am meiſten empörte: er gerieth in einen ungeſtümen Zorn und ging auf der Stelle zu dem Grafen. Er forderte ſtürmiſch Widerruf. Der Graf verweigerte ihn kalt. Waldau nannte ihn einen Lügner. Der Graf forderte ihn auf Piſtolen. Es ward verabredet, morgenden Tages in ein benachbartes Grenzdorf zu reiten, wo in einem Gehölz dergleichen Ehrenſachen abgemacht zu werden pflegten. Dieß war der Tag, an welchem Eſchen von ſeiner Reiſe zurückkehrte.

Waldau und Hagen waren beide gleich gute Schützen. Aber der Graf war ohne persönliche Erbitterung, und in Waldau tobte ein gerechter Haß. Der Graf wollte Waldau nicht tödten, Waldau lechzte nach seinem Blute. Der Himmel lenkte des Grafen und lenkte Georgs Kugel. Waldau streifte den Grafen leicht, und der Graf schoß ihn mitten durch die Brust.

Bewußtlos sank er nieder. Der Arzt, die Secundanten, die Diener suchten ihn lange umsonst in das Leben zurückzurufen; am eifrigsten zeigte sich Hagen, ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, deren ein Kranker bedarf, denn dieß hielt er seiner Ehre gemäß. Als Georg endlich einen Augenblick zu sich kam, verlangte er dringend in die Residenz gebracht zu werden. Umsonst stellte ihm der Arzt vor, daß die Reise ihm lebensgefährlich werden, und der Graf, daß im Fall er genese, er dort der Strafe nicht entgehen könne. Er lächelte wehmüthig. „Lebensgefährlich?“ sagte er matt. „Ich weiß, daß ich sterben muß. Ich fühle es. So will ich's denn unter den Meinen, in Ihrer Nähe! Sie, Graf, denken Sie an Ihre eigne Sicherheit. Mein Tod überzeugt mich nicht von der Wahrheit

Ihrer Worte. Ein andrer Rächer wird aufſtehn gegen Sie! o der Glückliche," fuhr er tief ſeufzend fort: „er allein ſoll Alles für ſie thun, denn ſie liebt ihn!" —

Der Graf erwiederte finſter: „Sprechen Sie anders, Herr von Waldau, Sie ſind ein Sterbender, ich kann es Ihnen nicht mehr beweiſen, daß ich die Wahrheit geſprochen." — „Wie dem auch ſey," antwortete Waldau ſchwach, „meinen Tod verzeihe ich Ihnen von Herzen; nicht aber, daß Sie ſie haſſen konnten!" —

Darauf wiederholte er, daß er in die Stadt wolle, und drang in den Grafen, für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Er hielt den Mann einer harten Strafe würdig, aber er wollte nicht, daß er ſie ſeinetwegen erleide, wie gerade die Beſten lieber edelmüthig ſind, als gerecht.

Albertine war zu einer kranken Freundin gegangen, und ſtand eben während dieſe mit dem Arzt ſprach, traurig am Fenſter, als ein Reiſewagen dumpf und langſam vorüberrollte. Ein Blick und ſie erkannte Georg, bleich, kraftlos, und in Küſ-

ſen gehüllt. Erſchrocken fuhr ſie zurück und indem ſie ſich wendete, hörte ſie den Doktor leiſe ſagen: „Wiſſen Sie wohl, daß ſich Waldau geſtern mit Hagen geſchoſſen? der Horneck wegen. Es wird Aufſehen machen. Ich bin unruhig zu erfahren, wie es abgelaufen.“ — „Heiliger Gott!“ rief Albertine entſetzt, „ich, ich weiß es, für mich! was ſagen Sie! für mich ſtirbt er!“ Die Kranke fuhr zuſammen, der Arzt war äußerſt beſtürzt.

„Wer ſagt Ihnen, daß er ſtirbt?“ unterbrach er ſie: „eine Streifwunde, die in ein paar Wochen heilt.“ — „O,“ ſagte ſie jammernd; „habe ich nicht ſeine geiſterbleichen Wangen geſehen, das gebrochne Auge, den ſterbenden Blick, der mir zurief: Elende, du biſt meine Mörderin!“ — Der Arzt ſah ſie verwirrt an. Er glaubte, ſie rede im Fieber, und bat ſie liebreich zu ſich zu kommen. Indem aber trat ein Dienſtmädchen herein, und bat, der Doktor möchte gleich zu Waldau's kommen, der junge Herr ſey eben ſterbenskrank angekommen. Er ſtarrte Albertinen an, wie eine Seherin, und ging raſch aus dem Zimmer. Die Unglückliche folgte ihm. „Nehmen Sie mich mit, flehte ſie, o nehmen Sie mich mit! ich will ihn bitten, mich

nicht im Tode zu haſſen, ich will die Mutter beſchwören, mir nicht zu fluchen!" —

Aber ſogleich fuhr ſie wieder von ihrem Vorſatz zurück. „Ich ihn ſehn!" rief ſie: „mein Anblick würde ihn tödten. Retten Sie ihn, o retten Sie ihn," ſeufzte ſie noch, als der gute Doktor längſt fort war. —

Man brachte ſie endlich in ihrem Wagen nach Hauſe, wo ſie einen Tag voll Qual zubrachte. Eſchen wollte ſie durchaus nicht ſehn, obwohl er mehreremal kam, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Den Abend erſchien der Arzt endlich, ſie hatte alle halben Stunden zu ihm geſchickt; zu Waldaus ſelbſt Boten zu ſenden, getraute ſie ſich nicht. Er bemühte ſich ſie aufzurichten, aber ſeine eigne Niedergeſchlagenheit raubte ihr den letzten Reſt von Hoffnung. Die Nacht ſchlich ihr dahin, wie einer Verbrecherin, und bleich, thränenlos ſaß ſie am frühen Morgen, vor ſich hinſtarrend da, als ſich leiſe die Thür öffnete, und Mariane, Georgs älteſte Schweſter, mit rothgeweinten Augen hereintrat. Albertine fuhr empor. „Was wollen Sie," rief ſie entſetzt: „kommen Sie mich

zur Rede zu ſtellen!" — „Ich komme," erwiederte jene weinend, „Sie um die letzte Gefälligkeit für einen Sterbenden zu erſuchen. Mein armer Bruder ſehnt ſich, Sie noch einmal zu ſehn. Er kann nicht ſterben ohne das, ſagt er. Enden Sie ſein Leiden! wollen Sie?" — „Ob ich will?" ſprach Albertine bebend. „O du Engel der Barmherzigkeit, kommſt du, mich empor zu heben aus den Staube?" — „So kommen Sie," ſagte das Fräulein, „ehe es zu ſpät iſt." — „Zu ſpät, Gott, was ſagſt du! komm, komm," rief Albertine und ſtürzte zur Thür hinaus, über die Straße, daß Mariane ihr kaum folgen konnte. Als ſie aber das Trauerhaus betrat, brach ihre Kraft. Sie mußte ſich niederſetzen auf die Stufen und ſo inniglich weinen, daß das Fräulein voll Angſt ihre Mutter rief. —

Die Präſidentin kam, und hob ſie ſanft auf. „Gott," rief Albertine, „Sie haſſen mich nicht?" — „Sollt ich Sie haſſen, weil mein bedauernswerther Sohn Sie liebt?" antwortete ſie ſanft. — „Himmliſche Güte!" ſeufzte die Weinende. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind," fuhr jene fort: „faſſen, ſammeln Sie Sich jetzt,

daß Ihr Anblick ihn nicht mehr erschrecke als erfreue!" Damit führte sie die Zitternde in ein verhängtes Gemach und bedeutete sie in einiger Entfernung stehn zu bleiben.

„Georg," sagte sie, an das Krankenbett tretend: „Albertine ist gekommen. Wünschest du noch sie zu sehn?" — „O wo ist sie?" sagte er mit matter Stimme. Die Präsidentin winkte ihr. Sie stand bebend, die schönen Wangen mit heißen Thränen benetzt vor ihm, als er halb bewußtlos noch immer fragte: „wo ist sie? ich sehe sie nicht. Verschmäht sie es zu mir zu kommen? zürnt sie mir, daß ich dem Geliebten ihres Herzens vorgriff?" — Albertine beugte sich dicht zu ihm nieder und sah ihm schmerzlich in das halberloschene Auge. Plötzlich erkannte er sie, riß sich gewaltsam empor, und schlug den Arm um ihren Leib. Fest, inbrünstig, drückte er sie an das immer matter schlagende Herz, küßte die Weinende heftig, bis die Kraft brach und er in eine tiefe Ohnmacht sank.

Als er erwachte, und die Geliebte an seinem Lager sitzen sah, sagte er: „Wie ist mir? ich habe nicht geträumt! Sie sind es wirklich! ich habe Sie

in diesen Armen gehalten! O es ist grausam, mich im Tode die ganze Süßigkeit des Lebens kennen zu lehren! o sehr grausam," fügte er, tief aufseufzend hinzu. „Sie weinen, Albertine?" fuhr er sanft fort, als er sie umsonst nach Worten ringen sah. „So ist es, ach! mein trauriges Loos, Sie zu betrüben? es ist gütig, daß sie gekommen sind; o bleiben Sie bei mir, ich bitte Sie, Eschen kann Ihnen nicht zürnen, daß Sie einem Sterbenden den letzten Trost nicht verweigert." — „Georg," hob Albertine an, und ein unendlicher Schmerz riß durch ihre Brust: „Sie wissen nicht, wie tief mein Herz verwundet ist! Als eine rettungslos Unglückliche lassen Sie mich zurück. O sagen Sie mir, sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben." — „Ich Ihnen vergeben," rief Waldau, „Engel des Himmels!" — „O," fuhr sie jammerend fort, „Ihr Herz, rein und groß, ahnet nicht welch eine Schuld auf meiner gedrückten Seele lastet. Hören Sie mich!" — Aber er unterbrach sie mit krankhafter Hast: „Still, still halten Sie ein! rauben Sie mir nicht das süße Bild, das mich beglückt!" — Schweigend sank sie zurück und verbarg ihr bleiches Gesicht mit beiden Händen.

Darauf fing er an gefaßter von seinem Tode zu reden, dankte Eltern und Schwester liebevoll und bat sie um Verzeihung für den Kummer, den er ihnen bereitet. Als sie ihm weinend ihren Segen gaben, fuhr Albertine plötzlich empor: „O mein Freund," rief sie, „für mich flehen Sie um Vergebung! Thun Sie mir diesen letzten Liebesdienst. Bitten Sie Ihre Eltern, Ihre Schwestern, daß sie ihrer Mörderin nicht fluchen sollen!" — „Sie werden Sie lieben, meine Albertine!" sagte er mit brechender Stimme. „O meine Eltern, vergönnt mir den Trost, nennt sie Eure Tochter, daß noch einmal ein Strahl in die Nacht falle, die schon mich umdunkelt." — Albertine warf sich zu den Füßen des Greises, der trostlos am Sterbebette des einzigen Sohnes stand. Er hob sie auf, führte sie zu seiner Gattin; sie nannten sie weinend ihre Tochter, weil er es wünschte, vergaben ihr, und segneten sie. Er sah es mit dem Lächeln eines Verklärten, faßte nach Albertinens Hand, drückte sie mit letzter Kraft und verschied in den Armen seiner Mutter.

Acht Tage lang schloß die Unglückliche sich ein, nur für Waldau's sichtbar, unvermögend Eschen

zu ſprechen. Dieſer war unterdeſſen zu dem Beſitz jener Stelle gelangt, und rüſtete alles zur Hochzeit und Abreiſe. Vorher aber hatte er ſich entſchloſſen, ſeine Braut zu rächen, denn er ſah, wie ſehr die Welt es ihm verdachte, daß er dieß Geſchäft einem Andern überlaſſen. Albertine hörte davon und ſchrieb ihm, daß ſie von ihren Forderungen abſtehe, ja ſie bat ihn, als um eine Gefälligkeit es zu unterlaſſen. Er antwortete ihr: wo die Ehre gebiete, müſſe jede andre Stimme ſchweigen.

Er ſchickte demnach dem Grafen, der ſich in einem benachbarten Badeorte aufhielt, eine ſchriftliche Ausforderung und beſchied ihn nach jenem Grenzdorfe. Der Graf, obwohl in einen neuen Liebeshandel verwickelt, ſäumte nicht ſich einzuſtellen. Beide ſchonten einander; ſie verwundeten einander leicht. Der Graf reiſte darauf nach dem Bade zurück; nur intereſſanter durch die neue Wunde, beſiegte er die Schöne völlig, und einige Andre beiher. Eſchen begab ſich nach der Reſidenz. Er fuhr, den Arm in der Binde, zu Albertinen, die ihn nach langer Zeit zum erſtenmale annahm. Sie empfing ihn mit ruhigem Anſtand, ohne ſeine Wunde eines Blickes zu würdigen. Gelaſſen hörte ſie

ihn an, als er sie mit zärtlichen Worten bat, den Hochzeittag zu bestimmen, und antwortete nach einer geringen Pause: „Herr von Eschen, ich bin Ihnen meine Hand schuldig und denke mein Wort zu halten, wenn Sie nicht selbst so edelmüthig sind, mich dessen zu entbinden. Hören Sie mich ohne Unterbrechung an!“ — Daranf enthüllte sie ihm Alles, was bisher in ihrer Brust vorgegangen, so wie sie es, während ihrer Einsamkeit unter heißen Thränen hatte verstehen lernen. „Sie sehen,“ fügte sie hinzu, „ich habe Sie nie geliebt. Ich weiß, daß auch Sie mich nicht lieben. Wollen Sie nach dieser Erklärung mich noch zur Gattin, so reden Sie!“ —

Eschen hatte mehrere Male umsonst versucht sie zu unterbrechen. Was sie ihm sagte, war ihm keinesweges ganz neu. Schon lange im Innersten gegen sie erbittert, war er doch gesonnen, eine so reiche, schöne und geistvolle Frau nicht fahren zu lassen. Er schwor ihr die Uneigennützigkeit seiner Liebe, nannte Zufall, was sie Schicksal nannte, und ließ nichts unversucht sie zu bewegen. Als sie ungerührt blieb, mahnte er sie endlich finster an ihr gegebenes Wort.

„Gut," sagte sie, „Uebermorgen sey unser Hochzeittag. Ich will nicht eine neue Schuld auf meine Seele laden, indem ich ein feierlich gegebenes Versprechen eigenmächtig breche. Meine Hand soll Ihnen gehören, auch ein Theil meines Vermögens. Sie wollten nie mehr. Keine Gesetze der Erde können mich zwingen, Ihnen mein Herz zu übergeben, der Sie nie eins für mich hatten. Aber fürchten Sie nicht, daß Ihre Gemahlin es einem andern Lebenden zuwenden werde: ach! es liegt in einer tiefen Gruft versenkt, und soll dort ewig liegen. Ein Schatten wird Ihren Neid nicht reizen. Den Tag nach der Hochzeit trennen wir uns. Keine Einwendung! ich bin fest entschlossen. Folgen Sie Ihrem Beruf, ich will dem meinen folgen, und in tiefer Einsamkeit danach ringen, den Willen des Himmels verstehen zu lernen."

Eschen verschwendete Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe an sie: sie blieb unerschütterlich. Endlich verließ er sie, in der Hoffnung daß die Zeit ihre Stimmung ändern werde. Sie aber setzte sich an den Schreibtisch, entdeckte Marien Alles und fügte die traurigen Worte hinzu:

„Wollen Sie, meine Marie, noch einmal die Unglückliche bei Sich aufnehmen, die auf der ganzen weiten Erde niemand hat als Sie? o verstoßen Sie mich nicht, strafen Sie mich nicht, mir mein einziges Gut, Ihre Liebe entziehend. Das Schicksal hat mich schon genug gestraft. Es schien mir einen Augenblick wohl zu wollen, es stattete mich reichlich aus: wozu nun alle diese Reichthümer, diese Blüthe der Jugend, diese Talente? können sie mir meinen köstlichsten Schatz, den Frieden meiner Seele wieder geben, um den ein einziger Fehltritt, ein einziger Schritt über die Schranken der Wahrheit, ein einziges Vergessen der Duldsamkeit, des harten Looses unseres Geschlechts, mich gebracht?"

„Eschen hat mich nie geliebt, er wollte meinen Reichthum und nahm die geringen Reize, die ich etwa besitze als eine nicht unwillkommne Zugabe mit in den Kauf. Ich zürne ihm nicht darum. Auch ich habe ihn getäuscht, indem ich mich selbst betrog. Auch ich habe ihn nie geliebt. Nicht aus Neigung zog ich ihn Waldau'n vor, nur weil sein feiges Zaudern meinem Plane behülflich war. Ich bin aus einem furchtbaren Traume erwacht. End-

lich verſteh ich mein Herz. Nicht daß es Hagen liebte war ſein Verbrechen. In der Liebe giebt es keine Wahl, und es ergriff ein kräftiges Mittel ſich zu beſiegen. Aber daß es in ſeiner grenzenloſen Eigenſucht ſo befangen war, daß es nur ſich ſelbſt ſah und hörte, daß es Alles Andere nur zu Werkzeugen gebrauchte: das iſt's! deſſen klage ich mich an."

„O nehmen Sie mich bei Sich auf! laſſen Sie mich eine Welt fliehen, wo es das traurige Loos der Schwäche iſt, ſich und die treue Liebe ins Verderben zu ziehen, wo der Eigennutz ſiegt, und das Laſter triumphirt. „O die Rache des Schickſals iſt fürchterlich!"

Menſchliche Schwäche.

„Wer unter Euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie! — Hat dich niemand verdammt, ſo verdamme auch ich dich nicht: gehe hin, und ſündige hinfort nicht mehr!“ —

Evang. Joh. Cap. 8, V. 7 und 11.

Im Jahre 1678, als noch innere Kriege das Königreich Ungarn zerriſſen, verheirathete ſich zu Preßburg ein reicher Edelmann, Namens Andreas Opray, nachdem er bereits ſein fünf und ſechzigſtes Jahr zurückgelegt, mit einem blühendſchönen ſiebzehnjährigen Mädchen, das der Eltern Noth und Geiz ihm in die Arme lieferte. Am Hochzeittage trat das arme, bleiche Kind, während der alte Bräutigam in der Mitte ſeiner Zechbrüder ſaß, einen einzigen unbewachten Augenblick mit ſchwerem Herzen an das Fenſter. Ihre thränenvollen Augen ſtarrten auf die Straße hinab, wo lauter

Glücklichere ſich hin und her bewegten. Da ritt eben der junge Ferdinand Szentirany, in der glänzenden Uniform ſeines Regiments vorüber, und blickte ſo klagend und zärtlich hinauf, daß gewiß nur ein ſchwer beleidigtes Herz, ſich mit der tödtlich kalten Verachtung von ihm zu wenden vermochte, wie jetzt die geſchmückte Braut es that. Vorher aber ſchleuderten ihre Augen durch die Thränen einen Blitzſtrahl des Zornes auf den ſchönen Reiter hinunter. Bis zum geſtrigen Abend hatte die arme Maria gehofft, er werde ſie retten: er, der ihr ſo oft mit tauſend Eiden zugeſchworen, nimmer von ihr zu laſſen. Nun war Alles aus. Jetzt wußte ſie es, er hatte ſie nie geliebt. Er war ein zaghafter eigenſüchtiger Mann. Die Zeit hatte er tödten wollen mit verliebten Tändeleien, aber keinen muthigen Schritt wagte er um ihren Beſitz. Sie glaubte ihn tief zu verachten, und es gewährte ihr eine gewiſſe Genugthuung, es ihm wenigſtens durch einen Blick gezeigt zu haben.

Den Tag nach der Hochzeit verbrannte ſie mit bebender Hand alle die italieniſchen Liebesbriefchen, die ſie, meiſt in anmuthiger Sonnettenform, von dem Verräther erhalten, vernichtete mit heißen

Thränenſtrömen den Roſenkranz, durch den er ihr zuerſt ſeine Leidenſchaft geſtanden, freilich nachdem ſeine Augen ſchon tauſendmal eine kühnere und beredtere Sprache geführt. Eine kunſtvolle Hand hatte in die einzelnen Perlen des Kranzes mit zierlich eingegrabener Schrift die einzelnen Worte der zärtlichſten Liebeserklärung vertheilt.

Als ſie, verwirrt durch die Blicke des ihr zur Seite Knieenden, einſt in der Meſſe ihren Roſenkranz fallen ließ, ſchien er gewandt und hülfreich ihn vom Boden heben zu wollen, aber ſie erkannte ſogleich den, welchen er ihr reichte, nicht für den ihren, bemerkte auch von der Seite, daß er den aufgehobnen an die Lippen drückte. Zu Hauſe, in ihrem einſamen Kämmerchen, ſuchte ſie anfänglich vergebens die Verſe zu entziffern: die Sprache war ihr fremd, aber bald half ihr Herz und das Latein, welches ſie den Vater mit den Freunden von Jugend auf ſprechen gehört hatte, ihr zum Verſtändniß. Nach und nach machte die Liebe ſie mit einer Sprache vertraut, die damals, beſonders in jenen Gegenden, beinahe die einzige der Eleganz und der Poeſie war, und ſie brachte es in Kurzem ſo weit, alle zärtlichen Zuſchriften Ferdinands, mochten

ſie in Verſen oder in Proſa ſeyn, zu verſtehen; ja ſie unternahm es wohl gar, ſie ebenfalls italieniſch, aber bloß in einigen einfachen herzlichen Worten zu erwiedern. All' dieſe Briefe, dieſe Andenken, all' die Entwürfe zu ihren Antworten, vernichtete ſie jetzt mit Entſchloſſenheit, und wenn ſich ihre Hand einigemal unwillkührlich mit dieſem oder jenem ſüßen Pfand an ihre Lippen bewegte, fuhr ſie gleich darauf erſchrocken zurück, und ſchleuderte es in das Feuer.

Oft dachte ſie ſich während der erſten Monate ihrer Ehe, was ſie ihm alles Bittres und Strafendes ſagen wollte, wenn einmal ein Zufall ſie mit ihm zuſammenführe. Allein ſie ſah ihn ſeit ihrem Hochzeittage nicht wieder. Er verließ Preßburg, um im Gefolge ſeines Oheims, eines mächtigen Magnaten, an dem Kaiſerhofe eine glänzende Bahn zu betreten. Bald darauf bezog ſie auch ſelbſt mit ihrem Gemahl die Güter deſſelben auf der mähriſchen Grenze. Als die Türken und Graf Theokeolis *) Truppen jene Gegend überzogen, ſuchte das Ehepaar bald in dieſer bald in jener Veſte

*) Sprich Tököli.

Schutz vor dem Feinde, ohne jedoch seinem Andrange ausweichen zu können. Aber wo sie auch war, überall verlebte die arme Maria an der Seite eines mürrischen, kränkelnden Greises trübselige Tage. Von der Natur auf das Liebreichste ausgestattet, zu tausend Ansprüchen an das Leben berechtigt, war doch ihr Herz zu gut und liebebedürftig, um in der tiefen Einsamkeit, zu welcher die Eifersucht ihres Gatten sie verdammte, in der Einen Hoffnung Trost zu finden, einst, und vielleicht bald, im Besitz ansehnlicher Reichthümer zu seyn, und ihrer frei genießen zu können. An Unterwürfigkeit gewöhnt, sanftmüthig von Natur, lernte sie sich nach und nach in die finstern Launen des Alten schicken, gewann ihn lieb, und verpflegte ihn sorgsam.

Es war überdem eine Zeit, in welcher eine junge schöne Frau es wohl für ein Glück ansehen konnte, den Schutz eines durch Alter und Rang achtbaren Mannes zu genießen. Heftige Kriegesstürme bewegten das Land, und schienen alle Schranken nieder gerissen zu haben, die Gesetz und Sitte wohlthätig aufgebaut hatten. Schon seit anderthalb hundert Jahren herrschte das Haus Oestreich in

Ungarn, aber noch war es ihm nicht gelungen, sich die Herzen zu gewinnen. Stets glaubte die Nation, das heißt der Adel und die Geistlichkeit, gegen die Regierung im Wehrstande seyn zu müssen, und selbst, als die immer mehr um sich greifende neue Religionssekte den Clerus und das Erzhaus zu einer Art Vereinigung brachte, hörte weder dieses auf, den allzubegünstigten beeinträchtigen zu wollen, noch jener die verjährten Rechte ängstlich zu bewachen. So auch fand die Regierung den Adel nur dann willig und mit ihr Eines Sinnes, wenn es galt, der gemeinsamen Noth zu wehren, welche die Ungläubigen immer wieder von Neuem über das Land brachten. Bei allen Versuchen aber, gegen die Verfassung gerichtet, hatte sie es mit offenem Trotz oder verstellter Widersetzlichkeit zu thun. Schon Ferdinands I. Lieblingswunsch war es, das freie Wahlreich den Staaten seines Hauses einzuverleiben; ja, er erklärte es sogar ohne Weiteres geradezu für ein Erbreich; allein sein Kampf mit den Zapolyas und den Türken nahm seine Kräfte zu sehr in Anspruch, und machte ihm die Anhänglichkeit der Nation zu kostbar, als daß er hätte andre als unbedeutende Schritte zu diesem Ziele hin thun können. Er begnügte sich demnach, seinen

Sohn Maximilian noch bei ſeinem Leben zu ſeinem Nachfolger erwählt zu ſehen. Eben ſo bewirkte dieſer die Wahl ſeines Sohnes Rudolf, unter deſſen langer Regierung das unglückliche Reich zu gleicher Zeit der Schauplatz des entſetzlichſten Doppelkrieges zwiſchen Türken und Ungarn, kaiſerlichen Söldnern und Proteſtanten war, und des geheimeren Kampfes zwiſchen Herrſcher und Nation, um die Rechte der Letztern. Noch heimlicher ſuchte Kaiſer Matthias die Wahlfreiheit des Reiches zu untergraben. Ja, es ſieht faſt wie eine leere Beſchuldigung aus, wenn Einige behaupten, er, der doch jeden Punkt der Verfaſſung äußerlich ehrte, habe, mit Argliſt in Siebenbürgen den Saamen der Zwietracht ausſtreuend und dann als Vermittler auftretend, ſich dort feſtſetzen wollen, um in Beſitz Oeſtreichs und Siebenbürgens, Ungarn ganz in ſeiner Gewalt zu haben. Den beiden Ferdinanden ließ der Glaubenskrieg in Deutſchland und der, welcher ſich durch die Fürſten Bethlem und Rakoczy über ganz Ungarn zog, nicht Zeit, ernſthafte Schritte zur Verwirklichung der Lieblingsideen des Erzhauſes, in Ungarn erblich zu herrſchen, zu thun. Die Streitigkeiten der beiden Kaiſer mit den Unterthanen galten faſt einzig der proteſtantiſchen Reli-

gion, deren Beschützer die Siebenbürgischen Fürsten waren. So gelang es auch Ferdinand III. nach einander seine beiden Söhne Ferdinand IV. und Leopold zu apostolischen Königen krönen zu lassen. Die heftigsten Angriffe gegen die ungarische Reichsverfassung fallen unter Leopolds lange Regierung. So auch die einfach-traurige Erzählung, die wir dem geneigten Leser hier mitzutheilen in Begriff sind. Es ist eine abgerißne Szene, die vielleicht nur in Bezug auf die große Tragödie einiges Interesse hat, in welcher die ungarische Freiheit so blutig unterging. Weit entfernt indessen, hier Geschichte und Novelle verschmelzen zu wollen, was einzig der Meisterhand eines Walter Scott, oder wie der große Unbekannte sonst heißt, vergönnt seyn mag, machen wir es uns zur Pflicht, von allem Geschichtlichen nur das zu berühren, was zur Verständniß dieser einzelnen Begebenheit nothwendig ist.

Der Kaiser hatte unter mehreren Vorwänden deutsche Truppen in das Land geschickt, und dadurch eine der wichtigsten Bedingungen übertreten, unter welchen die Stände ihm die Krone übergeben hatten. Nur mit ihrer Bewilligung sollten fremde

Soldaten in das Land kommen, sie sollten dem Palatin untergeordnet seyn; aber jetzt war es der berühmte Montecuculi, der an ihrer Spitze stand, und bald war ein großer Theil der festen Plätze von deutschen Garnisonen besetzt. Die Reichstage von Kaschau und Preßburg hatten keine Frucht als gesteigerte Erbitterung, und man ging aus einander, ohne sich über die Hauptpunkte vereinigt zu haben. Der ausbrechende Türkenkrieg schien für das Erste den innern Spaltungen ein Ende gemacht zu haben, und als die Kaiserlichen im Jahr 1664 die merkwürdige Schlacht bei St. Gotthardt gewonnen, in welcher fast das ganze osmanische Heer zu Grunde ging, war die Nation von der Hoffnung belebt, jetzt endlich einmal durch einen günstigen Frieden, oder einen fortgesetzten Kampf den Erbfeind aus dem Lande vertrieben zu sehn, von dem er seit so lange schon einen der schönsten Theile inne hatte. Aber wie groß war Bestürzung und Zorn, als sechs Wochen nach der Schlacht von St. Gotthardt, zwischen Kaiser und Großherrn ein Frieden geschlossen ward, bei welchem jener einzig und allein die Privat-Vortheile seines Hauses berücksichtigt zu haben schien; worin des Königreichs kaum gedacht war, und der einige der wichtigsten Plätze in

den Händen der Türken ließ. Die Ungarn, welche, ganz der Verfassung zuwider, von diesem Vertrage erst erfuhren, als er bereits abgeschlossen, betrachteten ihn als eine der größten Beleidigungen, welche sie noch erlitten hatten. Auch war er von den traurigsten Folgen für sie. Die Paschas von Neuhäusel und Ofen forderten durch das ganze Land bis an die mährische Grenze den gewohnten Tribut. Der Wiener Hof verbot ihn zu zahlen, ohne die Unterthanen mit dem Mittel zu versehen, der Macht zu widerstehen, die nur zwischen pünktlichen Gehorsam und grausamen Tod die Wahl ließ. Man verlangte vom Wiener Hofe die Erlaubniß, Gesandte nach Constantinopel zu schicken, um vermittelst friedlicher Unterhandlungen ein andres Verhältniß zu erzwingen, und die Verweigerung dieser Erlaubniß erbitterte die Ungarn in einem solchen Grade, daß auch sie sich berechtigt glaubten, alle Schranken zu überschreiten. Sie meinten in dem unthätigen Verhalten der Regierung die Absicht zu erkennen, so wohl die Kraft des Feindes zum Angriff, als die der Unterthanen zum Widerstand gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte, sich nach und nach aufreiben zu sehn. Die Großen warben vor wie nach Truppen, setzten ihre festen Schlösser in Vertheidi-

gungsſtand, und eine heftige Bewegung der Gemüther zeigte ſich überall. Es iſt wahr, daß die Aufführung der Osmanen genug zu dieſen kriegeriſchen Rüſtungen aufzufodern ſchien. Die Gefechte zwiſchen Ungarn und Türken nahmen kein Ende, während die kaiſerlichen Soldaten geſichert und ruhig in ihren Feſtungen lagen. Ja es klingt faſt eben ſo mährchen- als grauſenhaft, wenn ungariſche Geſchichtſchreiber berichten, daß während dieſes blutigen Friedens, dem 1683 der förmlich ausbrechende Krieg ein Ende machte, allein an den Ende von Veszprin und Papa, von beiden Seiten ſechzigtauſend der Gefallnen gezählt wurden. Demohnerachtet deutete der Wiener Hof dieſe Rüſtungen auf das Uebelſte, und ahndete wohl nicht mit Unrecht einen kriegeriſchen Ausbruch des unbeſonnen erweckten Haſſes. Als demnach die Stände auf den zuſammenberufnen Reichstagen zu Preßburg und Neuſol ſich endlich förmlich weigerten, ſowohl die im Lande müſſig liegenden kaiſerlichen Truppen mit Lebensunterhalt zu verſehen, als ihnen neue Feſtungen zu erbauen, ſah der Hof in dieſer Widerſetzlichkeit Verrath und Empörung. Zu eben dieſer Zeit entdeckte man eine große Verſchwörung, deren Mitglieder meiſt aus den bedrückten und mißvergnügten Prote-

ſtanten beſtanden zu haben ſcheinen, als deren Häupter aber ſich die vornehmſten Edelleute des Reichs auswieſen. Nadasdi, Frangipani, Zrini und Tattenbach wurden nach einander in Wien, Neuſtadt und Grätz hingerichtet, ohne daß die Stände es erlangen konnten, ſie der Verfaſſung gemäß, vor ihr Tribunal geſtellt zu ſehn. Ihre Güter wurden eingezogen, ja zum Theil ihre Namen vernichtet. Andre Häupter, Racoczy und Oſtroſicz, erhielten Gnade. Aber nöthiger als je ſchien es, die feſten Plätze des Königreichs durch deutſche Garniſonen zu ſichern. Einem der Großen nach dem andern ſank der Muth zum längern Widerſtande; der alte Graf Stephan Theokeoli allein weigerte ſich entſchieden, ſein Schloß zu übergeben und erklärte frei: er habe nie an eine Untreue gegen die Krone, oder Se. apoſtoliſche Majeſtät gedacht; man dürfe ihn nicht angreifen; und thäte man es, ſo würde er mit den gerechteſten Waffen in den Händen fallen. Er ſtarb auch, während der General Heiſter die Veſte belagerte, die ſich bald nachher ergab. Kurz vor ſeinem Tode aber hatte er noch die Flucht ſeines Sohnes Emmerich, in Bauernkleider verhüllt, mitten in der Nacht, bewerkſtelligt, welcher ſich, mit einigen ihn begleitenden Edelleu-

ten nach Polen und dann nach dem Hofe des Prinzen Apafi begab. Mehrere noch folgten ihm, und die Wallachey, die Moldau wie Siebenbürgen waren mit vornehmen ungariſchen Flüchtlingen überſchwemmt.

Durch die Verſchwörung aber und dieſe Schritte ſah ſich der Kaiſer veranlaßt, Ungarn als ein rebelliſches, erobertes Land zu betrachten und zu behandeln. Strafen und Androhung noch größerer erſchreckten die Nation und machten ſie für eine kurze Zeit williger. Während deſſen aber war die Zahl der kriegeriſch Gerüſteten unter den Malcontenten immer größer geworden, und der junge Graf Theokeoli hatte ſich an ihre Spitze geſtellt. Er fiel in Ungarn ein, und obwohl immer wieder von den Kaiſerlichen zurückgetrieben und von keinem Beiſtand einer fremden Macht, als dem des Fürſten von Siebenbürgen begünſtigt, wuchs die Anzahl ſeiner Anhänger doch täglich. Vergeblich wendete der Wiener Hof ſeine ganze Strenge an, dieſen neuen Aufſtand zu unterdrücken: beinahe fünf Jahre ſpann ſich ein unentſcheidender, aber nicht unblutiger Krieg fort, bis ein beträchtlicher Schwarm aus Polen entlaſſener Truppen, unter Anführung des

Marquis von Bohan, Theokeoli's Macht bis zu dem Grade verstärkte, die Kaiserlichen ganz aus dem Felde schlagen zu können. Immer tiefer drangen die Empörer in das Land, und machten, bis an die Vorstädte von Wien hinstreifend, den Hof sehr bedenklich. In solcher Stimmung ließ dieser nichts unversucht, die Mißvergnügten unter einander zu entzweien, und Theokeoli persönlich zu gewinnen. Die Liebe, welche der junge Graf für Helene Zrini, die Wittwe Franz Racoczys im Herzen hegte, kam den friedlichen Vorschlägen zu Hülfe. Denn nur mit Bewilligung des Hofes konnte er die schöne Freundin zu besitzen hoffen. Von der andern Seite schien wieder die Pforte kräftigen Beistand bieten zu wollen, und wenn sie anfänglich dem Grafen nur unautorisirte Hülfsvölker bewilligt hatte, sich jetzt zum offenen Krieg gegen Oestreich zu rüsten. So war er unentschlossen, und die Meinungen seiner Rathgeber und Freunde waren getheilter als je.

Zu den wärmsten und thätigsten Anhängern des Grafen gehörten damals die Gebrüder, Barone Barcoczy, von denen der Jüngste, Emmerich, einen nahen und traurigen Antheil an unsrer Er-

zählung nimmt. Ihre Vorfahren hatten für die neue Lehre gefochten, und ihr Vater, der alte Stephan Barcoczy hatte noch bei Lebzeiten Ferdinands III. seine Anhänglichkeit an dieselbe, die ihn zu lautem Murren gegen die drückenden Maßregeln der Machthaber hinriß, auf dem Schafote gebüßt. Der älteste der Söhne, mit dem Vater gleiches Namens, war damals schon ein halberwachsener Jüngling; der jüngste noch in der Wiege. Sieben dazwischen stehende Brüder raffte nach und nach die Pest und jener verderbliche Krieg hinweg, zu dem, während des Friedens des Kaisers, die Türken die Nation zwangen. Als der junge Graf Theokeoli aus dem belagerten Schlosse seines Vaters floh, waren Stephan und Emmerich noch allein übrig; Stephans glühende Brust, von Rachelust dürstend, voll des leidenschaftlichsten Hasses gegen das Erzhaus; Emmerich, ein Knabe von funfzehn Jahren, aber kräftig und kühn. Die Brüder, verschiedenen Temperaments, entgegengesetzten Charakters, stimmten nur in treuer Liebe für einander und im gemeinschaftlichen Haß gegen die Regierung zusammen. Aber auch dieser Haß war nicht gleicher Art. Beider Abscheu zwar galt den Feinden ihres Hauses, den Mördern ihres

Vaters, aber während Stephan zunächst die verletzten Rechte des Adels, die mannigfachen Uebertretungen der Grundgesetze des Reiches im Auge hatte, mehr aber als alles, die persönlichen Beleidigungen, welche er vom Wiener Hofe hatte erdulden müssen, denn schon bei seines Vaters Tode war ein Theil seiner Güter eingezogen worden, und als einem Mitgliede jener berüchtigten Verschwörung waren ihm die übrigen genommen; so hatte es Emmerich dagegen, als einer der wärmsten Anhänger der lutherischen Lehre, die es damals gab, ganz besonders mit den Unterdrückern dieser Lehre zu thun. Beide entschlossen sich ohne Anstand dem Grafen zu folgen, und trugen eilf Jahre lang treulich Glück und Unglück mit ihm. Emmerich, mit Theokeoli fast eines Alters, in seinem Kriegslager, an seiner Seite aufwachsend, hing sich an den glänzenden, geistvollen Jüngling mit aller Liebe und Verblendung eines jugendlichen warmen Gemüths, und auch der Graf, dessen Herz für zarte Empfindungen nichts weniger als unempfänglich war, faßte eine ungewöhnliche Zuneigung zu ihm. Bereit Theokeoli als seinen König anzuerkennen, wenn statt der Türken ihn die Nation dazu erwähle, erlaubte Emmerich sich dagegen jenen mit Ei-

ſer und Hitze die Verbindung mit den Ungläubigen zu widerrathen, die der Jüngling noch heftiger haßte, als Kaiſer und Pabſt, und mit denen Freundſchaft zu halten, ihm als Sünde erſchien. Aber auch von Seiten der Politik betrachtet, glaubte der junge Barcoczy davor warnen zu müſſen, und er prophezeihte, was hernach eintraf, wie ſich die Herzen der Nation allmählig von dem Bundesgenoſſen des Erbfeindes der Chriſtenheit abwenden würden. Graf Theokeoli ſchloß dreimal Waffenſtillſtand mit dem Wiener Hofe, und wie wir ſchon oben bemerkten, ſein Herz machte ihn nicht ungeneigt, die günſtigen Friedensbedingungen, welche der Kaiſer ihm bot, anzunehmen. Aber war es nun, daß er ſich am Ende zu tief mit der Pforte eingelaſſen, um zurücktreten zu können, oder daß ſich ſein ungemeßner Ehrgeiz mehr Vortheile von dieſer Verbindung verſprach, als alles, was ihm der Wiener Hof bieten konnte: genug er fand während des dritten Waffenſtillſtandes im Jahr 1682 Mittel, ſich mit der Prinzeſſin Racoczy zu vermählen, ohne vorher eine Erklärung über ſeine Geſinnung gegeben zu haben. Kurz nachher brach der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte aus, und Theokeoli, der ſchon früher ſeine feindlichen Operationen gegen Erſteren

von Neuem begonnen hatte, trat nun als erklärter Bundesgenosse der Ungläubigen auf. Er nahm mehrere der bedeutendsten Plätze, und war glücklicher als je. Aber die ungarische Nation hatte keinen Theil mehr an diesen Siegen. Alle Besseren verliessen ihn, und ein großer Theil derselben ging zu dem Kaiser über. Auch Emmerich Barcoczy riß sich mit schwerem Herzen von dem geliebten Freunde los, aber er that es nicht ohne offene Erklärung, und Theokeoli sah ihn, nachdem er vergebens Vorstellung und Ueberredung angewendet, ihn zu halten, ohne Zorn, aber nicht ohne Schmerz scheiden. Der erschütterte Jüngling hingegen gab in der Stunde der Trennung unaufgefordert das Versprechen, nie gegen ihn zu fechten, und stets zu seinem persönlichen Diensten zu seyn, sobald er es verlange.

Den Grafen riß sein dunkles Verhängniß fort, das ihm nach und nach Freunde, Vaterland und die Achtung der Welt raubte, und ihn zuletzt fern von der Heimath, in dunkler Vergessenheit, unter Barbaren sterben ließ. Wir erwähnen hier nicht, wie das türkische Heer nun Ungarn überschwemmte und, die Kaiserstadt belagernd, alle christlichen

Mächte in Bewegung ſetzte. Wie ein Strom ergoß ſich die Zahl der Flüchtigen und Verfolgenden abermals über das unglückliche Land. Im Innern herrſchte inzwiſchen, ſeitdem der Kaiſer, durch die Noth zu Milde und Mäßigung gezwungen, auf dem Reichstage zu Oedenburg feierlichſt die alte Verfaſſung erneut hatte, bei weitem mehr Uebereinſtimmung als noch vor Kurzem, und die Mehrheit der Nation bewährte ſich im Verlaufe dieſes Kriegs als dem Kaiſerhauſe ergeben, und half die Ungläubigen in ihre alten Gränzen zurückjagen.

Wir haben nun die geneigten Leſer auf einen Punkt geführt, wo unſre ſcheinbar abgebrochne Erzählung von Neuem beginnt. Bis dahin war das Schickſal Mariens zu ſehr mit den allgemeinen Begebenheiten verſchlungen, um vereinzelt berichtet zu werden. Zu dieſer Zeit aber, ohngefähr ſechs Jahre nach ihrer erſten Heirath, finden wir ſie zum zweitenmale vermählt, in der Geſpannſchaft Ungwar, auf einem alten Schloſſe wieder, das, hart an der polniſchen Gränze in einem der unzugänglichſten Theile der Karpathen gelegen, dicht von Wald und Gebürge umdrängt iſt.

Der Besitzer des Schlosses, das den slavischen Namen Samosko führte, war eben jener Emmerich Barcoczy, dessen wir oben erwähnten. Dieses einzige alte baufällige Haus war, von der Regierung in seiner Verborgenheit und Unbedeutendheit unbeachtet, den beiden Freiherrn von ihrem Eigenthume übrig geblieben. Früher aber, bei der Theilung des väterlichen Erbes, war es dem jüngsten Bruder zugefallen. Dieß uneinträgliche Besitzthum war Emmerich theuer, weil er hier die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, weil auf dem nächsten Kirchhofe die Gebeine seiner Mutter ruhten. Hier hauste er, seitdem er sich von dem Grafen Theokeoli getrennt, und wenn dieser andere Edelleute, welche von ihm abfielen, mit List und Gewalt zurückzuhalten schien, so hatten dagegen die Seinigen Befehl, den jüngern Barcoczy unangefochten auf seinem Hofe wohnen, und in den benachbarten Wäldern jagen zu lassen. Die Kaiserlichen schienen auf ihren Streifzügen durch die Saroser und Ungwarer Gespannschaften gar nichts von dem Daseyn von Samosko zu ahnen. Aber Emmerichs alte Waffenbrüder wußten ihn bald hier aufzufinden. Theokeoli's Truppen hielten das Schloß Ungwar, auf welches sich der von ihm abgefallne Graf

Hammonay zurückgezogen, umlagert. Auch hatten sie wechselsweise mit den Kaiserlichen, Eperies, Kaschau und andere Orte inne, aus deren Besatzungen dann fast täglich Offiziere nach dem nahen Samosko strömten, wo eine gastliche Tafel sie empfing. Andre Mißvergnügte schlossen sich ihnen an; Reden wurden gehalten, Gelage gefeyert, und Tag und Nacht ein wildrohes Leben geführt. Allein dieß dauerte nur kurze Zeit. Denn seitdem Emmerich seine Wohnung mit einer schönen, reichen und feinerzognen Hausfrau geschmückt, lebte er stille und friedliche Tage, blieb immer daheim, außer daß er sich von Zeit zu Zeit an der Jagd erlustigte, und schien alle Abentheuer seiner frühern Jugend vergessen zu haben. Seine Freunde verließen ihn nach und nach, verwünschten die entnervende Liebe und hörten auf, das Haus zu Samosko zum Ort ihrer Zusammenkünfte zu wählen.

Durch das kecke Wagstück einer Entführung war Emmerich zu Marias Besitz gelangt; durch eine feurige und zärtliche Liebe schien er sie versöhnt, und ihr Herz gewonnen zu haben. Die Rohheit der wilden Gesellen, welche sich ihres Gatten Freunde nannten, und die sich durch die thätige

Hülfe, welche sie ihm geleistet, und durch die reiche Heirath, zu neuen Hoffnungen berechtigt glaubten, scheuchte die zarte Maria bei jedem Besuche in ihre Kammer zurück. So sah es der Baron am Ende gern, daß sie wegblieben. Er hoffte überdem bald seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Der Monarch hatte eine allgemeine Amnestie ergehen lassen, und den Mißvergnügten Wiederherstellung ihrer Ehren und Würden, sogar, so weit es möglich seyn werde, Zurückgabe ihrer Güter versprochen. Zu dem Ende waren Alle, welche Theokeoli und die Türken verlassen wollten, nach Preßburg beschieden, wo Commissarien ihrer harrten, denen sie ihre Beschwerden vortragen sollten, um geziemende Genugthuung zu erhalten. Emmerich wußte zu gut, wie verhaßt sein Haus dem Wiener Hofe war, um es der Vorsicht gemäß zu finden, ohne Weiteres selbst nach Preßburg zu gehen. Aber er beauftragte einen klugen, wohlangeschriebenen Freund, den eigne Angelegenheiten dahin führten, auch mit den seinigen, und sah vergnügt und sorglos einer baldigen Entscheidung entgegen.

So lebte das Ehepaar mehrere Monate lang in gänzlicher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt.

Der Einzige, der noch von Zeit zu Zeit zu Samosko vorſprach, und der ſich oft nicht vergebens bemühte, die alte kecke Luſt an Abentheuern wieder in Emmerichs Bruſt zu erwecken, war ſein älteſter Bruder Stephan. Auch er hatte Theokeoli verlaſſen, allein nicht wegen des Türkenbundes, der ihm im Gegentheil höchſt erwünſcht war: er glaubte ſich von dem Grafen durch Zurückſetzung beleidigt, brach in der Hitze mit ihm, und ließ nichts unverſucht, dem früheren Gegner Theokeoli's, dem jungen Vezzelini, von Neuem eine Partei zu bilden. Jener ſuchte ihn darauf durch lockende Verſprechungen wieder an ſich zu ziehen, denn er wußte wohl, was er an dem finſtern entſchloſſenen Manne hatte, welchen ein glühendes Herz und ein eiſerner Wille zu Verbrechen und Großthat gleich fähig machten. Stephan kehrte nun zwar nicht förmlich in ſeine Dienſte zurück, allein er gab Vezzelini auf, und ſchweifte, unermüdlich das mißliche Geſchäft eines Werbenden treibend, raſtlos, heimathlos im Lande umher, bald mitten unter Kaiſerlichen, bald unter Freunden. Aber wo er auch war, immer richtete man ein wachſames Auge auf ihn, und ſelbſt wenn er ſich ſtill und friedlich hielt, konnte er der Beſchuldigung nicht entgehen, er ſtreue

durch seine Reden den Saamen zu neuen Unruhen aus.

Einst, an einem strengen Wintertage, als Emmerich früh mit seinen Dienern auf die Jagd geritten und gegen Abend noch nicht heimgekehrt war, saß seine Gattin, die schöne Maria, zu Hause in Thränen zerfließend und überdachte ihr trauriges Schicksal. Von Zeit zu Zeit trat sie an das Fenster, zu sehn, ob die Ankunft ihres Mannes den Verdruß und die Langeweile ihrer Einsamkeit unterbreche? Der Sturm tobte draußen und trug die Schneeflocken auf wilden Schwingen hin und her, daß ihr Blick nicht zu dem Hofthor zu dringen vermochte, durch welches er zu ihr kommen mußte. Mit gesteigertem Unmuth kehrte sie dann zu ihrem Sitze zurück, sich von Neuem bittern Betrachtungen überlassend. Der Glanz ihrer französischen, modisch geschnittenen Kleider bildete einen wunderlichen Gegensatz zu den alten, nur dem gröbsten Bedürfnisse abhelfenden Geräthschaften, die sie umgaben; die rohen Gestalten der slowakischen Mägde, welche bisweilen in das Zimmer traten, um das Feuer zu schüren, oder sonstige Geschäfte zu versehen, einen noch schneidenderen mit der zarten Bil-

dung und den anmuthigen Bewegungen der jungen Frau. Diese ſtützte das Köpfchen mit den Armen und die thränenſchweren Augen feſt zudrückend, die Vergangenheit zurückrufend, ſchien ſie einige Minuten lang die Gegenwart ganz vergeſſen zu wollen.

Mit kindlichem Gefühl gedachte ſie ihrer Eltern, die nun ſchon ſeit mehreren Jahren im Grabe ruhten. Sie hatten ſie zwar ſtreng, aber doch ſorglich und liebevoll erzogen. Selbſt der Gedanke, daß ihr harter Befehl ſie gezwungen, einem Manne die Hand zu reichen, der beinahe funfzig Jahr älter als ſie, und kränklich und mürriſch war, miſchte jetzt in ihr Gefühl für ſie nichts Bittres mehr. Hatte der, den ſie einzig und innig liebte, doch genugſam gezeigt, daß er ihrer nicht werth ſey. Nie hatte er wieder von ſich hören laſſen. Bloß aus zufälligen Nachrichten wußte ſie, daß er noch in Wien war, und ſehr in Gunſt am Kaiſerhofe ſtehe. „Ich habe ihn aus meinem Herzen geriſſen!“ ſagte ſie, und drückte dabei die Hand feſt auf das in Unmuth höher ſchlagende Herz. Dann dachte ſie auch an den alten Opray. In ſtiller freudenloſer Eingezogenheit hatte ſie über fünf Jahre an ſeiner

Seite gelebt. Ob auf seinen Gütern, oder in den Städten, immer blieb seine Thür Gästen verschlossen; und kaum hatte er ihr einen andern Ausgang erlaubt, als diejenigen, welche sie in die Kirche führten. Auch diese wurden ihr nicht aus Frömmigkeit oder gutem Willen verstattet, denn wenn auch ein Katholik, war doch der Alte eher einer freigeisterischen Philosophie zugethan; sondern weil es die damalige Sitte so mit sich brachte, auch er dadurch seine Anhänglichkeit an die östreichsche Herrschaft zu offenbaren glaubte, von der er persönliche Vortheile zog. Diese Kirchenbesuche waren indessen von wichtigen Folgen für Marien. Auch in Leutschau suchte ihr Gemahl Zuflucht vor dem Feinde. Kaum aber war er hier mit Marien angelangt, als Theokeoli's Truppen die Stadt belagerten und einnahmen. Auf einem solchen Kirchwege nun sah Emmerich Barcoczy sie zum ersten Male, um sie nie wieder zu vergessen.

Nicht ohne schmeichelnd wohlthätige Empfindung gedachte Maria jetzt dieses Augenblicks. Ein Haufen junger Officiere, Ungarn, Polen und Franzosen, hielt die Kirchthüren umlagert, um mit allen Uebermuth des Siegers, den schönen Frauen, die

Frömmigkeit, Gewohnheit, oder Luſt zu ſehn und geſehn zu werden, auch in dieſen kriegeriſchen Zeiten in das Gotteshaus führte, unter das Geſicht zu ſchauen. Maria ging mit ſittſamen Schritten, die Augen zu Boden geſenkt. Eine Magd folgte ihr. Worte der Bewunderung wurden laut beim Anblick der glänzenden Schönen. Sie fühlte ſich dichter gedrängt. Furchtſam bittend ſchlug ſie die Augen auf, und ihr Blick fiel auf einen jungen blühenden Mann, der ſie mit bewegten, unbeſchreiblichen Mienen anſtaunte. Es lag ein Etwas darin, das nicht mißverſtanden werden konnte. Beſtürzt ſenkte ſie das Auge nieder, und ein glühendes Roth überzog ihre ſchönen Wangen. Sie ſuchte verlegen und zaghaft weiter zu dringen. Da machte ein kräftiger Arm plötzlich vor ihr Raum. Jener Officier ging ihr zur Seite, den Blick mit innigem Ausdruck auf ſie gerichtet; eine breite Straße that ſich vor ihr auf. An der Kirchthür blieb er, ſie öffnend, ſtehen, und verbeugte ſich tief, ehrfurchtsvoll, hoch erröthend. Nicht ohne Verwirrung, aber mit dem holdeſten Lächeln des Dankes ging ſie an ihm vorüber. Der heftige Eindruck, den ſie auf ihn gemacht, konnte ihr nicht entgangen ſeyn, und wir wollen nicht be-

haupten, daß nicht der schmeichelhafte Gedanke daran ihre Andacht heute ein wenig gestört hätte.

So lange sie mit ihrem Gemahl in Leutschau blieb, fand sie den jungen Ungarn regelmäßig an der Kirchthüre. Seine Sorgsamkeit, sein Ansehn schützte sie vor jeder Art von Zudringlichkeit. Seine Augen hingen liebend, bewundernd an ihr, aber nie versuchte er es, sich ihr mehr zu nähern, sie anzureden. Sie wußte es ihm Dank, daß er sie nicht in ihrem Hause aufsuchte, was dem Sieger nicht schwer hätte werden können, und was ihr bei der Eifersucht ihres Gemahls theuer würde zu stehn gekommen seyn. Zufällig nur erfuhr sie seinen Namen; für einen Adjutanten Theokeoli's hatte sie ihn an seiner Kleidung erkannt. Sie kehrte mit dem alten Opray nach dem Tranczíner Comitat zurück, und dachte bald selten, endlich gar nicht mehr an ihn. Jahre vergingen und ihr Gatte starb. Maria war unschlüssig, was sie nun beginnen solle, und so lange gewöhnt, von dem Willen, ja den Launen Andrer abzuhängen, war es Anfangs fast als ob ihre Freiheit sie drückte. Wie sonst vor dem Feinde, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt flüchtend, im Lande umher zu ziehn, wäre

der jungen Wittwe wenig geziemend geweſen; den Feind zu erwarten, gefahrvoll. Nach dem Beiſpiel der Gräfin Vezellini aber, und andrer Landsmänninnen, ihre Schlöſſer zu befeſtigen und ſie gegen die bewaffnete Macht zu vertheidigen, fehlte es Marien ganz an Muth und Entſchloſſenheit. Sie entſchied ſich demnach dafür, ſich nach Bukowina, dem abgelegenſten ihrer Güter an der ſchleſiſchen Grenze zurück zu ziehn und dort das Trauerjahr in klöſterlicher Stille zu verleben. Dann — — für die fernere Zukunft bildeten ſich nach und nach in ihrem Köpfchen glänzende Pläne. Wien, Italien, die Welt lag offen vor ihr. In Venedig wohnte eine Schweſter ihrer Mutter, in Wien waren zwei ihrer Pathen einheimiſch. Ihnen Allen konnte ſie hoffen willkommen zu ſeyn. Ihre Freiheit fing an ihr lieb zu werden, und ſie glaubte alle die Lebensfreuden, zu denen Jugend, Reichthum und Schönheit ſie berechtigten, welche ihr die Vergangenheit verſagt, von der kommenden Zeit erwarten zu dürfen.

Allein das Schickſal ſchien Andres über ſie beſchloſſen zu haben. Acht Wochen lang war ſie Wittwe; kein Soldat, weder von dieſer noch von jener

Parthei hatte sich seitdem im Arvaer Comitate blicken lassen, als eines Abends plötzlich ihr Haus zu Bukowina von einem kriegerischen Haufen überfallen ward. Aus einer Ohnmacht in die andre sinkend, fand sie sich endlich in einer verschloßnen Kutsche wieder, welche die ganze Nacht nach Osten zu rastlos weiter rollend, von einer rohen, seltsam vermummten Reiterschaar umringt war. In der nächtlichen Finsterniß erkannte sie dennoch, daß der Weg sie durch dicke Waldungen, zwischen Gebürgen hinführte. An öden abgelegenen Stellen ward angehalten. Frische Pferde standen bereit, und mit Windesschnelle ging es weiter. Als es Tag geworden, hielt der Wagen im Walde still. Der Schlag ward geöffnet, eine männliche Stimme bat Marien höflich ein kleines Frühstück zu sich zu nehmen, indem sie zugleich entschuldigte, daß die Gelegenheit fehle, ihr Bessres zu reichen. Mit Thränen des Zornes stieß sie alles von sich, und hörte nicht auf die Stimme, die sie bat, sich zu beruhigen, es solle ihr nichts geschehen. Unterdeß hatten die übrigen Reiter durch Pfeifen und wunderlichen Ruf Zeichen gegeben. Andre, ebenfalls verhüllt, aber geringer an Anzahl kamen aus dem Gebüsche herbei. Die Erstern ritten nun langsam zurück und

rohe Scherze, lautes Lachen, Freude über das glückliche Gelingen ausdrückend, tönte in die Ohren der zitternden Maria. Aehnliche Auftritte wiederholten ſich den folgenden Tag, bis ſpät in der Nacht die Reiſe endete. Maria war körperlich und geiſtig aufs Aeußerſte ermattet. In halber Bewußtloſigkeit bemerkte ſie kaum, daß der Wagen auf einem Hofe hielt. Ein Reiter ſaß ab. Mit kräftigem Armen hob er ſie heraus, ſie fühlte ſich feſt an ſeine Bruſt gedrückt, und mit leiſer Stimme flüſterte er ihr zärtliche Worte zu, als er ſie die Treppe hinauf in ein kleines Gemach trug. Während der Reiſe war das beruhigende Ergebniß ihres Nachſinnens geweſen: der Ruf ihres Reichthums habe ſie in die Gewalt von Räubern geführt, ein anſehnliches Löſegeld werde ſie befreien. Jetzt wußte ſie auf einmal, ſie ſey in der Gewalt eines Liebhabers. Eine furchtbare Angſt ergriff ſie. Sie ſammelte ihre letzte Kraft aufzuſchreien, ſich von ihm los zu reißen. Er ließ ſie, und ſetzte ſie ſanft auf einem Sopha nieder.

Er enthüllte ſich und warf ſich ihr zu Füßen. Mit ſprachloſem Staunen erkannte ſie Emmerich Barcoczy. Es lag etwas Tröſtliches in dieſem

Erkennen. Sie glaubte im Augenblick sich sichrer. Sie fühlte dunkel, daß es in ihrer Macht stehe, ihn glücklich oder unglücklich zu machen. Ihre Vorwürfe, ihre Verwünschungen beantwortete er mit Flehen um Vergebung, mit Betheurungen seiner Leidenschaft. Er benetzte ihre Hände mit Thränen, er küßte ihre Füße. Er schwor ihr bei seiner Ehre, daß er nur seinen Bitten, seiner Liebe ihr Herz, ihre Hand verdanken wolle; und als sie ihm unmuthig befahl, sie zu verlassen, war er ihr gehorsam, nachdem er sie nur noch dringend ersucht, mit der kleinen Abendmahlzeit, welche er ihr durch eine Dienerin schicken werde, sich zu stärken, und im anstoßenden Zimmer durch Schlaf sich von der beschwerlichen Reise zu erholen.

Drei Tage vergingen. Maria war eine Gefangene, aber ihr Kerkermeister lag zu ihren Füßen, und als er endlich von Flehen und Leidenschaft erschöpft, verzweifelnd sie für frei erklärte, da flüsterte eine Stimme in ihrer Brust ihr zu, daß sie das einzige Herz, das auf dieser Erde ihr angehöre, nicht von sich stoßen solle, daß eine Welt, in der niemand sie liebe, öder, leerer sey, als eine Wüste, in welcher Ein Herz für sie schlage. Sie hatte Zeit

gehabt, Emmerich mit dem Geliebten ihrer Jugend zu vergleichen. Sie ſtellte in Gedanken Ferdinand's große, ſchlanke Geſtalt, mit den regelmäßigen, edeln Geſichtszügen und der männlichen Anmuth der Bewegung neben Emmerich, deſſen Wuchs nur Kraft, deſſen Geſicht nur Jugendblüthe, und ein treues redliches Auge auszeichnete. Sie rief ſich die Eleganz der Rede, die dichteriſchen Anklänge, die gebildete Sprache der Unterhaltung Ferdinands zurück — alles das fehlte Emmerich, der ein Sohn der Natur und des Krieges, ſeine Jugend wechelsweiſe im Lager und in Einöden zugebracht hatte. Aber alle Vorzüge Ferdinands verſchwanden. Es kamen Augenblicke, wo Emmerich, auf deſſen Geſichte ſich die Liebe malte, ihr ſchöner ſchien als Ferdinand, hinreißender, poetiſcher ſeine Rede, welche die Liebe ihm eingab. Auch Ferdinand hatte ſie geliebt, und weder Feuer noch Zärtlichkeit hatte ſie je an ihm vermißt; aber nun ſchien es ihr, als habe ſie jetzt erſt erfahren, was geliebt werden ſey, jetzt wo ſie Emmerich ſah und hörte. Und hatte er ſie nicht hoffnungslos, ferne, Jahre lang im Herzen bewahrt? ſetzte er ſich nicht jetzt um ihres Beſitzes willen mancherlei Gefahren aus? wäh-

end Ferdinand sie feig einem Andern überließ, als es galt, zwischen ihr und des Oheims Gunst zu wählen?

Sie war erweicht. Emmerich ließ den guten Augenblick nicht ungenutzt. Stürmisch, glühend und liebend drang er ihr ein leises Ja ab. Ein protestantischer Prediger war nicht weit. Schon den folgenden Tag war sie vor Gott und Menschen Barcoczys Gattin, und sein Entzücken, seine Zärtlichkeit ließ ihr nicht Zeit den gethanen Schritt länger als augenblicklich zu bereuen.

Alles dieß überdachte die arme Maria jetzt, und Thräne auf Thräne drängte sich aus ihren schönen Augen. Gerührt von seiner ausschließlichen, alles opfernden Leidenschaft, hatte auch sie Emmerich liebgewonnen, aber dennoch war sie weit entfernt, an seiner Seite glücklich zu seyn. In dem täglichen Umgang mit dem alten Oyray hatte sie ihren Geist um Vieles mehr ausgebildet, als es bei Frauen damaliger Zeit und besonders in ihrem Vaterlande gewöhnlich war. Der kluge Greis wünschte die blühende, gefühlvolle junge Frau an das Haus zu fesseln, und sie über Dichtung und Kunst, die

Wirklichkeit und die Ansprüche der Natur vergessen zu machen. So hatte sie unter seiner Leitung französisch erlernt, und sich im Italienischen vervollkommnet, und die einzigen Vergnügungen ihres Ehestandes hatten bald in der Beschäftigung mit der Literatur dieser beiden Sprachen bestanden. Der französischen namentlich war der Alte sehr zugethan, und er sprach noch gern von der Zeit, während welcher er als Cavalier mit der Gesandtschaft Kaiser Ferdinands III. in Versailles an dem glänzenden Hofe Anna's von Oestreich gewesen, wo er einige berühmte Dichter und Philosophen persönlich kennen gelernt hatte. Auf diese Weise war Maria für die Vortheile geistiger Ausbildung äußerst empfänglich geworden; täglich aber fand sie Gelegenheit, den Sinn für Geistesfreuden in Emmerich zu vermissen. Zwar war dieser von Natur mit einer Seele begabt, die durch alles Schöne auf das Lebhafteste erregt wurde Der Blick auf die groteskherrlichen Umgebungen seines Schlosses entzückte ihn; der Sonnenaufgang, eine Gewitternacht, ein einfaches Lied — alles dieß wirkte fast zaubrisch, erweichend auf sein Gemüth. Aber kaum wußte er sich selbst Rechenschaft von diesen Eindrücken zu geben: die Sprache versagte ihm, wenn er

es Andern mittheilen sollte. Auch seine tiefe Empfänglichkeit für alles Hohe, Edle ließ sich mehr errathen, als daß er sie aussprach, und nicht selten verhüllte seine erhabensten Gefühle der Schleier einer kräftigen Rohheit. Alles was wir heut zu Tage Bildung nennen, fehlte ihm gänzlich: er hatte schon als zarter Knabe besser gelernt das Schwerdt als die Feder zu führen, besser Rosse zu zügeln und zu lenken, als Worte. Seine ganze Belesenheit begränzte sich auf einige strategetische Werke, auf die Bibel und das Gesangbuch seiner Gemeinde. Auf den Umgang dieses Mannes beschränkt, mußte sie nun die Blüthe ihrer Jahre in einer Einöde verwelken sehn, und sie konnte kaum hoffen, selbst wenn die unerwartete Begnadigung ihrem Gatten erlaubte, aus seinem Versteck hervorzugehen, daß er ihn je freiwillig mit dem Aufenthalt in einer Stadt, dessen bloße Vorstellung er schon haßte, vertauschen würde. Sie seufzte schmerzlich, wenn sie den Blick in eine solche Zukunft richtete.

Der Sturm tobte unterdessen draußen furchtbar durch die dichten Baumeswipfel des nahen Waldes, daß in Maria's aufgeregter Seele die Angst um Emmerich höher stieg. „Wo mag er bleiben!“ sagte sie unruhig: „wie

kann er mich doch so quälen. Ich weiß es, er nimmt sich bei jedem Auszug vor, bald wieder heim zu kehren, allein die wilde Lust reißt stets ihn fort. Kanns nicht der Kaiser seyn und seine Diener, die er bekriegt, soll doch das Wild von seiner Hand fallen. Nichts freut als Kampf dieß ungezähmte Herz. Die Jagd ist ihm ein schwacher Ersatz für den Krieg, der eigentlich sein Lebenselement ist. Ganz Ungwar ist mit Theokeoli's Truppen besetzt, die er doch nun nicht mehr als seine Freunde betrachten kann. Wissen wir doch, wie sie es mit dem Grafen Hamonay gemacht, der wie Emmerich von ihnen abfiel. Und kömmt er denn spät Abends zu Hause, so kann ich, wie ich auch zürnen will, seiner treuherzigen Freundlichkeit nicht widerstehn. Es wiederholt sich immer, und auch heute wirds nicht anders seyn."

Indem sie so sprach, hörte sie ein Pferd auf dem Hofe; sie trat an das Fenster, und sah einen einzelnen Reiter von der Dienerschaft umringt vor dem Hause halten.

„Es ist der ältere Barcoczy," sagte sie mißvergnügt, „die Dunkelheit verbirgt mir sein Gesicht, aber ich erkenne ihn an der gigantischen Ge-

ſtalt, und an der Verehrung, mit der ihn die Diener bewillkommnen.“ Und ſich abwendend fügte ſie mit ſteigendem Unmuth hinzu: „der verhaßte Mann! ich kann ihn nicht ohne innern Schauder ſehen: die düſtre Gluth ſeiner Augen, das tückiſche Lächeln, der Blick, der viel ſtets ſagt, und doch immer mehr noch verſchweigt. Sehr ungern ſah ich ſein häufiges Kommen; er macht Emmerich der Regierung noch verdächtiger, die dieſes Geſchlecht nie außer Acht läßt. Er iſt mir in der tiefſten Seele zuwider. Gewiß, ſein Werk iſt's, daß ich hier bin, und,“ — ſchloß ſie zögernd, „wenn ich auch glücklich wäre, möcht' ich's doch ihm nicht danken.“

Ihr Gefühl trog ſie nicht. Er war es, der Emmerich zu dem gewaltſamen Schritt beſtimmt, der wenigſtens den Gedanken in ihm geweckt, ſich durch eine Entführung der Einwilligung ihrer Verwandten, und vielleicht ihrer eignen zu überheben, die zu erlangen er, dem Hofe verhaßt, der jüngſte Sohn eines verarmten, geächteten Hauſes, und ein Proteſtant, wenig Hoffnung haben konnte. Ihr ahnete, daß der ſtets ſchlau berechnende Mann die Liebe des Jünglings nur zum Werkzeug ſeiner

ehrsüchtigen Pläne gebraucht; daß er, indem er vorgab, ihm als Freund zur Befriedigung seines heißesten Wunsches behülflich zu seyn, durch ihren Reichthum den erloschenen Glanz seines Hauses wieder herzustellen, und seiner Parthei neue Anhänger zu werben, beabsichtigte. Die Rohheit seiner Sitten verletzte sie, das Uebergewicht, welches ihm Alter, Gewohnheit und Charakter über Emmerich gab, erregte ihre Eifersucht, und sein rastloses Geschäft, die Fackel des Krieges immer wieder von Neuem zu entzünden, machte ihr ihn furchtbar. Heute kam er, übel mit seinem Tagewerk zufrieden. Die Gemüther der Seinigen waren gebeugt, ihr Muth erloschen; schon der Reichstag zu Oedenburg hatte dem Monarchen die Meisten seiner ungarischen Unterthanen versöhnt; die ernstliche Neigung zum Frieden, die das Kaiserhaus jetzt zeigte, hatte ihnen neue Hoffnungen eingeflößt, die Gewohnheit ihnen manche Neuerung erträglich gemacht. Aller Augen wären nach Wien gerichtet, wohin Theokeoli selbst einen Friedensunterhändler geschickt; und nach Preßburg, wo alle Angelegenheiten der Nation geschlichtet werden sollten. Man wich Stephan aus, und als er dringender ward,

brach man mit ihm. Seine Seele glühte von Zorn und Verachtung.

„Gott grüß Euch Schweſter!“ ſagte er im Hereintreten. „Ich höre Emmerich iſt nicht daheim.“

„Seyd mir willkommen, Herr Schwager,“ erwiederte ſie, ſich mit Höflichkeit verneigend, „Ihr habt recht gehört. Schon den ganzen Tag wart' ich ſeiner in Unruhe und Angſt.“

„Ach was!“ verſetzte jener, „wollt Ihr eines Waidmannes Weib ſeyn, ſo müßt Ihr Euch den Sinn ein wenig ſtählen. Ihr ſeyd zwar ein Stadtkind, gar zärtlich und fein erzogen, aber ich ſollte meinen, unſre Bergluft ſtärkte auch Weiberſeelen.“

„Ihr rauher Mann,“ antwortete Marie, „Ihr wißt gar nicht einmal, wie einem zu Muth iſt, wenn man einen lieb hat.“

„Ei,“ lachte Stephan, „macht mich nur nicht gar zu einem Wilden. Ich mein es ernſthaft. Wenn ſich Euer Herzchen ſo leicht betrübt, ſo hätte es ſich den Emmerich Barcoczy nicht wählen ſollen, denn der war von Kindesbeinen an ein gar wilder, tüchtiger Bube.“

„Ihn wählen?“ wiederholte Maria mit Nachdruck.

„Nun,“ entgegnete der Mann, „nehmt es nur nicht allzugenau. Sagt was Ihr wollt. Ihr seid doch vor Gott und Menschen, und vor all' Euren Heiligen obendrein, seine kirchlich angetraute Frau. Wann wählte Euer Geschlecht? So oder so gefreit: was liegt daran? ob wir die Brautwerber voransenden, oder ob wir sie gleich mitbringen, zwanzig an der Zahl? glaubt mir's auf's Wort! unter Euren städtischen Nachbaren, nichtswürdigen Krämern, sinnverdrehenden Spitzbuben von Rechtsgelehrten, oder speichelleckenden Kaisersdienern wäre Euch kein so wackrer Mann geboren, als hier in des alten Barcoczy Hause zu Samosko.“

„Daß ich mit Euch darüber stritte,“ erwiederte die sanfte Maria gereitzt. „Ihr habt nicht nöthig Emmerich zu verfechten. Er liebt mich und die Liebe ist ein weit beredterer Sachwalter als Ihr. Etwas andres wäre es, wenn etwa schmutziger Eigennutz, etwa die Begierde nach meinen Gütern, ihn zu dem gesetzlosen Schritte bewogen hätte. Dann freilich müßte ich ihn verachten. Denn nach

meinen weibischen Begriffen ist es weit ehrenvoller, sich mühsam als ein Krämer zu nähren, als ein großes Vermögen einer wehrlosen Frau abzuzwingen."

Der Baron warf einem scharfen Blick auf sie. Furchtsam von Natur, erschrak sie vor ihrer augenblicklichen Kühnheit, und fuhr gemäßigter fort:

„Laßt das gut seyn! Sagt mir vielmehr, womit ich Euch bewirthen kann. Ich hoff' Ihr bleibt zu Nacht hier. Wollt Ihr auf Emmerich mit der Mahlzeit warten? befehlt Ihr einen Trunk? wir sind zu Euren Diensten."

„Ich dank Euch," erwiederte jener, „laßt mir eine Flasche reichen. Mit dem Essen wart' ich auf den Hausherrn."

Während Maria einige Anordnungen zu seiner Bewirthung machte, ging der finstre Mann mit großen Schritten im Gemach auf und nieder. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß die Hausfrau wiederkehrte, und sich still an das Feuer setzend, darauf wartete, daß er das Schweigen breche. Endlich sagte sie:

„Herr Schwager, Ihr seyd ja so stumm wie ein Geist. Erzählt mir doch was Neues aus der fernen Welt, welche die hohen Berge mir verschließen.“

Stephan blieb plötzlich stehen, aber seine Miene ward noch düstrer. „Dankt's unserm Herrgott, sagte er rauh, der Euch die Welt verschlossen, die nichts als Knechtschaft und Schmach will. Das feige Volk, das seinen erwählten Fürsten feig in der Noth verläßt; das seine edlen Freiheiten verkauft, an Fremde, die es mit Füßen treten. Ja, Elende, fuhr er heftiger fort, werft Euch nur in den Staub; laßt Euch nur mit Hunden in die Messe hetzen! kriecht an den Thronesstufen des ausländischen Herrschers, wärmt Euch die schlaffen Glieder im Sonnenschein der Hofgunst, laßt Euch Gesetze geben von Antichristen und von Päbstlern — laßt Euch nur wieder nach Croatien schleppen, und funfzig Thaler für den Kopf, Stück für Stück, auf die Galeeren von Neapel verkaufen; oder Euch niedermetzeln ohne Weiteres, wenn sie nicht ordentlich bezahlen — wohl bekomm' es Euch! — Ihr verdient's nicht, daß sich's ein ehrlicher Mann warm um Euch werden läßt. —“

„Sagt," fragte Maria begierigl: „fiel etwas Neues vor?"

„Was kümmerts Euch" verſetzte er. „Geht an Euren Spinnrocken und ſeht nach Eurer Küche, Ihr Weiber! ob etwas vorfiel? das iſts ja eben. Nichts, nichts fiel vor, nichts kann geſchehn; denn Thaten die wollen Kraft. Aber dieß entartete Geſchlecht iſt wie eine Schaar Rehe, die ſich im Dickicht des Waldes verbirgt, ſobald ſie den Jäger ſpürt, und ſeine Hunde. Nun, wohl bekomm' Euch die Meſſe! lange wirds nicht dauern, ſo müßt Ihr alle hinein."

„Ich bitte Euch," erwiederte Maria, „faßt, mäßigt Euch. Emmerich muß bald da ſeyn. Wozu, ſagt ſelbſt, könnt' es frommen, den Funken wieder anzublaſen, der ſchon halb erſtickt, in ſeiner Bruſt noch glimmt. Er würde, ſtehen vollends die Sachen ſo, nur Feuer werden, ihn ſelbſt, nicht aber die Kraft Eurer Gegner zu verzehren. Das Weiſeſte iſt, in die Zeit ſich ſchicken."

Der Hifthörner luſtiger Ton erſchallte, als Stephan eben antworten wollte. Zugleich füllte ſich der Hof mit den rückkehrenden Jägern; Maria

ſah mit Verwunderung ihre Zahl um zwei Fremde vermehrt, und ſie hatte Emmerichs Gäſte von einer ſo unliebenswürdigen Seite kennen lernen, daß dieſe Bemerkung die eiligen Schritte hemmte, die ſie eben freudig ihrem Gemahl entgegen lenken wollte. Als ſie heraus kam, waren daher die Reiter ſchon abgeſeſſen, und neben Emmerich trat die hohe jugendliche Geſtalt eines Fremden auf ſie zu, der ein elegantes Reiſekleid trug.

„Ich bringe Dir einen Gaſt mit," liebſte Frau! ſagte Emmerich ſie herzlich umarmend. „Empfange ihn freundlich." Der Fremde verbeugte ſich tief. In der Dämmerung des Vorhauſes konnte ſie ſein Geſicht kaum ſehen; als er aber einige höfliche Worte zur Entſchuldigung ſeines ſpäten Beſuchs ſprach, erſchrak ſie beim erſten Ton einer Stimme, die ſie vor vielen Jahren gehört zu haben meinte. Eine ſeltſame Bewegung ergriff ſie: ſie konnte nur ſich ſtumm verneigen, und durch Gebehrden in die innern Zimmer nöthigen.

„Ich bitte Euch" ſagte hier Emmerich zum Gaſte, nachdem er den Bruder eilig bewillkommt: „ich bitt' Euch, macht's Euch bequem. Thut als ob

Ihr zu Haus wäret. Das praſſelnde Feuer thut den erſtarrten Gliedern wohl, und Ihr ſeyd unſren Winter nicht gewohnt. Erwärmt Euch, und nehmt dann mit einer Abendmahlzeit fürlieb, ſchlecht und gering, wie ſie nur ein armer ungariſcher Edelmann Euch bieten kann, die uns aber beſſer ſchmecken ſoll, als dem Kaiſer ſein Mahl in Wien, weil wir ſie mit gutem Gewiſſen verzehren, weil wir das Mittagseſſen entbehren mußten, und auch weil mein holdſeliges Weibchen den Vorſitz dabei führt."

Bei dieſen Worten ſuchten ſeine Blicke zärtlich die Augen Mariens, und mit Beſtürzung ſah er die Geliebte, leichenblaß, und zitternd ſich an einen Seſſel lehnen.

„Was iſt Dir?" rief er auf ſie zuſpringend. „Meine Geliebte, biſt du krank? wie iſt dir?"

Sie warf ſich mit Heftigkeit in ſeine Arme und ſagte: „Wohl, ſeitdem Du wieder bei mir biſt, verlaß' mich nicht wieder ſo lange, guter Emmerich!" —

„Iſts möglich!„ rief er mit freudigem Schreck: „die Angſt um mich machte Dich krank?"

„O ich bin ein ſchwaches Weib,“ flüſterte ſie, während ſie ihr liebliches Geſicht, das jetzt vor Schaamröthe glühte, indem ſie ſeine Treuherzigkeit betrog, an ſeiner Schulter verbarg.

„Geliebte meines Herzens,“ rief er entzückt, ſie inniger an ſich drückend: „Licht, Seele meines Lebens! nimmer, nimmer ſoll es mehr geſchehen! verwünſcht will ich ſeyn, wenn ich Dich je wieder kränke, Dir je wieder die lieben, ſchönen, herrlichen Aeuglein netze. Vergieb mir dieß Eine Mal. Das Wild neckte mich hin und her. Und konnt' ich hoffen — — —“

„Laß mich,“ erwiederte ſie doppelſinnig, ſich ſeinen Armen entwindend: „Deine Güte beſchämt mich. Ich fühle ganz meine Thorheit.“

Der Fremde war nicht befangen genug, um nicht aus dem Entzücken, mit welchem Emmerich die Liebeszeichen ſeiner Gattin empfing, zu ſchließen, daß er ihrer wenig gewohnt ſey. Seine Blicke lagen mit unruhiger Aufmerkſamkeit auf den Beiden. Aber noch laurender ſchien das Auge Stephans ihm bis ins tiefſte Herz ſchauen zu wollen, und es wandte ſich nur von ihm, um auf

den deutſchen Diener zu fallen, der des Fremden Gepäck hereingebracht, und ſich jetzt unter die Dienerſchaft des Hauſes gemiſcht hatte.

„Auf ein Wort, Bruder,“ ſagte endlich der ältere Barcoczy zu Emmerich, als dieſer ſich wieder zu den Männern wandte, ihn abſeits führend: „kennſt Du Deinen Gaſt?“

„Er hat mir ſeinen Namen geſagt, ich habe ihn aber vergeſſen. Was geht es mich weiter an?“

„Es iſt kein Ungar?“

„Er kommt wenigſtens eben aus Deutſchland. Aber wie kommſt du zu der Neugierde? Pflegt etwa unſre Gaſtfreundſchaft nach Nation, Titel und Würden verirrter Fremdlinge zu fragen, ehe ſie ihre Thür öffnet?“

„Es ſind bedenkliche Zeiten,“ verſetzte jener. „Es ſchleichen viele Kaiſerliche im Lande umher, uns aufzulauren, und anzuſchwärzen in Wien. Nimm Dich in Acht, daß es Dir in Preßburg nicht ſchlimm geht.“

„Mag's ſeyn!“ entgegnete Emmerich leichtſinnig: „dieſer iſt keiner davon, und wenn es wäre,

mir könnt's gleichviel ſeyn. Du weißt ja, ich habe nichts mehr zu ſchaffen mit Euch. — Aber noch einmal, dieſer iſt keiner davon. Es iſt ein hübſcher, geſitteter Mann, mit dem ſich gut leben läßt. Er reiſt zu ſeinem Vergnügen, und iſt in unſre Berge verliebt. Ich fand ihn mit ſeinem Diener im Walde verirrt."

Der Mann, der Stephans Beſorgniſſe rege gemacht, hatte ſich unterdeſſen einigemal vergeblich Marien zu nähern geſucht: ſie ſtand mit ſtolzer Kälte von ihm abgewendet und vermied jeden ſeiner Blicke. Er ließ endlich von ſeinem Bemühen ab, rieb ſich die Hände, leerte ſein Glas, und trat an das Fenſter, bis Emmerich zu ihm kam, und ihn noch einmal freundlich zu einer madſchyariſchen Abendmahlzeit einlud.

Durch Maria's Güte heute zu lauter Freude aufgereizt, ſprach Emmerich der Flaſche tapfer zu, und unterließ auch nicht ſeinen Gaſt dringend zu nöthigen. Stephan ſchien die Pflichten des Wirths mit ihm theilen zu wollen; auch er trank dem Fremden unaufhörlich zu, und ſuchte alle Vorwände, unter welchen dieſer das allzuſtarke Trin-

ken verweigerte, zu entkräften. Letztrer schien einige Verlegenheit unter des ältern Barons stechenden Blicken zu empfinden, doch beantwortete er dessen listig gestellte Fragen mit freundlicher Besonnenheit. Unaufgefordert erzählte er, er sey ein Maler aus Dresden und heiße Friedrich Sommer. Er fügte hinzu, er reise in Auftrag des jungen Prinzen August, um für dessen Cabinet Landschaften aufzunehmen. Eben komme er aus Italien. Er rief auch seinen Diener herbei, ihm aus seiner Reisemappe einige skizzirte Zeichnungen zu bringen, welche bereits die schönsten Punkte der Donau- und Drauufer darstellten. Emmerich bewunderte freudig seine Kunst, sprach mit Wärme von seinem Lande, zeigte sein Mißvergnügen über die jetzige Lage desselben unverholen, und setzte hinzu, die Liebe habe ihn in den treusten Unterthanen des östreichischen Hauses verwandelt. Dieß Wort bekräftigen wollend, trank er auf die Gesundheit des Kaisers. Als die Mahlzeit geendet war, stand Maria, die während derselben meist in Gedanken gesessen, und nur von Zeit zu Zeit Emmerich zugelächelt, auf, sich in ihr Gemach zu begeben. Emmerich rief schon nach neuen Flaschen, als auch Stephan sich erhob, indem er sprach:

„Vergönne mir zwei Worte, Bruder! Dein Gaſt wird uns entſchuldigen. Ich muß heut' noch weiter und die Nacht rückt heran. Deine Hausfrau mag ihn unterhalten, bis ich dich entlaſſe."

Emmerich führte darauf den Fremden mit einigen höflichen Reden in Maria's Zimmer zurück, und, ſeiner Gattin freundlich Sorge für den Gaſt empfehlend, verließ er beide, ohne im mindeſten den faſſungsloſen Zuſtand gewahr zu werden, in welchen ſein und des Fremden Erſcheinen ſie verſetzte.

Als Emmerich das Zimmer verlaſſen, ſah Ferdinand Szentirany, — denn er war es — vorſichtig umher, nahte ſich darauf Marien mit ſchnellen Schritten, und ihre Hand ſanft faſſend ſprach er leiſe:

„Maria, ich bin's!"

„Kaum trau' ich meinen Sinnen," erwiederte ſie eben ſo leiſe: „Ihr, Ferdinand Szentirany, und in dieſem Hauſe!"

„Ja," verſetzte er lebhaft, „bis in dieß Haus, wo Haß und Liebe mir gleiche Gefahren drohen, dring' ich euch nach."

„Mir nach!“ rief ſie beſtürzt: „was ſagt Ihr?“

„Mag es ſeyn,“ fuhr er mit immer zärtlicher werdender Stimme fort, „daß ſchon verrätheriſche Netze mich umſpinnen, daß des Mörders Dolch ſchon auf mich lauert: ſeh' ich Euch doch wieder!“

„Was ſagt Ihr!“ verſetzte ſie athemlos: „meinetwegen! nimmermehr!“ fügte ſie heftig hinzu, ihre Hand ihm entreißend.

„O meine Maria,“ ſagte Ferdinand, „kann Euch dieß befremden? fährt nicht der Bergmann in tiefe Schachten ein, den Schatz dort auszuſpähen, den finſtre Mächte in der Erde Schooß gefangen halten? So trieb es mich in dieſe Bergesſchluchten, die Dich begraben, heller Edelſtein! ich finde, ich erkenne Dich! doch leuchtender, ſtrahlender als je, ſeh ich dich wieder!“

Während er dieß mit Begeiſterung ſprach, hatte ſich Maria vollkommen geſammelt. Sie fühlte es wieder deutlich, daß er ſich durch ſein Betragen zum Gegenſtand ihres gerechteſten Zornes gemacht hatte. Als er geendet, ſagte ſie mit ſchneidender Kälte: „Spart Eure Worte, Herr von Szentirany,

ihr ſüßer Klang ſtimmt wenig zu Eurer Handlungsweiſe!"

„Wie," rief er, indem er, da ſie ihn nicht anſah, den Ausdruck des höchſten Erſtaunens in ſeine Stimme legte: „wie, Ihr zweifelt an mir!"

„Stimmt ſchlecht auch," fuhr ſie fort, „zu der Rolle die Ihr hier als der Gaſtfreund Emmerich Barcoczys ſpielt. Sprecht offen, was führet Euch, des Kaiſers Kammerherren und ergebnen Diener in dieſe Berge? welch ein kluger Plan, entdeckt es mir, führt Euch zu den erklärten Feinden Eurer Parthei? Kommt Ihr etwa vom Wiener Hofe abgeſendet, es künſtlich auszuforſchen, ob des kühnen, viel verfolgten Hauſes Sinn endlich gebrochen? — Faßt Muth, Ihr mächtigen Männer!" fuhr ſie mit leiſem Hohne fort: „einem ſchwachen Weibe iſt es gelungen, einen dieſer Löwen zu zähmen. Mich liebt er, mir will er den theuren Gatten erhalten, darum hält er Ruhe. Dem Glück der Häuslichkeit hat er den alten Groll, ſo wie die alten Neigungen aufgeopfert."

„Maria! Grauſame!" antwortete Ferdinand nach einer kurzen Pauſe: „was gelang' Euch

nicht. Nur allzuwohl habt Ihr auch jetzt das Ziel getroffen, das Ihr Euch auserkort, im Uebermuth der Schönheit. Strafen wollt Ihr mich, den längst schon sein Vergehn, — wenn's eines ist, dem Schicksale gehorchen — selbst gestraft. Ein jedes Eurer Worte drang wie ein schneidend Messer durch die Seele."

„Dem Schicksale gehorchen," versetzte sie lebhaft, „nennt Ihr dem eiteln Hange Eures Herzens folgen? O freilich, Euer Schicksal war, am Hofe in Glanz und Pracht zu erscheinen! Wie hätte doch dort die arme einfältige Maria bestanden! Die junge Thörin, die es für lauter Ernst nahm, was Euer Mund ihr bloß zum Scherz mit tausend Eidschwüren versicherte: daß ihre Augen Euch herrlicher strahlten, als aller Diamantenglanz der Kaiserin und ihrer Damen; daß das Gold ihrer Locken Euch köstlicher sey, als alles was Ihr jemals von Eurem Oheim zu hoffen hättet, wenn Ihr seinen Befehlen gehorchtet."

Ferdinand schwieg wieder eine Weile, dann sagte er in schmerzhaftem Ton: „Ihr seht mich starr stehn, und sprachlos vor Erstaunen. Nach Jahre-

langer, heißer Sehnſucht finde ich Euch wieder, doch Ihr ſeyd es, und ſeyd es auch nicht. Es iſt das ſüße Auge, die klare Stirn, der roſige Schimmer der Wangen, es iſt noch die herrliche Geſtalt, die Anmuth der Bewegung, aus deren Anſchauen ich einſtens Leben ſog; o es iſt mehr noch, es iſt die Knospe die ſich zur Königin der Blumen in ſtolzer Freudigkeit entfaltet hat. Aber nicht die mir vertraute, ſanfte Seele meiner Maria tönt von den Lippen wieder. Fremd erklingt mir Eure Rede. Ich fühl' es, der böſe Geiſt des Mißtrauens hat ſich Eurer zarten Bruſt bemeiſtert, und lenkt Eure Zunge zu ſchneidenden, tödtlich ſchlimmen Worten!" —

Während er ſprach hatte ſich Maria nieder geſetzt, und ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Die ſchöne, männliche Stimme drang ſchmeichelnd in ihr Ohr, in ihr Herz. Jetzt rief ſie heftig:

„O könntet Ihr Euer Thun vertheidigen! o könntet Ihr Euch entlaſten von der ſchweren Schuld, die mich an Eurer Statt zu Boden drückt! Ihr könnt es nicht; vor meinem Herzen könnt Ihrs nicht. Denn alle meine Thränen löſchten nicht aus, was die Erinnerung mir mit Flammenzügen in die Seele

ſchrieb. Ein harmloſes Kind war ich,“ fuhr ſie, ſich in wehmüthigem Rückblick verlierend fort: „von frommen Eltern in Gottesfurcht und in ſtrenger Stille erzogen, an Noth und bittre Armuth früh gewöhnt, mich keiner Luſt der Jugend je erfreuend, fand ich doch ein beſcheidenes Glück in meinem Buſen. Bis Euer Erſcheinen, Euer kühnes Nah'n, und Eure Liebesſchwüre mir meinen ſtillen Frieden auf ewig raubten.“

„Und bot dir, meine Marie,“ fragte er ihre Hand zärtlich an ſeine Bruſt drückend, „die Liebe nicht den köſtlichſten Erſatz?“

„Ja,“ antwortete ſie weinend, „glücklich war ich Eine ſüße Stunde. Ich war es, bis mich der Befehl der harten Verwandten jenem eigenſüchtigen Greiſe übergab. Ihr wißt es, Ferdinand, ich ſchrieb an Euch, meine Hand bebte, meine Thränen beſeuchteten das Blatt. Um Rettung bat ich Euch; demüthig fleht ich, was Eure Schwüre, und meine Liebe, zu fodern mich berechtigten. In meiner Kammer ſaß ich in Thränen Eurer harrend, Eurer Botſchaft. Ach, umſonſt. Ein Tag nach dem andern verſtrich. Der Hochzeitmorgen brach

an, Ihr erſchien't nicht. Ein Opfer ward ich geſchmückt vor den Altar geführt, Ihr aber" — — —

„Durft ich es wagen," unterbrach er ſie, „an mein dunkles Loos das, Eurer ſüßen Jugend anzuknüpfen? Ich der jüngſte Sohn meines Hauſes, von des Oheims karg zugemeßner Gnade lebend. Durft' ich, während Euch ein Andrer Schätze bot, es wagen, Euch, deren ſchönes Haupt nur die apoſtoliſche Krone würdig zieren würde, einem Leben voll Noth und Elend zuzuführen? verkennt es nicht! Liebe, Liebe allein war es, die mich leitete. Das aber iſt die wahre nicht, die eigenſüchtig ſich ſelbſt bedenkt, nur im Beſitz beglückt."

„Nein, Ferdinand," rief Maria leidenſchaftlich. „Ihr habt nie geliebt! Ihr hättet es empfinden müſſen, ein zärtlich Herz verſchmähe gern die Welt und ihre Schätze, wenn nicht die Hand der Liebe ſie ihm bietet. Ihr hättet es wiſſen müſſen, daß es ihm ſüßer ſey, mit dem Auserwählten am Wanderſtab von Thür zu Thür zu gehn, vom menſchlichen Erbarmen lebend, — aber" unterbrach ſie ſich erſchrocken „wohin verirr' ich mich? Wie iſt mir denn? Gott! was hab' ich geſagt? ſeyd ſchul-

dig, seyd es nicht, mir seyd Ihr fremd. Bin ich nicht die Frau Emmerich Barcoczys? Eures Feindes? Was drängt Ihr Euch von Neuem zwischen mich und meinen Frieden? Geht! Geht! was ruft Ihr in mir wach, was schon die Zeit in Schlaf zu wiegen begann? —"

Maria war in der höchsten Bewegung. Ihr Herz klopfte ungestüm. Ihre Wangen brannten, abwehrend streckte sie beide Hände gegen ihn aus, und sank in den Sessel zurück. Ferdinand hätte weder Liebhaber noch Hofmann seyn müssen, wenn er diesen Moment ungenutzt hätte vorüber gehn lassen.

„Nein, nein," rief er, zu ihren Füßen niederstürzend, „laßt vielmehr es mich zum ewigen Leben wecken. O laß mich Worte finden, Zauberformeln, die den schwarzen Dämon bannen, welcher Dein Herz mit blindem Wahn gefangen hält. Doch nicht der Worte braucht es. Daß Du mich hier siehst, in diesen Mauern, Dir treu geblieben sechs Jahre lang mitten unter den Lockungen eines glänzenden Hofes — ist es ein Zeugniß unwürdiger Vergessenheit? So strafe mich denn! mein Leben, meine Frei-

heit ſind in Deiner Hand. Sprich meinen Namen aus, und die Flamme Deines Zornes löſcht ſich in den Strömen meines Herzblutes! Jene Räuber, jene Brüder ſind zur rechten Stunde beiſammen. Ein einzig Wort von Dir, und ſie werden begierig den Vortheil ergreifen, den meine Wehrloſigkeit ihnen giebt. Theokoli haßt uns wie den Tod, und dieſe Barcoczys werden triumphiren, ihren Kaiſer in Einem ſeiner treuſten Diener kränken zu können, meinen Oheim in ſeinem Neffen."

„O haltet ein!" rief Maria außer ſich: „Ihr verkennt Emmerich, verkennt mich. Was quält Ihr mich? verlaßt mich, und laßt mich Euch nimmer, nimmer wiederſehn!"

„O nein, ich will ihn feſthalten, dieſen köſtlichen Moment! bald kehrt der, der ſich erfrecht, ſich Euer Gatte zu nennen, zurück. Nur wenige Minuten bleiben wir. Hört mich!" fuhr er fort, indem er aufſtand: „ja, ich verließ Preßburg mit zerriſſ'nem Herzen. Ich folgte des Oheims Ruf, betrat des Hofes glatte Bahn. Ich fand Glanz und Ehre. Es ſchien als ob das Glück Reue fühlte, als wollte es mir durch tauſend Gaben erſetzen, daß es

mir Eine unschätzbare Gabe entzogen. Der Kaiser überschüttete mich mit Gnade, der erste Minister schenkte mir seine Gunst. Aber ich war nicht glücklich. Wählt unter den Schönen unsres Hofes, sagte die Kaiserin. Aber Keine war schön neben Dir. Da hörte ich: Du seyst frei. Ich warf mich meinem Herrn zu Füßen, ich bat ihn um Urlaub, ich sprach ihm von Dir. Geht, sagte der gefühlvolle Fürst, gebt unsrem Hofe diesen Schmuck, bringt meiner Gemahlin eine treue Dienerin, eine Freundin. Ich eile auf Flügeln der Liebe nach Preßburg, kein Zweifel kommt in mein Herz — meiner Maria Liebe ist ewig, sag' ich mir, wie die meine ewig ist. Ich komme; ich höre erstarrt, Du seyst in den ruchlosen Händen eines Räubers, eines Hochverräthers, eines Aufrührers. Zorn füllt meine ganze Seele; allein mein Entschluß ist gefaßt, Dich retten, Dich besitzen oder sterben. Ich bedurfte der List mich in dieß wohlverwahrte Haus einzuführen. Ich bin hier und —"

Jetzt unterbrach Emmerich, mit herzlicher Entschuldigung seiner langen Abwesenheit, das Gespräch; Ferdinand begann sogleich mit ruhiger Fassung ein neues, während welchem Maria sich

ſtill und leidend verhielt. Emmerich war etwas zerſtreut. Die Unterredung mit Stephan hatte ſichtlich auf ſeine Stimmung gewirkt. So ging der Abend hin.

Den folgenden Morgen ſchien der Reiſende wieder aufbrechen zu wollen, allein ſein Wirth bat ihn mit aller herzlichen Gaſtfreundlichkeit ſeiner Landsleute zu verweilen. Er ſchlug ihm vor, Samosko zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, ſo lange er in dieſer Gegend ſey, und von hier aus, ſeinem Zwecke günſtige, Streifereien in die Gebürge zu machen. Er ſelbſt, erbot er ſich, wolle ihn an verſchiedne ſchöne Stellen geleiten, und in den unwirthbarern Gegenden ſein Führer ſeyn. Der Fremde nahm nach einigen beſcheidnen Weigerungen Einladung und Verſprechen dankbar an, und ſchon beim erſten Frühſtück ward die Sache völlig verabredet. Maria ſaß während der Verhandlungen ſchweigend mit hochklopfendem Herzen da. Als ihr Gemahl ſie auffoderte, in ſeine Einladung einzuſtimmen, that ſie es, nach ſeiner Meinung, mit ſo ungaſtfreundlicher Kälte, daß dieſer, die ihm heiligen Geſetze der Hospitalität dadurch verletzt glaubend, ſich veranlaßt fühlte, noch dringender zu werden. An Ungleichheit in Marieus Betragen gewöhnt, fand

er, arglos und wenig beobachtend wie er war, auch jetzt nichts Auffallendes an ihr.

So ahndete er nicht, was seine unglückliche Gattin während der acht Tage litt, die der fremde Künstler ihr Gast war. Ihr Herz brach fast unter dem schweren Kampfe zwischen Liebe und ehelicher Pflicht, zwischen dem Wunsche glücklich zu seyn und der Furcht unglücklich zu machen. Keinen Augenblick des Alleinseyns mit ihr ließ Ferdinand Szentirany ungenutzt vorüber gehn. Immer wieder von Neuem rollte er ein Gemälde vor ihr auf, das ihr die zärtlichste Liebe, endlich befriedigte Sehnsucht, und als lockenden Hintergrund, den Glanz des Hofes, die Freuden einer unbekannten Welt zeigte. Daß seine Treue nie gewankt, glaubte sie kaum mehr bezweifeln zu dürfen; kehrte er doch nach sechs Jahren wieder zu ihr zurück, er, der bei seiner glänzenden Bildung, bei seines Oheims Reichthum und Macht, und des Kaisers Gunst, wie die Unerfahrne meinte, tausend vornehmere und schönere Mädchen hätte finden können, zu denen der Weg nicht durch Gefahren und Mühen ging, wie zu ihr. Alles was außer der Vorstellung einer ergebnen Treue die Phantasie einer Frau sonst

noch beſchäftigen und reizen kann, wußte Ferdinand überdem in Bewegung zu ſetzen, und auch hier kam ihm ihre gänzliche Unkenntniß der Welt und ihrer Verhältniſſe ſehr zu Hülfe. Mehr als einmal erinnerte er ſie daran, daß ſchon der ganze Hof ſie erwarte, daß ſie die vertraute Dienerin, die Feundin ihrer Kaiſerin ſeyn ſolle, und er mußte heimlich lächeln über die Wirkung, die dieſe Vorſtellung that. O Eitelkeit! o Weiber! ſagte er für ſich, und lächelnd ging er ſicheren Schrittes auf ſein Ziel los.

Der arme Emmerich hingegen gebrauchte in ſeiner Treuherzigkeit nicht einmal die Waffen, die ihm zu Gebote ſtanden, und mit denen er vielleicht ſogar einen ſo gefährlichen Liebhaber hätte beſiegen können, als Ferdinand war; hätte er nur im Augenblick, wo es nöthig war, ſie zu führen verſtanden. Durch immer dringender werdende Aufforderungen, ſich einer neuen Verbindung zu Gunſten Theokeoli's anzuſchließen, auf das Lebhafteſte beunruhigt, war er in dieſen Tagen grade, und zwar zum erſten Male während ſeiner Ehe, mehr mit ſeinem Vaterlande als mit ſeiner Liebe beſchäftigt. Zerſtreut und unentſchloſſen, ward er, wenn

er ſich bei Marien zu erheitern wünſchte, durch ihre Verſtimmung und trübe Laune nur ſelbſt noch verſtimmter. Dagegen fand er in der Unterhaltung mit dem heiter-beſonnenen, ruhig-gefaßten Gaſte einige Erholung, und er gab daher zu, daß ſich Maria häufig in ihr einſames Gemach zurückzog.

Und doch mußte Maria im Grund ihres Herzens von ſeiner unveränderlichen Liebe überzeugt ſeyn, denn zuletzt war es faſt allein Mitleiden, was ſie abhielt, in die Trennung von ihm zu willigen. Nach und nach war es Ferdinands Beredtſamkeit beinahe gelungen, ſie glauben zu machen, ſie begehe durchaus kein moraliſches Unrecht oder keine Sünde, wie man ſich zu jener Zeit auszudrücken pflegte, wenn ſie einen Mann verließe, der nur durch Zwang zum Beſitz ihrer Hand gelangt war.

„Blieb Dir eine andre Wahl?“ ſagte er. „Und weiß er nicht ſo gut wie Du, daß Dir keine blieb, daß Du nur ſeine Gattin wurdeſt, Deine Ehre zu retten? Wer hat je den Gefangnen eines Unrechts gezeiht, der auf ſeine Befreiung bedacht iſt, ohne an die Verantwortlichkeit ſeines Kerkermeiſters zu denken? Soll er in Feſſeln bleiben, um ihn nicht

ins Verderben zu ſtürzen? ſoll er die Ketten darum ewig tragen, weil er ſich einmal ihrer nicht hat erwehren können? — Dein Wort vor dem Altare? — aber wem haſt Du es gegeben? einem Manne, der von ſeinem Gotte, der von Deiner Religion abgefallen iſt, einem Ketzer. Der Himmel hat Deinen Eid nicht gehört; er hat ihn nicht angenommen, denn Du durfteſt ihn nicht ſchwören. Der Staat erkennt ihn nicht an, denn Du durfteſt Dein Vermögen nicht einem Aufrührer, einem Hochverräther ſchenken, der es verwendet, ſich Spießgeſellen zu werben, und neue Ränke gegen die heilige Perſon ſeines Kaiſers zu ſchmieden. Und in welches grenzenloſe Verderben wird, muß die Verbindung mit dieſen Barcoczy Dich einſt noch ſtürzen, wenn Du eigenſinnig in einer Verblendung beharrſt, die Du Pflicht nennſt. Du ſchmeichelſt Dir, der Friede ſey vor der Thür; er werde Dir erlauben, in eine Welt zurück zu kehren, der Du angehörſt. Aber wie wenig kennſt Du den Stand der Angelegenheiten dieſer Barcoczys. Es iſt gar keinen Zweifel unterworfen, daß ſie, nebſt dem Grafen ſelbſt, als die erſten Anſtifter dieſer letzten Empörung, von der Amneſtie ausgeſchloſſen bleiben. Emmerich verräth ſeinen gänzlichen Mangel an Ur-

theilskraft, wenn er thörichter Weise glaubt, Verbrechen dieser Art dürfe ein Monarch verzeihn. Bleibt ihm etwas andres, als zu Theokeoli zurück zu kehren? In Deine Wohnung wirst Du rohe Muselmänner eindringen sehn, Tartarenhorden werden Deine Mägde als Sklavinnen fortschleppen. Sag' nicht, sie kommen als Freunde, als Verbündete. Blicke nach der nachbarlichen Wallachey, nach der Moldau, diesen Schutzländern der Gottlosen, und Du wirst es fühlen, ihre Freundschaft ist entsetzlicher, als die Feindschaft christlicher Mächte. Fern im Heere der Aufrührer kämpfend, wird Emmerich Dich nicht schützen können, wenn er auch wollte. Maria! — ein wüthender Schmerz faßt meinen Busen bei dem Gedanken, daß auch Du als reizende Beute mit fortgeführt, im Harem irgend eines verworfenen Ungläubigen verblühen solltest! Du, die Du mit einem einzigen muthigen Schritte die Zierde des Kaiserhofes, die geliebte und verehrte Hausfrau eines Mannes seyn könntest, dem alle Gunst und Gnade seines Herrn nicht Deinen Verlust ersetzen konnte." —

Dieß und Aehnliches hörte Maria täglich. Keiner unter Ferdinand's Gründen blieb ohne

Eindruck auf ihr Gemüth. Und ſelbſt wenn der Gang der Begebenheiten ſie nicht in das ſchreckliche Unglück führte, auf welches Ferdinand hindeutete: war nicht auch das, was ſie hauptſächlich hier hielt, Emmerichs Liebe, ihr ſelbſt ſchon oft als das Werkzeug erſchienen, ihre Reichthümer einer unruhigen Parthei zuzuwenden? Sie kam auf dieſe Weiſe dahin, es ſich als Großmuth, als zarte Gewiſſenhaftigkeit anzurechnen, daß ſie einen Schritt nicht thun wolle, zu welchem die an ihr verübte Gewalt ſie zu berechtigen ſchien; daß ſie ihn bloß aus Rückſicht auf das Glück eines Mannes zu thun verſchmähe, der ſich ſo ſchwer gegen ſie vergangen, und damit ihr eignes Glück opfre. Allein ihrer Empfindung gegen den, dem ſie dieß Opfer brachte, miſchte ſich nach und nach etwas unſäglich Bittres bei, um ſo mehr da er jetzt grade ihren Werth und ihre Güte weniger zu erkennen ſchien. Immer mehr verſenkte ſie ſich in jenem verderblichen Mitleiden mit ſich ſelbſt, das auf die Dauer ſelbſt ſtarke Herzen entkräftet, ſchwächre aber ganz zu Grunde richtet. Ferdinand's Dringen ſetzte ſie zwar ein wiederholtes Nein entgegen, aber dieſes Nein ward von ſo vielen heißen Thränen begleitet, daß auch

ein minder erfahrner Mann nicht den Muth verloren haben würde.

Am neunten Morgen saßen alle drei beim Frühstück, als ein vertrauter Diener dem Hausherrn einen Brief überbrachte, den, wie er sagte, ein geheimnißvoller und schnell wieder verschwindender Bote abgegeben habe. Emmerich veränderte die Farbe, als er die wenigen Zeilen flüchtig überblickt. Er stand auf, ging unruhig auf und nieder und endlich aus dem Zimmer.

„Das Schreiben ist von Theokeoli," sagte Ferdinand flüsternd und Marien näher rückend. „Es bescheidet Emmerich an einen Ort, wo schon mehrere seiner alten Anhänger versammelt sind, und sich mit Hülfe des Seraskiers von Neuem rüsten, Moncacz zu entsetzen, das der General Karaffa bedroht. Gieb Acht! Emmerich wird schnell verreisen; die Stunde ist da — entschließe Dich, meine Maria!" —

Emmerich hatte wirklich die Hand seines Herrn und Freundes erkannt; aber anders, als Ferdinand ihn andeutete, lautete der Inhalt. Schon war ein dunkles Gerücht nach Samosko gekommen,

Graf Theokeoli ſey vom Seraskier verrätheriſcher Weiſe gefangen genommen, und dem General Karaffa übergeben worden. Die Worte des Briefes beſtätigten wenigſtens einen Theil dieſes Gerüchtes. Er war in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und enthielt folgendes:

„Dieß Wort der Freund dem Freunde! — Emmerich Barcoczy, ich grüße Dich aus der Gefangenſchaft. Du hatteſt recht, mich vor dem Bunde mit Ungläubigen und Verräthern zu warnen. Uebermorgen will der Seraskier mich nach Adrianopel abführen laſſen. Biſt Du derſelbe noch, der mir geſchworen, ſtets zu meinen Dienſten zu ſeyn, wo es meine Ehre oder mein Leben gilt, ſo begieb Dich auf der Stelle ſo heimlich als möglich nach Veresmart. Dort wirſt Du Ketezer, Petroczy, Kendi und andre Getreue finden. Eurem vereinigten Muthe oder Eurer Liſt wird es gelingen, mich zu befreien. Von ihnen erfährſt Du das Nähere. Ich verlaſſe dieſe Verräther, und nach Polen flüchtend, werfe ich mich Sobieski in die Arme. Emmerich! ich baue auf Dich.“

E. T.

Was des Freiherrn Wangen verfärbt, als er dieſen Brief zuerſt las, war keinesweges der Gedanke an die eigne Gefahr bei einem ſolchen Unternehmen: die Folgen dieſes Schrittes waren es, die ſich nebſt Beſorgniß um den Freund, plötzlich vor ſeine Seele drängten. Auf dem Punkte, ſeinen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen, war es ihm klar, daß er ſich durch die Befreiung Theokeoli's wieder als deſſen entſchiedner Anhänger darſtellte. Er fühlte außerdem, daß er dieſem, wenn der einzige Umſtand, um deſſentwillen er ihn verlaſſen, die Verbindung mit den Ungläubigen, gehoben wäre, ſeinen Beiſtand jetzt nicht mehr verſagen dürfe, wo noch kein neuer Eid an Oeſtreich ihn band. Die Pforte ſchien äußerſt geneigt zum Frieden; nicht weniger Fürſt Apafi. Dagegen geſtaltete ſich das Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich von Neuem feindlich; es war nicht unwahrſcheinlich, daß der wieder ausbrechende Krieg auch Ungarn wieder in Flammen ſetzen werde. Emmerich hatte Kriegsluſt und Muth mit der Muttermilch eingeſogen. Unter Kampf und Schlachten aufgewachſen, waren ſtets die raſtloſeſte kriegeriſche Thätigkeit, und die unumſchränkte Freiheit eines ſolchen Krieges grade, wie ſeine Parthei ihn geführt, die Elemente gewe-

ſen, aus denen er Lebensodem geſogen. Aber Liebe und Häuslichkeit hatten ihn nun empfänglich für das Glück des Friedens gemacht. Er gedachte außerdem des, ihm von Marien bei ihrer Vermählung abgedrungnen Verſprechens, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtände, ſich den Kaiſer zu verſöhnen. Er gedachte auch der Verpflichtung, die er übernommen, für ſeiner Gattin Vermögen zu ſorgen, das durch einen neuen Uebertritt ganz verloren gehen mußte, da faſt alle ihre Güter in einem Theil des Landes lagen, der dem Kaiſer am ſchwerſten genommen werden konnte.

„Wie dem auch ſey," ſagte er, „meinen Freund, meinen einſt anerkannten Herrn darf ich in der Noth nicht verlaſſen. Ich will nach Veresmart. Alles biete ich auf, um ihn zu befreien. Ich will es, und wenn das ganze Heer ungläubiger Hunde ihn bewachte. Ich geleite ihn mit den Freunden über die polniſche Gränze. Dann ſag' ich mich los von ihm. Mein Arm gehört meinem Lande, nicht ihm. Nur Ehrſucht und ſelbſtiſches Mißvergnügen kann ihn über die Vortheile verblenden, die dieſem der Oedenburger Reichstag zu Wege gebracht. Ich erkläre es ihm unumwunden, verlaſſe ihn an der

Gränze. Meinen Eiden getreu, will ich nicht mehr für ihn, noch gegen ihn fechten.“ —

Seine Stirn glühte bei der Vorſtellung, einem neuen vaterländiſchen Kampfe müßig zuzuſehn. Sein Herz flammte auf, und alle ſeine angebornen kriegeriſchen Neigungen erwachten. „Maria!“ ſprach er leiſe: „ich opfre Dir viel!“

Mit dieſen Gefühlen ging er in das Zimmer zurück, in welchem er Marien mit dem Gaſte gelaſſen. „Verzeiht,“ ſagte er zu Letzterem: „ein nothwendiges Geſchäft zwingt mich zu einer kleinen Reiſe, von welcher ich früheſtens in einigen Tagen zurück kehren kann. Es ziemt dem Wirthe nicht, ſein Haus zu verlaſſen, wenn werthe Gäſte es bewohnen, allein dringende Umſtände müſſen mich entſchuldigen.“

„Ihr beſchämt mich,“ erwiederte Ferdinand: „ewig wird Eure Gaſtlichkeit und Güte meinem Herzen erinnerlich ſeyn. Aber Nothwendigkeit trifft wunderbar mit Nothwendigkeit zuſammen. So eben eröffnete ich Eurer edlen Hausfrau, daß dieß der letzte Tag ſeyn müſſe, wo mir das

Glück vergönnt ſey, in dieſem Schloſſe zu verweilen: wiederholt ſchon gemahnt es mich, daß ich allzu lange hier geſäumt. Freunde warten meiner ſeit dem Herbſt in Preßburg, wohin ich ihnen von Wien aus zu folgen verſprach. Ein ſpäterer Einfall beſtimmte mich nach Venedig zu gehn, und in Raguſa zu landen. Sie ſind ohne Nachricht von mir, und ohne Zweifel in Beſorgniß. Erlaubt, daß ich nun mit Euch zugleich dieß Haus verlaſſe, und mich weſtwärts wende, während Ihr Euch vielleicht nach einer andern Himmelsgegend kehrt."

„Nicht doch," verſetzte Emmerich mit herzlicher Höflichkeit: „ſtraft nicht meine Unart durch ſo plötzliche Abreiſe. Ich würde Euch dringend bitten hier zu verweilen, nähme ich meine Frau mit mir; da ſie aber zu Hauſe bleibt, würde es ſich bei Eurer Jugend und Wohlgeſtalt nicht ſchicken, daß Ihr in des Hausherrn Abweſenheit ihr Geſellſchaft leiſtetet. Ich erſuch' Euch, macht eine von Euren Streifereien, und kehrt in ein Paar Tagen hieher zurück."

Der Fremde ſchien von Emmerich's Güte gerührt, führte aber ſo dringende Gründe ſeiner

Weigerung an, daß dieser endlich abstand. Es ward demnach verabredet, sich sogleich reisefertig zu machen, und der Gast verließ das Gemach, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Maria sah nicht ohne Bestürzung den Freund sich zu so schleunigem Aufbruch rüsten. Dunkle Gefühle des Schmerzes vereinigten sich in ihr mit dem Gedanken an eine drohende Zukunft, der durch den geheimnißvollen Brief, welchen ihr Gemahl erhalten, durch die Versicherung Ferdinands, er mahne ihn zu neuem Aufstand, und durch seinen schnellen Entschluß, sie auf so lange Zeit zu verlassen, wieder lebhafter aufgeregt und bestätigt ward. Demnach fühlte sie sich unmuthiger als je gegen Emmerich, und als dieser, nachdem er den Dienern einige Befehle gegeben, sich zu ihr setzte, und sie, zärtlich die Trennung beklagend, liebevoll umarmen wollte, wand sie sich los und sagte schneidend:

„Darf ich mich wohl unterstehn, Euch zu fragen, wer den Brief geschrieben, der Euch so unwiderruflich von mir treibt?"

„Du weißt, Schönste!" erwiederte er gezwungen lächend: „unterstehn darfst Du Dich gegen

Deinen armen Sclaven alles. Aber darf Er ſich wohl unterſtehen, Dir dieß eine Mal nicht zu antworten?"

„Ihr vielmehr wißt," entgegnete Maria bitter „daß Ihr Euch alles erlauben dürft. Ich hätte mir die Frage erſparen können. Hört aber einmal ein ernſtes Wort. Ich weiß zwar nicht, was in Eurem Briefe ſteht, allein ich kann vielleicht den Inhalt deſſelben errathen. Wenn er Euch etwa zu neuen geſetzwidrigen Handlungen auffodert, ſo bedenke wohl, was Ihr thut. Den Frieden ſtören, Bürgerblut vergießen, um eigenſinnig eingebildete Rechte zu behaupten, deren Verluſt durch andre Vortheile erſetzt wird, kann nimmermehr gute Früchte tragen, und wird zuletzt mit Landesverweiſung oder ſchimpflichen Tod endigen. Erwägt dieß alles wohl!

Emmerichs Wangen überzog ein dunkles Roth; die Vorwürfe ſeiner Freunde, daß er unter unwürdiger Weiberherrſchaft lebe, fielen ihm zum erſten Male auf das Herz, und indem er fühlte, welch' Opfer er ihr zu Liebe zu bringen gedenke, empfand er ihre Anmaßung doppelt verletzend.

„Liebes Kind,“ sagte er mit erkünstelter Gelassenheit: „schönen Frauen kleidet alles, nur nicht das Einmischen in politische Dinge; es ist grade als wollt' ich mich an den Heerd stellen, oder an den Stickrahmen setzen.“

Maria schwieg beschämt und gereizt; eine kurze Pause entstand, die von dem eintretenden Ferdinand unterbrochen ward. Maria fuhr zusammen, als sie den Freund in Reisekleidern, und im nämlichen Augenblicke die Pferde vorführen sah.

„Ihr seyd bereit, und längeres Verweilen wäre uns beiden lästig,“ rief Emmerich sich peinlichen Empfindungen durch schnellen Aufbruch entreißend. Er wendete sich zu Marien, ihr einen lauen Abschied zu sagen; als er sie aber ansah, ergriff ihn der Anblick der schönen, bleichen Gestalt wunderbar. Er umfaßte sie, hielt die sich Sträubende gewaltsam, und küßte sie mehrer Male mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die Sitte verstattete damals den Ehemännern nicht solche freie Liebkosungen in Gegenwart Fremder. Marien mußten diese doppelt verletzend seyn vor den Augen des scheidenden Freun-

des; dreifach aber nach dem eben vorgefallnen Auftritt. Denn feingeſtimmte Frauen fühlen ſich durch das bloß ſinnliche Wohlgefallen derjenigen, die ihnen Nichtachtung bezeigen, eher gekränkt als geſchmeichelt. Zürnend entwand ſie ſich ihm, und es war in dem Augenblick etwas in ihrem Herzen gegen ihn, was faſt Widerwillen war. Der Gaſt näherte ſich ihr darauf, und empfahl ſich ihr mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit eines wohlbewirtheten Fremdlings. Keine Miene, kein Wort verrieth eine tiefre Empfindung. Beſtürzt und ſtumm ſtand ſie, ſah' beide Männer das Zimmer, das Haus verlaſſen. Eine unwillkührliche Bewegung führte ſie an das Fenſter. Die Männer ſchüttelten einander die Hände, wünſchten ſich alles Gute, und ſagten ſich, wie es ſchien ein eben ſo herzliches als höfliches Lebewohl. Dann ſaßen ſie auf, Ferdinand ritt nebſt ſeinem Diener zum Thore hinaus und wendete ſich links, Emmerich folgte ihm, und kehrte ſich rechts. Ihn begleiteten mehrere Knechte. Nun waren ſie ihren Blicken entſchwunden. Nun war ſie ganz allein. Lange ſtand ſie in der ſchmerzlichſten Betäubung: endlich machte ein Thränenſtrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

Sie konnte es nicht faſſen, daß er ſo, ſo von ihr geſchieden war! Nach einem ſolchen Aufenthalt, nach ſolchen Auftritten ſo ohne allen Abſchied, ohne ein einziges herzliches Lebewohl. Deine Weigerungen haben ihn endlich ermüdet, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Ach! aber ſie wollte ihn ja nicht beſitzen, ſie wollte es ihm ja nur noch einmal ſagen, daß ſie lieber unglücklich ſeyn wolle, als eine Ehebrecherin. Nur noch einmal ſehen, noch einmal ſegnen wollte ſie ihn. Lange dachte ſie: er könne ſo nicht geſchieden ſeyn, er müſſe, müſſe wiederkehren. Aber der Tag ſchlich langſam hin, und ſie harrte ſeiner vergebens. Schon dämmerte der Abend, als ſie es in ihren Zimmern nicht mehr aushalten konnte; ſie nahm ihren Pelz um, hing einen Schleier über, und ſagte ihren Leuten, ſie wolle nur einen Augenblick friſche Luft im Garten ſchöpfen. Allein ſie ging nicht in den Garten, ſondern den Schloßberg hinunter auf die Landſtraße hinaus, die nach den ſüdweſtlichen Gegenden führte.

Eine unnennbare Angſt trieb ſie vorwärts, aber es ward dunkler, und dunkler und ſie entſchloß ſich endlich zur Rückkehr. Indem ſie noch einmal umher blickte, ſah ſie in geringer Entfernung eine

weibliche Geſtalt aus einer Bergſchlucht hervortreten, die ſie an der wunderlichen, fantaſtiſch-zerlumpten Tracht für eine Zigeunerin erkannte. Das Weib trug ein halb nacktes Kind auf dem Arm; ſie ſchien Marien, die auf der Fahrſtraße mit ſchnellen kleinen Schritten wandelte, gar nicht zu bemerken; oben auf dem Bergpfad bleibend, hielt ſie ſich immer eine kleine Strecke hinter ihr, liebkoſte ihrem Kinde, in einer Sprache, die aus verſchiednen zuſammengeſetzt ſchien, fing aber plötzlich mit jugendlicher heller Stimme ein Lied zu ſingen an, das die Zuhörerin erſchütterte.

Die Weiſe bewegte ſich einförmig klagend, zwiſchen wenigen Tönen hin und her. Die Worte waren im reinſten Serbiſch, und ein kurzes Sinnen der Sängerin zwiſchen jeder Strophe, ließ Maria glauben, daß das Lied ein Erguß augenblicklicher Empfindung ſey, oder aus dunkler Erinnerung jetzt erſt zuſammen geſetzt werde. Es lautete:

Wehe mir! was ſtöhnet dort für Klage?
Läuten Glocken? ſchreit ein grauer Kukuk?
Wehe! Wehe!
Wären's Glocken, tönten hoch vom Thurme,
Wär's ein Kukuk, ſäß in Baumeswipfeln.
Leide! Leide!

Iſt's das Mädchen auf dem ſteilen Bergpfad?
Iſt's auf ihrem Arm der liebe Knabe?
Wehe! wehe!
Blutzerriſſen iſt ihr weißes Antlitz,
Blutverſchwollen ihre ſchwarzen Aeuglein,
Leide! leide!
Blutzerſtampfet ihre leichten Füße,
Blutdurchfeuchtet ihre gelben Stiefeln.
Wehe! wehe!
„Liebſter! zecheſt Du im weißen Hauſe?
Liebſter! jageſt Du im grünen Walde?"
Leide! leide!
Gieb mir Deinen rundgefleckten Mantel,
Daß ich Deinen Knaben mit verhülle!
Wehe! wehe!
Gieb mir Deine ſchwarze Wolfsfellmütze,
Daß ich d'rinn mein Angeſicht verberge.
Leide! leide!
Mit der Geißel trieb mich meine Mutter:
„Hündin! ſuche Deinen fremden Buhlen!"
Wehe! wehe!
Nun drei Jahre ſchon, drei Tag' und Nächte,
Liebſter! ſuch' ich Dich in Berg und Wäldern.
Leide! leide!
Such' im weißen Zelt Dich mit dem Knaben,
Such' Dich unter Leichen auf der Wahlſtatt.
Wehe! wehe!
Brauſ't der Sturm; und löſ't das ſchwarze Haar mir;
Liebſter! nimm mich auf im weißen Hauſe!
Leide! leide!
Fällt der Schnee, und ſtarrt vor Froſt mein Büblein.
Liebſter! nimm uns auf am warmen Heerde!
Wehe! wehe!

Maria, nur mit einer andern ſlaviſchen Mundart bekannt, verſtand nicht alle Worte des Liedes. Aber ſie verſtand genug, um es ihrem eignen Zuſtande gemäß zu finden: auf der Bergſtraße irrend, den Geliebten ſuchend, hätte auch ſie gern ihr Leide und Wehegeſchrei den Lüften vertraut. Was aber von beſonders ergreifender Wirkung für ſie war, iſt ein Geheimniß des Liedes, das ſich in keiner Ueberſetzung wieder geben läßt. Indem nämlich die Sängerin jedem ihrer Strophenpaare ein ſchmerzliches Lele, Lele! oder Lado, Lado! (Wehe! und leide!) nachſendete, ſchien ſie zu gleicher Zeit die Götter der Liebe anzurufen, die in altſlaviſcher Mythologie, wunderbar-bedeutſam dieſe Namen führten. Lado! Lele! tönte es in Mariens Herzen nach.

Im Zuhören hatte ſie unwillkührlich die Schritte ein wenig gehemmt, ſo daß die kräftiger zuſchreitende Zigeunerin ſie bald eingeholt hatte. Kaum bemerkte die Fremde ſie, als ſie ſie anrief, und ſie in verdorbenſtem Ungariſch aber mit morgenländiſch-höflicher Art begrüßte.

„Allerſchönſte Dame!“ rief ſie, „nimmer verwelke die Blume Deiner Geſundheit! nie verſieche

der Quell Deiner Liebesfreuden! vor Dir fliehe die giftige Schlange, und die ſchwarze Peſt, die tödtende! — ſage mir, bin ich noch weit von Samosko?"

Maria hatte die Grüße mit anmuthigem Kopfneigen beantwortet; bei der letzten Frage, ſah ſie etwas beſtürzt auf: „Sucht Ihr dort ein Nachtquartier?" war ihre Gegenfrage.

„Ich hab' mir die armen Füße aufgelaufen, bin wund und todesmüde: keine Seele würde mir's irgendwo verweigern. Aber ſagt mir, iſts noch weit?" —

„Ganz nah'," entgegnete Maria, „auch mein Weg führt dort hin."

„Das iſt gut," erwiederte die Zigeunerin, indem ſie ſich anſchickte die ſteile Bergwand hinunter zu klimmen. Die Mühe ſchien klein für ihre geſchmeidigen Glieder. In wenigen Augenblicken ging ſie Marien zur Seite. Dieſe konnte ſie nun bequemer betrachten.

Sie ſah eine große ſchlanke Geſtalt, von kaum achtzehn Jahren, mit kräftigen aber nicht rohen Gliedern. In dem länglichen, orientaliſch-ſchön

geformten Geſichte war nicht zugleich die orientaliſche Starrheit, die tödtlich kalte Regelrechtigkeit der Züge, die dem fühlenden, abendländiſchen Beſchauer das Herz zuſammen ziehen kann. Es war im Gegentheil eine gemäßigte Beweglichkeit darin, welche die Seele nicht verläugnete, und die dem Geſichte einigen Reiz gegeben haben würde, auch wenn weniger glänzende ſchwarze Augen daraus hervor geſtrahlt hätten. Blendend weiße Zähne, rabenſchwarze, dicke Haarflechten, ſchienen ihrem Volksſtamm anzugehören; ſo auch die entſtellende Farbe der Haut, und wenn das Lied von einem „weißen Antlitz" ſang, ſo war das Beiwort vielleicht nur aus andern ſerbiſchen oder wallachiſchen Geſängen entlehnt. Luſt und Anſtrengung hatten indeſſen heute die Wangen der Pilgerin kräftig geröthet, daß ſie mehr anmuthig braun, als widerlich gelb erſchienen. Das ſchwarze Tuch, das ſie um den Kopf geſchlungen hatte, ſtand ihr wohl: es war vielfältig mit dunkelrothen Bändern umwickelt, und ringsumher mit groß und kleinen Silbermünzen behängt, die einen Halbkreis um die Stirn bildeten. Einige Stücke fehlten, und ſchienen zur Reiſezehrung angewendet zu ſeyn. Ueberhaupt verrieth die ganze Tracht einen halb zu Grunde gerichteten Wohlſtand,

eine durch die Länge der Zeit verblich'ne und unter-gegang'ne Pracht. Der kurze ſchwarze Rock des jungen Weibes war einmal mit goldnen Treſſen beſetzt geweſen, die jetzt Stückweiſe an ihm herunter hingen. Das vergelbte Hemd, das unter der Bruſt von einem alten golddurchwirkten Gürtel gehalten war, und in einem Bauſch über den Rock hing, war vielfach zerriſſen, aber trotz dieſes veralteten Zuſtandes waren ſeine weiten Ermel zierlich mit rothen Bändern umſchlungen, und ſtatt der Knöpfe waren an Hals und Hand bunte Steine befeſtigt. Auch die Bruſt ſchmückten viele Schnuren farbiger Glasperlen, an denen in der wunderlichſten Vereinigung ein kleines Kruzifix und allerlei morgenländiſche Talismane hingen. Keine Strümpfe deckten die Füße, und an den gelben, nach des Liedes Worten, blutdurchfeuchteten Stiefeln, waren Sporen befeſtigt, die andeuteten, daß ſie einen Theil ihrer Reiſe zu Pferde zu machen pflegte. Sie trug kein Arzneikäſtchen unter dem Arm, mit dem andre Zigeunerinnen als Dorfdoctorinnen das ungariſche Land gewöhnlich durchziehen: ihre Pilgerſchaft ſchien andern Zweck zu haben als Lebenserwerb. Ein viereckiges Tuch vom ſchlechteſten Pelzwerk, das zu dem geputzten Ganzen wenig paßte, und offenbar erſt auf

der Reiſe angeſchafft worden, war das Einzige was ſie, unter dem Kinn zuſammen gebunden, etwas vor der Kälte ſchützte. Auch das ganz unbekleidete Kind war in ein ſolches Tuch gewickelt, und es war kläglich anzuſehn, wie daſſelbe nur von unzureichender Größe, ſtets dieß oder jenes Glied entblößt hervorblicken ließ. Der Knabe ſelbſt aber ſchien wenig danach zu fragen, und an alle Witterung gewöhnt, für Hitze und Kälte gleich unempfindlich, ſchaute er keck und trotzig in die Welt. So ſtand die Zigeunerin jetzt neben Marien, deren edle einfache Geſtalt, in blauatlaßnen Pelzmantel gehüllt, den Kopf nonnenhaft mit dichten Schleiern verhängt, zu der abentheuerlich-grotesken Figur den ſchneidendſten Gegenſatz bildete.

Maria beugte ſich mit einiger Zärtlichkeit zu dem armen Knaben, der aber mit kindiſchem, ſtets ungezügeltem Eigenſinn, ſie grade mit der Fauſt in das Geſicht ſchlug. Der Mutter Verweis war nur leicht:

„Still, Bübchen!“ ſagte ſie mit halbem Lächeln, „was ſchlägſt Du Weiber? Es iſt ein kecker Wildfang,“ ſetzte ſie gegen Marien hinzu.

Dieſe ſchritt ſtillſchweigend weiter. „Sagt mir doch,“ hob die Zigeunerin wieder an, „allerſchönſte Dame! ſind' ich wohl den Baron Barcoczy zu Hauſe in Samosko?“

„Welchen Baron Barcoczy meint Ihr?“ fragte Marie, indem ſie ſich beſann, was ſie antworten ſollte.

„Ei, ich meine den jungen, ſchönen, den Emmerich. Nach dem alten Wehrwolf, den Stephan möge eine Andre fragen.“

„Was wollt Ihr denn von Emmerich Barcoczy?“ fragte Maria ahndungsvoll.

„Ich will ihm was bringen, was ihm gehört.“

„Kennt Ihr ihn denn?“

„Das wollt ich meinen,“ verſetzte jene mit bedeutſamem Lächeln. „Da Ihr nach Samosko ſo ſpät geht, ſeyd Ihr wohl gar ſeine Schweſter? oder — — —

„Das bin ich,“ verſetzte Maria ſchnell, in ängſtigendem Vorgefühl: „aber was wollt Ihr ihm denn bringen?“

Die Zigeunerin zögerte einen Augenblick. Dann ſagte ſie dreiſt: „Den kleinen Buben hier!“ —

Maria hatte zwar den Schleier vor das Geſicht gezogen, allein die Fremde mußte trotz dem eine Veränderung ihrer Züge wahrnehmen, denn ſie fuhr fort:

„Deutet's mir nicht allzu übel. Die Schweſtern, weiß wohl, haben's nicht gern von den Brüdern. Aber das Herz iſt einmal ſo geſchaffen. Das frägt nicht nach Stand und Würden, nicht nach Gott und Kirche. Und ſeht der Bub' iſt auch chriſtlich getauft. Ich hab's Emmerich verſprechen müſſen, als er ſchied.“ —

Sie ſchlug das Fell zurück, worin ſie das Kind trug, und zeigte ihr ein Heil'genbild, welches ihm um den Hals hing.

„Wäre es möglich!“ entgegnete Maria, die unwillkührlich ſtehen geblieben war. „Emmerich!“ — die verſchiedenſten Gefühle beſtürmten ihr Herz.

„Wundert Euch nicht allzu ſehr!“ fuhr jene nicht ohne Bewegung fort. „Sagt mir lieber, finde ich Euren Bruder?“

„Emmerich findet Ihr nicht, wohl aber seine Frau.“

Als die Zigeunerin nicht antwortete, blickte Maria auf, und bemerkte, daß jene die Farbe verändert hatte, und ihren Knaben fest an ihre Brust drückte.

„Armer Bub'!“ sagte sie endlich. „Er ist also vermählt. Nun ich hätt's denken können, und hab's gedacht tausendmal, aber ich bin ihm treu geblieben drei Jahre lang — und vielleicht noch eins drüber und hätte doch auch manchen schönen Fang thun können. Aber ich mochte keinen außer ihn. Aber der Emmerich ist doch brav, er wird sein altes braunes Liebchen nicht verstoßen. Schade nur, daß er nicht da ist. — Ich getraue mich nicht hin,“ setzte sie hinzu, indem sie stehen blieb. „Armer, nackter Bub'! — sagt mir, ist die Frau böse?“ —

Ein tiefes Mitleiden ergriff Marien. „Sie ist's nicht, armes Mädchen!“ erwiederte sie. „Kommt nur mit! wo wollt Ihr jetzt hin? Ihr könnt zur Nacht kein Haus mehr erreichen, und dort ist Samosko.“ —

„Meine Mutter hat mir's vorausgeſagt," fing die Zigeunerin wieder an. „Sie hat mich wund und blutig geſchlagen, aber ich mochte nicht von dem Emmerich laſſen. Heirathen kann er mich freilich nicht; aber ein andres Mädchen hätte er doch auch nicht nehmen ſollen. Er hat mir auch tauſendmal geſagt, er wollt's nicht, er wollte ein freier Kriegsmann bleiben ſein Lebelang. Aber er iſt auch ſicherlich ſchuldlos. Gewiß iſt's ein reiches Mädchen, das er ſich genommen hat, weil ihm der Kaiſer ſein Haab und Gut geraubt. Allein im Herzen bewahrt er die Koſſanja!"

„Der Abſcheuliche!" rief Maria von dieſen Worten heftig ergriffen.

„Möge Euch der Hals weh thun!" verſetzte die Zigeunerin zürnend, „was ſchimpſt Ihr den Bruder? Ihr mögt mir eine ſchöne Schweſter ſeyn. Was geht Ihr denn noch ſo ſpät auf der Landſtraße?"

Sie waren jetzt dem Hauſe ganz nahe. „Nicht ſeine Schweſter bin ich," ſagte Maria, „ich bin ſeine angetraute Frau; und, als wolle ſie den Verdacht der Nebenbuhlerin, Emmerich habe ſie

nur wegen ihres Geldes gefreit, entkräften, ſchlug ſie bei dieſen Worten den Schleier zurück, der das reizendſte, zarteſte Geſicht in ganz Ungarn verhüllte.

Die Zigeunerin ſtarrte ſie lange unbeweglich an und eine unbeſchreibliche, aus Schreck, Schmerz und Furcht gemiſchte Empfindung ſprach aus ihren Mienen. Sie öffnete die zuckenden Lippen, aber kein Ton war zu vernehmen. „Dann iſt's wohl aus," ſagte ſie endlich. „Frau! ich will Euch nicht fluchen, aber ſegnen kann ich Euch auch nicht. Ihr ſeyd weiß wie der heilige Geiſt, und ſchön wie eine Houri! Ihr habt es ihm nicht anzuhexen brauchen; das ging alles mit menſchlichen Dingen zu, daß er Eurer Liebe nachtrachtete, denn Euer Geſicht iſt glänzend weiß, wie der Schnee auf dem heil'gen Berge; Eure Lippen glühen, wie die Sonnenwolken am abendlichen Himmel. Aber das Geſicht iſt doch nicht das Beſte an uns, das Herz iſt doch mehr werth! Und glaubt auch nicht, daß ich immer ſo vergrämt und hager geweſen, als ich jetzt vor Euch ſtehe. Die Koſſanja war Euch ein ſchönes junges Blut, als ſie vierzehn Jahr alt war, und ſie der Emmerich Barcoczy zum erſten Mal fand, Gold waſchend am Ufer der wallachi-

ſchen Aluta. Ihre Augen waren wie die ſchwarzen Schlehen auf dem Felde, ihre Brauen wie die kleinen Meerigel am Strande, und ihre Wangen wie der rothe Wein in der Herberg. Die jungen Burſche flammten alle in Gluth auf, Chriſten und Gläubige. Die Muſelmänner hätten Euch eine Moskee abgebrannt, wenn ſie's hätte haben wollen, und die Raizen und Madſchjaren ſchwuren, Gott ſolle ſie erſchlagen, wenn ſie nicht die Donau hinauf ſchwämmen bis Wien, für einen Kuß von Koſſanja's Lippen. Aber die Koſſanja hatte bloß den einz'gen Chriſten lieb, und keinen Türken, und auch keinen von ihrem Volke. Aber als das Heer hinunter ins Zipſer Comitat zog, und der Emmerich nicht wieder kam, und nichts von ſich hören ließ, da zerkratzte ſie ſich das Geſicht, und riß ſich die Haar' aus den Brauen, und weinte ſich blind, und härmte ſich mager. O Emmerich! Emmerich!" ſetzte ſie laut weinend hinzu: „Du haſt meine Schöne gemordet! o Emmerich! Du haſt mein Herz gebrochen! Mögen's Dir die heiligen Engel verzeihen! — von mir hörſt du nichts wieder, aber der arme Bub' hier ſoll ein Türke werden!" —

Mit dieſen heftig ausgeſtoßnen Worten wollte ſie davon eilen, aber Maria hielt ſie.

„Bleib,“ ſagte ſie, „armes Mädchen, um Deines Knaben willen verweile dieſe Nacht hier! morgen wollen wir das Weitre beſprechen.“

„Kommt er Morgen?“ fragte das braune Mädchen unſchlüſſig.

„Schwerlich vor einigen Tagen“ erwiederte Maria.

Indem näherten ſich mehrere Mägde, die beſorgt um die ausbleibende Frau, ſie jetzt mit der Fremden erblickend, aus dem Hofe herbei eilten. Kaum ſah die Zigeunerin ſie, als ſie ſogleich ſich kräftig Mariens zarter Hand entriß, indem ſie die ſchmerzlichen Worte rief:

„Laßt mich fort! ſie würden mich nur höhnen! Und Ihr am Ende auch mit Eurem Heiligenblick! komm, komm, armes Emmerichskind! in das Waldgebürg will ich, und der kalte Stein ſoll mein Bette ſeyn; der Weißdorn unſer Abendbrodt, und der Sturm heult uns das Schlaflied. Komm!“ —

So lief sie mit Windesschnelle den Schloßberg hinunter, und bald barg nächtliche Finsterniß die Gestalt der Fliehenden. Marie folgte ihren Dienerinnen in das Haus.

In ihrem Gemache angelangt, warf sie sich in der heftigsten Bewegung in einen Sessel. „Was hab' ich hören müssen," rief sie schmerzvoll: „welchem Manne hab' ich mein Herz, mein Glück, und das Glück des treuen Ferdinand's aufgeopfert! geliebt wenigstens wähnt' ich mich, und ich theile seinen Besitz mit einer elenden Landstreicherin, deren Volk der Menschheit Abschaum ist. Ehrlich wenigstens wähnt ich ihn, und er opfert einem verächtlichen Sinnenrausch ein armes Geschöpf, das nun in der Winternacht mit blutenden Füßen im Waldgebürge umher irrt, und vielleicht mir Unschuldigen flucht!" Und an diesen Mann bin ich auf ewig gefesselt! o Ferdinand! Ferdinand!" —

Ein leises Geräusch — sie blickte auf und Ferdinand stand vor der Erstarrenden. Er war in veränderter Tracht; ein weiter Reisemantel verbarg nur halb die kaiserliche Uniform.

„Maria!“ sprach er rasch, „jetzt ist der Augenblick da. Zögre nicht! ich hab' einen Haufen Reuter mit mir. Ich war entschlossen, diesen Hof zu überfallen, wenn's seyn müßte. Aber alles geht nach Wunsch. Ich fand Thor und Thüren offen, wie eine Deiner Dienerinnen mir zugesagt. Zögre nicht, einzig Geliebte.“

Er umfaßte zärtlich die schöne todtenbleiche Frau. Bis zur Willenlosigkeit entkräftet durch die namenlose Angst des Tages, heftiger als je aufgeregt durch die Entdeckung von Emmerich's Untreue, sank sie in die Arme des Verräthers: „Ich bin Dein,“ stammelten ihre bebenden Lippen. „Thue was Du willst!“ —

„So laß uns eilen, Geliebte!“ rief Ferdinand, und trug sie zur Thür. Aber sie hier niedersetzend fügte er hinzu: „laß mich indessen auch für unsre Sicherheit sorgen. Gieb mir den Schlüssel zu Deinem Schranke. Einen Augenblick nur,“ sprach er weiter als sie zögerte, und löste ihr das Schlüsselbund, das sie nach Art der Hausfrauen am Gürtelbande trug. Schnell fand er den rechten, öffnete ein Kästchen und nahm verschiedne Papiere,

Mariens Vermögen betreffend, und auch ihren Trauschein heraus. Er mußte sich während seines achttägigen Besuches von Allem genau unterrichtet haben.

Mit einer Ohnmacht ringend, sah Maria nicht was er that. Sie fühlte sich von Neuem aufgehoben, und durch das, vermittelst der Sorgfalt der bestochnen Magd, leer gehaltne, Haus getragen. Vor der Hofthür harrten mehrere Männer, die sie eiligst in einem bereit stehenden Tragsessel die Anhöhe vor dem Hause hinab brachten. Unten hielt eine kleine Schaar Reiter, nach ihren Uniformen kaiserliche Soldaten. Ein Schlitten nahm die beiden Fliehenden hier auf, und trug sie, von den Reitern geleitet, im Verlauf der Nacht nach Eperies, wo Kaiserliche standen. Unterdeß hatte Ferdinand Marien mitgetheilt, daß der General Karaffa selbst ihm diese Truppen anvertraut, und daß der Feldprieſter im Lager vor Kaschau ihrer harre, ihre Hand in die seinige zu legen. Bei dem kurzen Verweilen in Eperies zerriß er den Trauschein vor Mariens Augen, die schaamglühend und verworren keinen Willen mehr zu haben wagte. Nur das Eine wünschte sie: Ungarn so bald als

möglich zu verlaſſen. Fern vom Vaterlande, im geräuſchvollen Leben der Hauptſtadt, jedem äußerlichen Erinnerungspunkte entrückt, wähnte die Arme eher vergeſſen zu können. Ach! aber wenn es wahr iſt, daß der ſtete Wechſel und Reiz des Neuen, daß das raſtloſe Rollen der Begebenheiten außer uns, daß der Zauber des, in der fremden Welt entdeckten Schönen auch das kränkeſte Gemüth endlich ſtärken und heilen kann, ſobald es der Schmerz iſt, der es entkräftet hat, nicht die Schuld, die es zu Boden drückt: den Stachel des Gewiſſens zieht ihr nicht heraus, mit aller Anſtrengung Eures Willens; der verfolgenden Mahnerin entflieht Ihr nicht im ungeſtümſten Wirbeltanz wechſelnder Ereigniſſe und Erfahrungen! —

Ferdinand gab den Bitten Mariens nach, verweilte im Lager Karaffa's nur ſo lange, als nöthig, um ſich mit der Geliebten trauen zu laſſen, und ſich mit den erforderlichſten Bedürfniſſen zu verſehen, und war, durch die überall ausgebreiteten kaiſerlichen Truppen geſchützt, bald auf der öſtreichiſchen Grenze. Wenige Wochen nach der Flucht aus Samosko empfing das glänzende Wien die Reiſenden.

Nicht ohne bestimmte Absicht haben wir bis hierher unsre Erzählung, Schritt für Schritt weiter geführt; ja vielleicht da grade am längsten verweilt, wo sie still zu stehen schien. Denn nicht die Handlungen selbst sind es, die dem Menschen Werth geben und rauben, die ihm Euren Beifall verschaffen, Eure Verachtung zuziehen sollten. Erst wenn Ihr genau den Weg kennen gelernt, den die Seele machte, ehe sie zum Ziel der That gelangte; erst wenn Ihr wißt, welche äußern Kräfte dahin gewirkt, den innern Entschluß zu bilden, welchen Saamen Erziehung und frühe, Herrschaft-erringende Verhältnisse in des Menschen Brust gestreuet, und in welchem Grade empfänglich für solche Saat ihn das Schicksal geschaffen hat — erst dann dürft Ihr richten, bewundern und billigen, entschuldigen und verdammen. Widerrechtliche Handlungen, wie Ihr sie Emmerich Barcoczy wiederholt begehen gesehen, werdet Ihr ihn vielleicht um seiner Treuherzigkeit willen verzeihen. Aber werdet Ihr auch Marien gleiche Milde angedeihen lassen, die mit dem Gesetze, das die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, zugleich das der Moralität, der Religion übertrat, indem sie den heiligsten der Eide brach? Gewiß, Ihr werdet es, wenn Ihr

aufmerkend den Weg verfolgt, den das Schickſal die Arme leitete. Es gab ihr ein weiches, liebebedürftiges, heißes Herz, und verſagte ihr jedes Mittel, dieſem Herzen ein Gegengewicht in einer ausgebildeten Vernunft, in einer ſelbſtſtändigen Willenskraft zu geben, indem es ſie immer wieder in neue untergeordnete oder aufgezwungne Verhältniſſe führte. Es weigerte ihr die Erfüllung des heißen Jugendwunſches, um ihn durch mehrjähriges Entſagen zur unaufhaltſamen Gluth werden zu laſſen, ihr dann in einem verrätheriſchen Augenblick das lang erſeufzte Ziel dicht vor die Seele zu rücken. Von früher Jugend an in dem beſchränkteſten Kreiſe ſich bewegend, verharrte ſie länger als die Vernunft es wollte, in dem jugendlichen Wahne, das Glück der Liebe ſey ihre Beſtimmung als Weib, ein Irrthum der eigentlich mehr unſrer Zeit angehört, den aber Marien ihre Individualität unterwarf. Wenn wir indeſſen durch umſtändliche Darlegung innerer und äußerer Antriebe Emmerich zu reinigen, Maria zu entſündigen hofften: keine Leidenſchaft, kein Drang der Umſtände entſchuldigt den Verräther, der umſichtig und berechnend Betrug und Argliſt zu Hülfe rief, die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft mit Füßen trat, und

das heiligere Band der Ehe zerriß. Nicht die ungemäßigte Gluth des Menschenherzens, die als Flamme auflodernd, verderblich um sich greifend, alle Schranken vernichtet; nicht die ungezügelte Kraft, die in wild ausbrechender Rohheit zarte Blüthen, liebliche Blumen zertritt — nicht das ist das größeste, das wahrhafteste Uebel der Welt: der kalte, schleichende Eigennutz ist es, die herzlose Selbstsucht, die mit ihrem Gefolge von Verrath, Trug und Heuchelei leicht den Sieg erringen, weil sie wissen, was sie thun, während die Leidenschaft blindwüthend ihre eignen Waffen zerbricht.

In Verlauf von zwei fruchtbringenden Jahren kam Maria zu dieser Erkenntniß und lernte davon die schmerzlichste Anwendung machen. Ihr Geist bedurfte nur der Freiheit ihrer jetzigen Lage, um mit unbefangenerm, geschärfterm Blick alle Verhältnisse zu überschauen. Mitten in der Welt und ihren mannichfachen Berührungen, konnte sie über Ferdinand nicht lange verblendet bleiben. Der verständige Leser hat bereits eingesehen, daß im Herzen desselben nie die wahre Liebe gewohnt. In seinen Jünglingsjahren hatte er sein Verhältniß zu

dem ſchönſten Kinde in Ungarn als eine angenehme Unterhaltung betrachtet, wie er, halb äſthetiſch, halb cavaliermäßig ausgebildet, ſich überhaupt in empfindſamen Galanterien gefiel. Selbſt arm, mit einem ſo armen Mädchen ſich zu vermählen, kam ihm gar nicht in den Sinn; eben ſo wenig wollte er ſie unglücklich machen, denn er war kalt, ehrſüchtig und gleißneriſch, aber nicht ſinnlich. Als der alte Opray um Maria warb, fand er es daher ganz natürlich, zurück zu treten und in Wien ein neues Glück zu ſuchen. Seine ſchöne Geſtalt, ſeine glänzende Bildung verſchaffte ihm bald die Gunſt der Frauen und Männer; ſeine edle Geburt wie ſeines Oheims Anſehn bahnten ihm den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen. Aber Eins fehlte ihm: Vermögen. Eine reiche Heirath ſollte dieſem Uebel abhelfen. Allein dieſe Erbin war alt und häßlich, jener Ruf war befleckt und die Vortheile der Heirath nicht groß genug, dieß überſehen zu laſſen. Sein Oheim ſchlug ihm ein drittes Mädchen vor, eine edle Ungarin, verwandt mit dem gräflichen Häuſern der Zrini und Nadasdi. Ihre Angehörigen waren günſtig geſtimmt, aber das Fräulein begab ſich plötzlich in ein Kloſter, und erklärte ihnen von dort aus: lieber wolle ſie den Schleier neh-

men, als die Gattin eines Mannes werden, der sein Vaterland verrathend, sich schmeichlerisch um die Gunst der Unterdrücker mühe, und ehrlos die züchtigende Ruthe küsse. Der Oheim war verstimmt, Ferdinand gereizt. Da kam plötzlich ihm die Nachricht zu Ohren, der alte Opray sey todt, Maria frei. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er reiste nach Preßburg, von einem Gute der schönen Wittwe zum andern, bis er endlich hörte, daß ein Andrer ihm zuvorgekommen sey. Der Schlag kam unerwartet. Die lebhafte Erinnerung ihrer Schwäche für ihn, das Bewußtseyn seiner Verstellungskunst und Liebenswürdigkeit, hatten ihn seiner Sache so gewiß gemacht, daß er sich sogar in einem unbesonnenen Augenblick hatte verleiten lassen, mit Sicherheit von dem Zweck seiner Reise zu sprechen. Seine Ehre stand auf dem Spiele. Eher alles wagen, als durch Rückkehr ohne Gattin sich dem Gelächter des Hofes preiß geben. Daß nicht Liebe Marien in Samosko hielt, war aus der Art ihrer Vermählung leicht zu schließen; so wollte er denn unternehmen, die vielleicht schlummernde Empfindung zu erwecken. Die Stellung der Barcoczys zum Hofe, die Zerrissenheit aller Rechts-

verhältniſſe in den Zeiten bürgerlicher Kriege, ſchienen ihm vor allen gefährlichen Folgen zu ſichern.

In Samosko ſelbſt ſah er bald wie ſeine Sache ſtand. Es kam nur darauf an, den Baron auf einige Tage zu entfernen. Theokeoli's Gefangennehmung durch Seitan Paſcha gab ihm Veranlaſſung, in Emmerich's großmüthigem Herzen eine Saite anzuſchlagen, die nicht ohne erſchütternden Klang bleiben konnte.

In Wahrheit war der Graf nur darauf bedacht, ſich die Pforte zu verſöhnen, nicht aber von ihr abzufallen. Ferdinand, als Mitglied der Commiſſion für die ungariſchen Angelegenheiten, kannte Theokeoli's Hand genau. Seine Freunde in Karaffa's Lager wußten ihm bald einen von deſſen aufgefangenen Briefen an ſeine Gattin in Moncacz zu verſchaffen, deſſen Schrift er künſtlich nachmalte. Nur allzugut das menſchliche Herz kennend ließ er mit liſtiger Abſicht Maria durch Beſtürzung, Täuſchung, Erwartung in denjenigen abgeſpannten Zuſtand gerathen, in welchem eine liebende Frau keine Willenskraft mehr behauptet. Das Erſcheinen der Zigeunerin kam ſeinem Plane, ohne

daß er es ahndete, zu Hülfe. So schien das Schicksal selbst ihm beizustehen, und sein Opfer zu dem Abgrund zu geleiten.

Maria erfuhr zwar nie diese genaueren Umstände, aber ihre eigne Einsicht mußte ihr bald sagen, daß sie ihrem Gemahl jede Art von Unredlichkeit zutrauen dürfe. Sie sah ihn mit habgierigem Eifer sich in den Besitz ihrer Güter setzen, deren Werth er auf das Pünktlichste zu kennen schien. Beobachtete sie seine Stellung zum Hofe, so konnte ihrem Blick nicht entgehen, daß man ihn nur brauchte, aber ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufend, ihm keineswegs wahre Achtung zollte. Sein nunmehriger Reichthum und das Verdienst eines Vaterlandsverräthers erwarben ihm in Kurzem den Grafentitel, aber der Kaiser liebte ihn nicht, und die Bessern unter den Hofleuten vermieden wenigstens jede Annäherung. Offner zeigte sich der Haß seiner Landsleute. Die edelsten Häuser derselben waren ihm verschlossen, und selbst diejenigen vornehmen Ungarn, die der kaiserlichen Familie wahrhafte Ergebenheit bewiesen, theils persönlicher Vortheile wegen, theils weil es ihnen weise schien, sich dem Schicksal zu unterwerfen; selbst diese ver-

achteten im Herzen den Mann, der mit emsiger Geschicklichkeit dem Unterdrücker die Fesseln schmieden half. Alles dieß fühlte Maria, und es konnte nicht fehlen, daß das Bewußtseyn, sie durchschaue ihn, auch auf sein Betragen gegen sie Einfluß hatte.

Schon anfänglich schien es ihr oft, er wolle mehr mit ihrer Schönheit prahlen, als daß sein Herz sich derselben freue. Ihre Blödigkeit, ihr Mangel an Gewandtheit machte ihn ungeduldig und verdrießlich, und bloß wenn sie in Gesellschaften oder an öffentlichen Orten geglänzt hatte, bewundert worden war, nahm er wieder den galantzärtlichen, schmeichelnden Ton gegen sie an, der einst ach! so verführerischen Reiz für sie gehabt! Aber wie ihre Achtung gegen ihn abnahm, hielt er es auch der Mühe nicht mehr werth, seine Rolle gegen sie zu behaupten. Es bildete sich nach und nach ein kalthöfliches Verhältniß zwischen dem Ehepaar, wie es in der großen Welt schon damals nicht selten Statt zu finden pflegte. Gemahl und Gemahlin besuchten verschiedene Kreise, sahen sich einander fast nur bei Tafel, und zwei Jahre nach der Flucht aus Samosko hätte der Hellsichtigste nicht mehr ahnen kön-

nen, unter welchen Umſtänden einſt ihre Ehe geſchloſſen ward.

Was Mariens grauſam betrognes Herz während dieſer Zeit litt, ſprechen keine Worte aus. Die Gegenwart lag laſtend auf ihm, und kein Blick in die Zukunft konnte es erheben, keiner in die Vergangenheit es tröſten. Nacht überall! das größte Unglück, das eine Frau betreffen kann, iſt einen verderbten Mann zu lieben. Das wahre Weſen der Liebe, beſonders aber der weiblichen, iſt die Verläugnung des eignen Willens, Untergang der Selbſtſtändigkeit in dem Ich des Geliebten. Wehe dann dem Herzen, wenn es mit dem beſſern Theil des Menſchen in Zwieſpalt geräth! Mit dem Glauben an den ſittlichen Werth des Geliebten geht jede Art von Glück in der Liebe unter.

Iſt das Edlere in ihm nicht ganz verloren, iſt es etwa die rohe Gewalt der Leidenſchaft, die ihn ſtürzte, ſie habe welchen Namen ſie wolle, hat das Thier im Menſchen etwa eine, mehr als momentane Macht in ihm errungen, und reißt ihn in die Tiefe des Verderbens, ja in den Schlamm der Gemeinheit; ſo iſt's faſt, als könnte neben der verlorenen

Achtung doch noch in dem zarteſten Herzen die liebende Empfindung für den Untergegangnen beſtehen. Nur daß die Flamme nicht mehr leuchtet! nicht mehr mit magiſchem Glanze die Welt rings umher erhellt! daß ſie, eine verrätheriſche Glut, nur noch das Herz verzehren kann, welches ſie widerwillig bergen muß. Aber tödtlich jeder liebenden Schwachheit Deiner Bruſt iſt der ſchleichende Verrath, die wohlberechnende, trügeriſche Argliſt, wenn Du ſie einmal unter der Larve erkannt haſt. Unter den kalten Händen der niedrigen Eigenſucht erſtarrt Dein Herz zu Eis. Deine Liebe iſt todt. Du biſt geheilt — aber glücklich?

So erloſch auch in Marieus Buſen allmählich jede Empfindung der Liebe für Ferdinand, und wenn ſie zurückſchaute, mit welchem Eigenſinn ſie ſo viele Jahre lang eine unbezwingliche Leidenſchaft für ihn feſtgehalten, mußte ſie ſich geſtehen, daß unter allen Räthſeln der Natur der Menſch das unauflöslichſte ſey. Alles hatte ſie nun, was ſie ſich in früher Jugend erſehnt: den Beſitz des Geliebten, den Genuß von allen Schätzen der Kunſt, von allem Schönen, — Reichthum, Glanz, Ehre obenein: aber alles das machte ſie nicht glücklich. Mehr und mehr

zog sie sich aus der Gesellschaft zurück, über deren Gehalt sich nur der Fernstehende täuschen kann, und jetzt erst, wo sie für sich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen hatte, ward ihr die Einsamkeit ersprießlich. Sonst hatten ihre Stunden des Alleinseyns liebende Träume, Thränen, Klagen, schwärmerische Chimären ausgefüllt; jetzt erst lernte sie sich umsehn, in sich hinein blicken, und denken.

Ein Gegenstand indessen blieb noch immer übrig, den sie, je mehr ihn ihr die Zeit in die Ferne rückte, mit Schwärmerei betrachtete. Emmerich war es, dessen Gestalt glänzend aus dem nächtlichen Dunkel ringsum hervortrat. Nicht etwa, als ob ihre Empfindung für den beleidigten Gatten jetzt die Gestalt der Liebe angenommen hatte. Ihr schmerzlich belehrtes Herz schien für dieses Gefühl nicht mehr empfänglich zu seyn. Aber schon das Ritterliche in Emmerich machte ihn geeignet, ihn, aus einer gewissen Sehweite betrachtet, von einer Glorie umgeben zu erblicken, die sein edler Eifer für Religion und Vaterland noch mehr erhellte, das Bewußtseyn ihrer Schuld gegen ihn aber fast allzu blendend machte. Selbst die Erscheinung der Zigeunerin sah' Marie jetzt aus einem andern Gesichts-

punkte an. Gestand er nicht selbst freudig ein, daß erst die Liebe ihn veredelt, ihn zum bessern Menschen gemacht? die Liebe zu ihr? und sagte die arme Koffanja nicht, sie habe nichts mehr von ihm gehört, seitdem er ins Zipser Comitat zog? hatte er Sie nicht dort kennen gelernt? und wenn er gefehlt, hatte er es gegen sie? Auch seine vermeintliche Absicht, von Neuem sich Theokeoli anzuschließen, betrachtete sie jetzt mit ganz verändertem Urtheil. Nun erst hatte erweiterte Kenntniß der Geschichte ihr den Kampf der Ungarn begreiflich gemacht. Der alte Opray hatte in dem Widerstande der Nation einen strafwürdigen Aufruhr gesehn; sie hatte es ihm auf das Wort geglaubt, und ohne je selbst nachzudenken, wer hier Recht, wer Unrecht habe, hatten ihr die gebildeteren Sitten der Fremden mehr zugesagt als die Rohheit ihrer Landesleute. In der Dunkelheit jugendlich-weiblicher Begriffe hatte ihr Herz auf diese Weise die Parthei der Fremden ergriffen. In der Ferne, in der Fremde ward ihr erst das Vaterland lieb, heilig. Sie mußte sich als eine daraus Verbannte ansehn, denn das Bewußtseyn ihrer Schuld gegen den, welchen sie als seinen Repräsentanten betrachtete, raubte ihr den Muth, je dahin zurückkehren zu wollen. Aber alle ihre Wün-

ſche ſendete ſie dahin, wo ſchon Mißvergnügen und Unwillen von Neuem ſich lebhafter zu regen begannen. Zwar lernte ſie, jemehr ſich ihre Begriffe aufklärten, je deutlicher das Mangelhafte, ja Verderbliche einer Verfaſſung einſehen, die nur einige bevorrechtete Stände begünſtigt, während ſie die wahrhafte Freiheit des vaterländiſchen Bürgers zu Boden drückt, und jede würdige Ausbildung und Erhebung des Volkes hemmt. Manche der Einrichtungen der Regierung ſchienen dagegen der Zeit mehr gemäß zu ſeyn, und bloß diejenigen zu beeinträchtigen, die ſelbſt nur auf Koſten Andrer ſich bereichert ſahen. Aber nicht für dieſe Andern kämpfte die Krone; ſie war nur auf die eignen Vortheile bedacht, und wenn eine allgemeine Umwälzung von innen heraus heilſam, ja nothwendig ſchien, ſo konnte dagegen eine vom Auslande bewerkſtelligte, deren Zweck nur ein Tauſch der Alleinherrſcher war, dem Vaterlandsfreunde nicht erwünſcht ſeyn.

Von Emmerich hörte Maria nichts wieder. Nach ihm offen zu fragen hatte ſie nicht den Muth. Den Grafen Theokeoli war es gelungen, ſich bei dem Großherrn zu rechtfertigten; er ward wieder auf freien Fuß geſetzt, und war bald

von Neuem thätig. Der Seraskier von Rumelien ward für seine Verrätherei bestraft. Er ließ dem General Caraffa sagen, Theokeoli sey nicht allein gefangen, er habe ihn hinrichten lassen, und begehre nun die versprochne Summe Geldes. Der ganze Hof trug sich damals mit der belustigenden Anekdote von dem schlechten Latein, in welchem der Dollmetscher geredet, indem er seinen Herrn Seitan Pascha bei jedesmaliger Erwähnung mit vielem Pathos meus dominus Pascha Satanas genannt habe. Worauf ihm der Graf Karaffa spöttisch antwortete: Si quidem facinus patratum est, quid jam mihi cum satana? (wenn die That schon geschehn, was habe ich dann noch mit dem Satan zu thun?)

Dem Seraskier sollte aber noch härtere Strafe werden. Er hatte zwar halb und halb mit Billigung des Hofes gehandelt; der Großherr aber, von Neuem für Theokeoli günstig gestimmt, vergaß alles was jener in Polen Rühmliches gethan und ließ ihn erdrosseln, dem Grafen Genugthuung zu geben. Vor dem versammelten Heere ward diesem eine Ehren-Erklärung gethan, und Schadenersatz versprochen. So schien ihm das Glück wieder zu

lächeln, aber während seiner Gefangenschaft war Kaschau verloren gegangen; Siebenbürgen hatte sich dem Kaiser angeschlossen, und siegreich drängte überall das christliche Heer die Ungläubigen zurück. Endlich erfüllte die erstürmte Einnahme von Ofen, das die Türken Jahre lang behauptet, ganz Wien, ganz Deutschland mit Stolz und Freude. Wenige Vesten hielten sich noch; mit Theilnahme blickte alles nach Moncacz, ein Schloß das die Natur und die schöne Helene Zrini, Theokeoli's Gattin mit entschloßnem Muthe vertheidigten. Unter den wenigen Anhängern, die dem Grafen Theokeoli unter solchen Umständen übrig blieben, ward noch Stephan Barcoczy genannt, der, wie Maria hörte, bei den Türken selbst in großem Ansehn stehen sollte. Von Emmerich schwieg alles.

Der Hof glaubte diesen glücklichen Stand der Sachen nach besten Kräften benutzen zu müssen. Plötzlich erscholl das Gerücht von einer neuen Verschwörung zu Gunsten Theokeolis, deren Anstifter wieder die Protestanten zu seyn schienen. Bald aber erkannte man sie für allgemeiner, als je eine zuvor; war es nun, daß die wenige Mannszucht, welche die deutschen Truppen in dem unglücklichen Lan-

de hielten, die mißhandelten Ungarn auf das Aeuſſerſte getrieben hatte, oder daß jene Verſchwörung bloß in dem Mißtrauen und der Politik des Hofes begründet war. Ehe ſie es ſich verſahen, wurden alle Edelleute, von denen man nur im Geringſten vermuthen konnte, daß ſie mit dem Grafen Theokeoli in Verbindung ſtänden, verhaftet; in den Städten aber, die man für die Hauptſitze des Complottes hielt, Preßburg, Kaſchau, Eperies und einige andre, durfte kein Bürger die Thore ohne Gewährsmann verlaſſen. Alle Gefängniſſe wurden angefüllt mit den angeſehenſten Männern, den wohlhabendſten Grundbeſitzern Ungarns. Keine durch die Verfaſſung vorgeſchriebne Form ward mehr beobachtet, und niemand wagte mehr ſie zu fodern, aus Furcht als Aufrührer geſtraft zu werden. Ein Gericht ward in Debreczin niedergeſetzt, an deſſen Spitze der General Caraffa ſelbſt ſtand, und das aus einigen wenigen Ungarn und mehreren Ausländern zuſammengeſetzt war. Alle mögliche Arten von Foltern, deren umſtändlichere Bezeichnung man uns gern erlaſſen wird, mußten dazu dienen, den Verhafteten Geſtändniſſe auszupreſſen. Waren dieſe nur gegen Andre gerichtet, ſo gelang es den Unglücklichen ſelbſt, ihre Freiheit für ung-

heure Summen, die ſie auf ewig zu Bettlern machten, zurück zu erkaufen. Entfuhr den Gequälten aber das leiſeſte Wort gegen ſich ſelbſt, ſo machte ein ſchneller Tod auf dem Schaffot der vermeintlichen Gefahr ihres Daſeyns und ihrer Pein ein Ende. Blutiger noch war das Tribunal von Eperies, das einen Monat ſpäter errichtet, vom März bis zu Ende des Jahres ſeine furchtbare Thätigkeit fortſetzte. Ein Richtplatz ward mitten in der Stadt zubereitet, eine Bühne aufgeſchlagen, die, in der ungariſchen Geſchichte unter den Namen der Bühne von Eperies bekannt, dem vorletzten Acte dieſer blutigen Tragödie zum Schauplatz dienen mußte. Ueberall Schrecken erregend trieben ſich in den Mauren der Stadt an dreißig grüngekleidete Männer umher, alles Henker oder Henkersknechte; das Land aber durchjagten Dragoner oder andre bewaffnete Reiter, die Proteſtanten, Katholiken und Griechen ohne Unterſchied entführten, ſobald auf ſie ein leiſer Verdacht, oder der Haß eines der Mitglieder des Gerichts fiel, aus der Kirche, aus ihren Häuſern, von der Jagd, wo man ſie antraf.

Merkwürdig war jedoch, daß man keinen einzigen unter den Waffen oder in Vertheidigungsſtand

überraſchte. Des Hochverraths und des Verbrechens, den Beiſtand Theokeoli's, der Tartaren und Türken nachgeſucht zu haben — nach kurzem Verhör, ohne überzeugende Beweiſe, ohne Eingeſtändniß ſchuldig befunden, wurde den Unglücklichen ihr Urtheil erſt auf dem Schaffot, und zwar in deutſcher Sprache vorgeleſen. So ward die Blüthe des Adels zerſtört, die Kraft der Nation gebrochen. An der Spitze dieſes Gerichts ſtand abermals Graf Karaffa; ſein thätigſtes Mitglied jedoch war Graf Ferdinand Szentirany.

Der Hof hätte keine, ſeinen Zwecken mehr gemäße Wahl treffen können. Ungemäßigter Ehrgeiz ließ Ferdinand kein Mittel verſchmähen, die Gunſt der Machthaber zu erlangen, oft erfahrner Haß und Verachtung hatte ihn auf unnatürliche Weiſe gegen ſeine eignen Landsleute erbittert. Maria ahndete nicht, zu welchen Schritten die Regierung entſchloſſen war, dennoch erſchrak ſie heftig, als ſie hörte, daß die Beſtrafung ihres Landes zum Theil in ihres Gemahls Hände gegeben werden ſolle. Durfte ſie hoffen, ihn zur Milde bewegen zu können? Entſetzt wies ſie ſeine Anfrage: ob ſie ihn vielleicht nach Un-

garn begleiten wolle? zurück. Lag doch Eperies nur wenige Meilen von Samosko!

Sie fürchtete für ihr Volk; ſie zitterte für Emmerich. Alle ihre Kraft nahm ſie zuſammen zu einer Unterredung mit Ferdinand, in welcher ſie ihm Emmerichs Schickſal an das Herz legte, und ihn bei allem was heilig war beſchwor, des von ihnen beiden ſchwer Beleidigten Leben und Freiheit zu retten, wenn dieß oder jene in Gefahr kommen ſollten. Er antwortete ihr mit einigen froſtigen Scherzen, indem er ſich, wegen ihrer Anhänglichkeit an den vorigen Gatten, die burleske Miene eines Eiferſüchtigen aus der italiäniſchen Comödie gab. Mariens Herz ſchauderte, dennoch faßte ſie ſich, fuhr fort mit Thränen und Vorſtellungen, und ließ nicht ab, bis er, der Sache müde, ihr ſein Wort gegeben, beide Barkoczys auf alle mögliche Weiſe zu ſchützen. Maria fühlte wohl, wie wenig es ihm vom Herzen ging; tauſendmal war ſie im Begriff ihn zu begleiten, um durch ihre Gegenwart, durch ihr Vermögen wirken zu können. Aber ſie bebte zurück vor dem Gedanken, einen von den Brüdern wieder zu ſehn; ſie zitterte davor, in jedem verächtlichen Blicke ihrer Landsleute, ſich als die Gattin

eines Verräthers, als eine Abgefallne begrüßen zu sehn. Auf der einen Seite beruhigte sie der Abscheu vor dem Türkenbunde, den sie an Emmerich kannte, über sein Schicksal, so wie auch der Umstand, daß sie seit ihrer Flucht nichts wieder von ihm gehört, sie überzeugte, er sey wenigstens bis jetzt im Türkenheere nicht thätig gewesen. Auf der andern Seite aber konnte ihre Seele die Vorstellung nicht fassen, daß selbst das verderbteste Herz den doppelt hasse und verfolge, gegen den eine Schuld es drückt. Immer kam sie wieder darauf zurück, daß Ferdinand selbst die Gelegenheit willkommen seyn müsse, sich wenigstens von einem Theil der Bürde zu befreien, die nothwendig in einsamen Stunden sein Gewissen unbequem belästigen müsse. So beschloß sie, während seiner Abwesenheit die Güter in Böhmen zu besuchen, welche ihr Gemahl kürzlich gekauft, und von deren schönen Lage sie viel hatte sprechen hören. Beide reisten an einem Tage ab, und der Abschied war von Mariens Seite nicht ohne lebhafte Erschütterung.

Auf den böhmischen Gütern, dicht an der lausitzer Gränze, lebte die arme junge Frau mehrere Monate lang, und die Einsamkeit des ländlichen Auf-

enthalts hatte nichts Abſchreckendes mehr für ſie. Treulich erfüllte ſie die Aufträge ihres Gemahls, die alle vortheilhaftere Benutzung oder Garten- und Bauten-Verſchönerungen bezweckten: ihr Herz aber war wenig bei dieſem Geſchäft, ein neuer Gegenſtand zog es an, und zeigte ihr von fern die Hoffnung, die entbehrte Gemüthsruhe wieder zu erringen. Noch war in Deutſchland die Zeit nicht vorüber, in welcher das herzliche Beſtreben vorherrſchte, nach dem Einen was Noth iſt; der Einzelne glaubte ſich zu ſchwach zu ſo wichtigem und ſchwierigem Unternehmen; die Geſinnung des großen Haufens konnte ihn nicht befriedigen: ſo hatten ſich längſt ſchon ſtille Gemeinden gebildet, und fromme, zu Noth und Tod verbündete Chriſten reichten einander hülfreich die Hand, wenn der ſündige Menſch ſtrauchelte auf dem Wege zum Heil. Harte Verfolgungen hatten die mähriſchen Brüder, die vor Allen ſich durch fromm-ſittlichen Wandel und chriſtlichen Eifer auszeichneten, aus ihren alten Wohnſitzen in Böhmen und Mähren vertrieben. In Preußen und Polen, zuletzt aber in Sachſen hatten ſie den erſehnten Zufluchtsort gefunden: dort wirkten und ſtrebten ſie unabläſſig, beſchränkten Blickes, aber treuen Herzens, und feſten Schrittes

nach dem Einen höchſten Ziele wandelnd. Allein es fehlte nicht an einzelnen Familien, die im Vaterlande verweilend, durch ſtille Zurückgezogenheit und demüthigen Fleiß ſich dem argwöhniſch-mißfälligen Auge der Regierung entzogen hatten. Ganz in Mariens Nähe hatten ſie ſich abermals zu einer kleinen Gemeinde geſammelt und, wenig am Irdiſchen hangend, ſchienen ſie ſtets bereit zu ſeyn, Hab' und Gut zu verlaſſen, um, über die Gränze flüchtend, das zu retten was ſie das Heil ihrer Seele nannten. Mariens Aufmerkſamkeit ward bald auf ſie gerichtet. Sie bewilligte ihnen ein kleines Bethaus auf ihrem Gebiete. Im Anfang beſuchte ſie einige Male ihre Verſammlungen, um ihre Lehren zu prüfen; aber bald gewann der fromm-einfältige Sinn der verfolgten Brüder eine unwiderſtehliche Anziehungskraft für ihr, durch ſo rauhe Stürme vielfach bewegtes Herz. Als Kind und Mädchen war ihr die Religion nur eine mechaniſche Pflichtübung geweſen. Ihres Gatten Zweifelmuth hatte darauf auch ihr dem poſitiven Theil derſelben ſeine Heiligkeit gemindert. Erſt die Ergebung, die ihr, durch eigne Verirrung herbei geführtes Schickſal ihr auferlegte, hatte ſie das Bedürfniß des Glau-

bens fühlen laſſen, und hier endlich ſchien ſie Befriedigung zu finden.

So war der Sommer vorübergezogen und mehr als die Hälfte des Winters. Das Jahr war in ſeiner friedlichen Stille nur durch die entſetzlichen Nachrichten aus Ungarn unterbrochen, die Marien das blutige Verderben des Vaterlands verkündeten, und ihr den eignen Gemahl als ſein hauptſächlichſtes Werkzeug nannten. Endlich ſetzte die Krönung König Joſephs den Hinrichtungen ein Ziel. Die Ungarn verzichteten auf ihre Wahlfreiheit, und die Bühne von Eperies ward niedergeriſſen. Kurz nachher führte der Kreislauf des Jahres auch Marien den Tag zurück, an welchem ſie einſt Samosko verlaſſen. Noch immer feierte ſie ihn mit den ſchmerzlichſten Erinnerungen, und es ſchien ihr ein grauſames Spiel des Zufalls zu ſeyn, als ihr gemeldet ward, es verlange ein Zigeunerweib ſie zu ſprechen.

Schnell aber durchzuckte ſie der Gedanke an Koſſanja. Laßt ſie eintreten, ſagte ſie, und ihre Stimme bebte dabei. Das Weib trat herein, aber es war nicht die junge blühende Koſſanja. Hätte ſie in einer Zeit von drei Jahren zu dieſer ver-

grämten, Schmerzzerriß'nen Geſtalt altern können? Gelb und verwelkt hingen die Wangen, düſter und krankhaft blickte ihr Auge. Die ſchwarzen Flechten waren abgeſchnitten; eine zerlumpte Hülle deckte die Kummergebeugten Glieder nothdürftig. Im matten Scheine des abendlichen Dämmerlichts erkannte Maria nicht in dieſer entſetzlichen Umgeſtaltung die arme Koſſanja. Glaubte ſie ſelbſt nicht den Leidensbecher bis auf die Neige geleert zu haben? hatte ſie nicht Tage, Nächte verweint, und blühte noch in unveränderter Schönheit! Ach! den Schmerz, der bis zur Fieberwuth, bis zum Wahnſinn geſteigert, ſüdländiſch-feurige Naturen ergreift, die nagende, vernichtende Qual, die in einer einzigen kurzen Sommernacht die Haare bleichen und ſchwinden, die Wangen welken machen kann, und die liebliche Fülle vertrocknen — von dem Weh hatte ſie nie eine Vorſtellung gehabt. Koſſanja aber war von der Vorſehung mit der Fähigkeit verflucht worden, die Verzweiflung in all' ihrer Entſetzlichkeit empfinden zu können; mit ehernem Griffel hatte ſie die Arme als ihr eigen bezeichnet.

„Was begehrt Ihr, gute Frau?" fragte Marie ſanft.

„Dacht' ich's doch," erwiederte Koſſanja und ein bittres Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ich aber kenne Euch noch, Gräfin Szentirany. Ihr ſeyd noch immer eben ſo milchweiß und ſchön, als Ihr mir einſt in den Karpathen als Emmerich Barcoczy's Gattin gegenüber ſtandet!" —

„Koſſanja! Du biſt's," rief Maria erbleichend. „Jeſus mein Erlöſer! wie kommſt Du hierher?"

„Ich hab' Euch aufgeſucht, ſchönſte Gräfin," erwiederte die Zigeunerin, „in Eurer Kaiſerſtadt, in Eurem Pallaſte, und auf Euren Landgütern. Eure Diener haben mich hin und her geſtoßen. Sie dachten, ich wollt' Euch was wahrſagen, und ich ſollt's ihnen thun. Aber der Boden brannte unter mir und ich wollt's nicht — ſind's doch ſchon fünf Monden, daß ich Euch ſuche. Da ſchickten ſie die braune Hexe zum Teufel, wie ſie ſagten. Endlich habe ich doch Euch ausgekundſchaftet!" —

„Und was willſt Du von mir, Koſſanja?" fragte Maria. „Kann ich dir dienen, armes

Weib, ſo ſprich! oder — bringſt Du mir Nachricht von —"

„Von Emmerich? meint Ihr? Ihr habt's wohl errathen. Daß ich Euch aufgeſucht hab' all überall unter den Menſchen und raſtlos, wann ich mich lieber geborgen hätte im Dickicht des Waldes oder unter der Erde in der kalten Gruft — denkt Ihr, 's war mir ſelber zu Liebe? nein, beim Propheten! ſo ſchön Ihr ſeyd, und milde, Euer Anblick iſt mir abſcheulich! Euer Auge ſticht mich wund, wenn Ihr mich anblickt; aus Euren Lippen ſprützt Gift auf mich, wenn Ihr ſie öffnet. Aber ich hab's Emmerich zugeſagt: ich hab's ihm zuſchwören müſſen, bei meinen Göttern und ſeinen, ich wollt' Euch nachgehn bis ans Ende der Welt."

„Du kommſt in Emmerich's Namen, Unglückſelige?" fragte Maria zitternd ſich auf einen Seſſel niederlaſſend. — „Sage, was bringſt Du mir?" —

„Dieß bring' ich Euch!" verſetzte die Zigeunerin, indem ſie aus dem Buſen ein geſticktes Tuch zog, das einſt weiß geweſen, jetzt aber dick mit dunklem Blute gefärbt war.

„Nehmt hin,“ ſagte ſie mit durchdringender Stimme, „nehmt hin, Gräfin! Emmerich ſchickt's Euch als letzte Liebesgabe. Emmerichs Herzblut iſt's, was das Tüchel geröthet. Als ſein Haupt in den Staub rollte zu den andern Häuptern, und das dicke heiße Blut hoch ſprützte aus dem Rumpfe, hab' ichs eingetaucht, für Dich. Denn ſo wollte er's haben.“

„Tag des Gerichts!“ ſtammelten Maria's bebende Lippen. Aber ihre erſtarrten Hände hatten die Kraft nicht, das Tuch zu greifen. Die Zigeunerin warf es ihr auf den Schooß.

„Mein Auftrag iſt erfüllt,“ begann dieſe von Neuem. „Zagt Ihr? entſetzt Ihr Euch? weint Ihr ihm Thränen, den Ihr allein hingeopfert? — Freut Euch nun Eures Werks, mit dem Verruchten, Eurem bübiſchen Gemahl, dem mit tauſendfachen Flüchen Belaſteten! — Wenn er's nur erlebt!“ ſetzte ſie mit fürchterlichem Hohne hinzu. — Werft das Tüchel nur in den Brunnen, da wird's wieder rein, und Ihr könnt's dem Mörder noch ſchenken, zur fröhlichen Rückkehr, wenn er Euch koſt, und

ſich Eurer Weiße und Schöne erfreut! Aber wenn er's nur erlebt!"

„Weib! Du biſt fürchterlich!" ſagte Maria, jetzt aus halber Ohnmacht ſich aufrichtend. „Der Allerbarmer, der längſt mein zerknirſchtes Herz ſah, richte zwiſchen mir und Dir! o wohl mir, daß er gütiger iſt, als Ihr Menſchen es ſeyd!" —

Die Zigeunerin ſah beſtürzt aus; ſchnell aber wandte ſie ſich mit trotzigem Schweigen zum Ausgang und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Ich laſſe Dich nicht," rief Maria aufſpringend. „O Koſſanja, wenn Du ein Menſch, wenn Du ein Weib biſt — ich beſchwöre Dich, ſage mir mehr, ſage mir Alles!"

Koſſanja ſchaute wilden Blickes umher. „Hier," rief ſie, „auf den ſeidnen Teppichen, unter den Prunkgewölben ſollen ſie raſten, die müden zerbrochnen Glieder? laß mich hinaus in den Wald, laß mich mich bergen in den Zelten der Meinen! Da kann ich ſchluchzen und ſchreien, da kann ich mich umherwälzen und heulen. Aber ich will's nun nicht mehr — oh! ich bin ja frei nun — oh!"

„Armes Mädchen!“ ſagte Maria, einige Augenblicke über Koſſanja's Schickſal ihr eignes vergeſſend: „armes Mädchen! o verweile hier! gehe nicht in Zorn von mir, Koſſanja! ſammle Deine Geiſter. Ich laſſe Dich nicht eher, bis Du gelernt haſt meinem unglücklichen Herzen verzeihen!“ —

Heiße Thränen tropften bei dieſen Worten auf des Mädchens Hände, die ſie liebevoll ergriffen hatte. Das Mädchen richtete unverwandt den troſtloſeſten Blick auf ſie, und in der ungewohnten Theilnahme ſchmolz ihr allmählig das verſtockte Herz. Die harten Züge, der krampfhaft zuckende Schmerz löſte ſich in glühende Thränenſtröme auf, die endlich ſanft und ſanfter wurden.

Nach kurzer Zeit ſaßen die beiden Weinenden einander gegenüber und Koſſanja erzählte ihr trauriges Schickſal. Begierig horchte Maria einem Worte von Emmerich entgegen, allein ſie hatte den Muth nicht, das arme Mädchen zu unterbrechen, die auch dem eignen Leiden einige klagende Worte widmete.

„Als Ihr den Schleier zurückschlugt, in den Karpathen," begann sie, „und ich Euer Antlitz sah, da wußt' ich, es sey Alles aus, denn Ihr war't die Sonne, ich der Mond. Ihr war't die Donau; in ihren stolzen Wellen badet der Glückliche; ich der kleine Gießbach in der Felsschlucht — keiner sieht ihn als der Wandrer, der sich im Waldgebürge verirrt. Wie hätte mit Euch die arme Koſſanja sich messen können? Ihr war't die weiße Taube, die der heilige Geist ist, und ich der graue Kukuk, der klagen muß sein Lebelang. Da lief ich mit dem Buben in den Wald, und stöhnte und schrie; aber der Bub' ward ungestüm, und wollte durchaus wieder unter die Leute, und schlug und rief auf mich ein. Nun sann ich was ich thun sollte. Denn seht ich bin eigentlich aus Rumelien, aber auch sonst viel umhergezogen; hinter Sarajewo in Bosnien wohnt ich am längsten, aber im wallachischen Lande lebt' ich erst recht, denn da sah' ich Emmerich zuerst, der herüber geflüchtet war, mit dem jungen Grafen Theokeoli. Ach! der Graf war schön wie der heilige Johannes, der Schönste unter den Schönen, aber der Barcocz y gefiel mir doch besser; wenn ich den in's Auge sah, da dachte ich, ich säh' in die Aluta, im May,

wenn's recht hell und warm iſt. — Seht, da wußt' ich nicht wohin, weil ich doch nirgends eine Heimath hab'. Ich wollte gern wieder zu meiner Mutter zurück; die war zwar bös' mit mir, als ich den Emmerich lieb hatte, und ſchug mich, weil ich keinen als ihn lieb haben wollte, und von des Hospodars Sohn ſelber nichts wiſſen wollte, der meiner Mutter viel Geld bot für die Koſſanja, aber ſie hatte mich doch lieb, und Gräſin, Einen muß man auf der Welt haben, der Einen lieb hat, ſonſt iſt's tauſendmal beſſer, todt ſeyn. Wie ich nun ſo ſitze und ſinne, da kommt der Bub' freudvoll gelaufen, und ruft: „Mutter, ſind von unſern Leuten welche in der Nähe!" — und reißt mich auf, und ſchleppt mich fort bis wir zu einer ganzen Horde Sinden *) kommen, die eben am Feuer liegen und Mittag machen. Mit denen zog ich nun fort bis an die Gränze von Siebenbürgen. Eines Abends einmal wird großer Jubel unter den Leuten, und der Bub' kommt und ſchreit: „Mutter, ſie haben Leichen gefunden, mit prächtigen Kleidern; und 's iſt auch ein ungariſcher Edelmann dabei; über den fielen ſie alle am meiſten her. Und ich hab'

*) Sinde nennen die Zigeuner ſich ſelbſt. (Sind — Indus).

mich auch zugeschlichen, und hab' 'nen Ring gemauſt, 'nen ganz großen, den hab' ich ihm vom Finger gezogen." — Als ich das hörte sagt' ich: „Du Schandbub'! biſt ſelber ein Edelmannskind, und ſchämſt Dich nicht und ſtiehlſt! gleich gieb her! für den Goldring wollen wir den armen Mann begraben laſſen, wie's die Chriſten gern haben, auf den Gottesacker, weil ein Dorf nah' iſt. —" Da ſchämte ſich der Bub', denn ſeh't, das hatte ich ihm von Klein auf geſagt, ſtehlen wäre ſchlecht, und ſchicke ſich nun gar nicht für Edelmannskinder. Und wie er mir den Ring giebt, da glaube ich der Blitz trifft mich, denn da iſt das Wappen der Barcoczy's d'rauf, und hinten ein lateiniſcher Spruch. Es iſt der nämliche Ring, den ich tauſendmal an Emmerich's Finger geſehn, wenn ich die theure Hand geküßt, in den Tagen unſerer Liebe. Ich ſtürze hin, da waren ſie über ihn her, wie die Raben über eine Leiche am Hochgericht; aber ich ſcheuche alles fort, und erkenne Emmerich und werfe mich auf ihn, und bade ihn mit meinen Thränen. Und wie ich eine Weile ſo liege, da fühl' ich's, daß er nicht todt iſt; es regte ſich leiſe unter der Bruſt, an Lippen und Händen. O Frau, für den Augenblick, für die Luſt habe ich

nicht zu viel gelitten! — Der wiegt ein ganzes Leben voll Schmerzen auf.

Breite tiefe Wunden hatte er in Kopf und Seiten und der ganze Mann ſchwamm in Blute. Als die Sinden hörten, daß er noch lebe, wurden ſie böswillig, doch thaten ſie ihm nichts, und ich ließ ſie nicht ziehn, bis ſie mir alle ſeine Sachen wieder herausgaben. Dann machten wir eine Bahre, und eine treue Seele half mir ihn in das Dorf tragen. Da brachte ich ihn in eine Kammer, auf Stroh, und deckte ihn zu mit ſeinem Pelzrock und meinen Tüchern. Frau! nun begann eine Zeit, wie man ſie ſeinen Feinden in der Hölle kaum wünſcht. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, daß er zum erſten Mal wieder die Augen aufſchlug; wie lange, bis es mir gelang, ihm einen von meinen Tränken einzuflößen; wie lange, daß ihm die Sprache wieder kam: das aber weiß ich, daß der warme Frühling ſchon herbeigekommen war, als er zum erſten Mal die arme Koſſanja erkannte. Einen Dolch ſtieß er mir jeden Tag in's Herz bis dahin; aber von da an war die Spitze in freſſendes Gift getaucht. Legte ich ihn zurecht, als noch Fieberwahnſinn ſein armes Gehirn verzehrte,

dann ſagte er mir: „Deine Hand iſt ſanft, meine Maria!“ — reichte ich ihm einen kühlenden Trank, dann verſetzte er: „ich danke Dir, meine Maria!“ und immer ſprach und träumte er von Euch und dachte nicht an die arme Koſſanja. Aber ich fragte nichts danach, und hielt treu bei ihm aus. Allein als er wieder zu ſich kam, da wartete mein Schlimmeres. Denn er erſchrak als er mich erkannte — ach! gewiß war es ihm ein Vorwurf mich zu ſehn — aber ich machte ihm keine Vorwürfe und zeigte ihm auch den armen Buben nicht. Ich dachte: erſt mußt Du geſund ſeyn, dann will ich Dich fragen, ob Du ein Vaterherz haſt? — allein er konnt's kaum erwarten: immer ſagt' er: „kann ich nicht bald reiten, gute Koſſanja?“ — und: „wie weit iſt's wohl bis Unghwar?“ — Nun ſprach er nicht mehr von Euch, und ich ſagte auch nicht, daß ich Euch kannte: aber ich ſah's ihm an, daß ihn die Sehnſucht faſt aufrieb. Und was meine Salben, meine Tränke gut gemacht, das machte die Gluth ſeines Buſens immer wieder ſchlimm. So verging ein Tag nach dem andern, und wollte er aufſtehn auf meinen Arm geſtützt, ſo konnte er's nicht vor Schwäche, bis er endlich im Stande war ein Pferd zu beſteigen.

Ach! Frau, ich habe gethan für ihn, was meine Kräfte vermochten. Ich habe für ihn gebetet und gekniet, des Morgens vor der heiligen Jungfrau und dem Heiland, des Mittags vor dem Propheten, des Abends vor dem heiligen Martin, denn Ihr wißt wohl, das war sein eigentlicher Schutzpatron, der hat die Gemeinde gestiftet, zu der er gehört. Einer, dacht' ich, wird dem armen jungen Blute doch helfen. Des Nachts aber ging ich und sammelte Kräuter, im Mondschein am Kreuzweg, oder um Mitternacht auf dem Gottesacker, und da kocht' ich Tränke und Salben, und seht, das hat wohl am besten geholfen. Sehn lassen durft, ich's dem Emmerich aber nicht, denn wenn er's mal merkte, ward er ganz wild, und nannte mich 'ne braune Hexe, und schalt mich, und sagte, bei solchem hölliſchen Gebräu ging seine Seele unter, wenn auch sein Leib gerettet würde. Ach! und ich meint's doch so gut. Seht, Gräfin, das ist der Fluch, der uns getroffen, daß Alles uns schimpft und verachtet. Sie sagen, unser Stamm hätte einst der heiligen Jungfrau und dem Heiland auf der Flucht die Einkehr versagt; und andre behaupten, sie hätten in urältester Zeit gegen Brama gefrevelt: und darum sey'n sie verflucht mit sammt ihren Nachkommen bis in's tau-

ſendſte Glied. Und ſo müſſen wir denn tragen, was wir nicht verſchuldet."

„Armes verirrtes Mädchen," ſagte hier Maria: „glaube doch nicht, daß der gnädige Gott die Schuld des Vaters räche an den Kindern. Höre, was er ſpricht: der, deſſen Seele ſündigt, den will ich ſtrafen, der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters, und der Vater ſoll nicht tragen die Miſſethat des Sohnes; ſondern des Gerechten Gerechtigkeit ſoll über ihm ſeyn, und des Ungerechten Ungerechtigkeit ſoll über ihm ſeyn!" —

„Aber ſage mir das Eine: wer ſetzte Emmerich in dieſen hülflos-traurigen Zuſtand? und was führte ihn an die Grenze von Siebenbürgen?"

Die Zigeunerin fuhr fort: „Es kam ihm ein Brief zu Handen von dem gefangnen Grafen; — aber, jetzt weiß ich, er war nicht von dem Theokeoli. Eine Verrätherhand hatte ihn geſchrieben. Der foderte ihn auf ihn zu retten, und beſchied ihn nach Veresmart. Da nun fand er die Freunde nicht, und er glaubte, die hätten nicht Muth zu dem Wagſtück, und beſchloß, er allein wollt's thun mit ſeinen vier Knechten, und der Liſt ſollt's gelingen. Wie

er nun bei dem tollkühnen Unternehmen dem Seraskier verdächtig geworden, und Händel bekommen, das laßt mich nicht weitläuftig erzählen: der Abend dunkelt und das End' iſt noch lange nicht da. Kurz er hatte flüchtig werden müſſen; die Hunde von Türken hatten ihn eingeholt, und ihn und Pferde und Knechte niedergemetzelt.

Als er nun endlich zu Roſſe ſitzen konnte, ritt ich mit ihm durch das ganze Bihar und weiter; aber an der Theiß verließ ich ihn und ſagt' ihm leb' wohl. Nun wollt' er mir viel danken, und durchaus meinen Buben haben. Aber ich dachte: der wird wohl hin und her geſtoßen und muß draußen im Stall ſchlafen und muß den Kindern der blanken Frau aufwarten — nein, da iſt's doch beſſer, er bleibt ſein Lebelang ein wilder Sinde. Und ſo ritt ich mit dem Buben wieder zurück und gradesweges nach Beßarabien, und dachte je weiter fort, je beſſer. Nun nährt' ich mich und das Emmerichskind ehrlich mit der Heilkunſt, und übte ſie glücklich an Menſchen und Thieren; zog auch nach Stambul hinauf, und erwarb mir manches gute Stück Geld. Aber im tiefſten Herzen ſaß doch immer die Qual und ſchlief mit mir, wo ich das arme Haupt bettete,

und wachte mit mir Morgens auf. Endlich trug ich's nicht länger: ich dachte, einmal im Leben müßt' ich noch sehn, was ihm befahren.

Armer Mann! traurig genug war auch Dir es ergangen! wie trieb die heiße Sehnsuchtsbrunst ihn nach Samosko, und er fand das Haus seiner Liebe verödet und leer! o Frau, Frau, wie konntet Ihr so tauschen! Ihr zerschlugt dem Adler die Flügel und spracht: fliege hin, der Nachtrabe soll mein Vogel seyn. Aber arme Frau! Ihr wußtet's wohl nicht, daß der sich von Leichen nährt! — nun, weint nicht so sehr! seht, ich kann's Euch nicht ersparen. Ich muß Euch stechen und ritzen mit meinen Reden. Wär't Ihr gesund, so würde es Euch nicht viel anhaben. Aber Ihr seyd wund und da dringt das Blut strommeis aus den kleinen Oeffnungen hervor.

Sie sagen, der Emmerich habe sich geberdet, wie Einer, den der Böse besitzt, als er seines Verlustes inne geworden. Dann aber ist er zu Rosse gestiegen, und hat das ganze Ungarische, Polnische und Deutsche Land durchsucht, ob er irgendwo Euch fände. Als er nun endlich zurückgekehrt, da hat er auf Samosko still gelebt wie ein Klausner,

und hat viel in der Bibel geleſen, und ſich nicht bekümmert um die Welthändel. Da ſchlugen ſie die Blut-Bühne von Eperies auf; dem alten Karaffa ſelbſt ward's zu viel, aber Euer Gemahl ſaß oben an und ward des Köpfens und Rädems nicht müde, und des Viertheilens und Folterns. Auch den armen Baron ließ er holen von Samosko, nicht weil er vor Jahren Theokeoli's Freund geweſen; darum konnten ſie's nicht, denn dafür war er begnadigt in Preßburg. Aber weil ſein Bruder, der Alte, bei den Türken in großem Anſehn ſteht, dafür ſollte der Emmerich büßen. Aber ſie ſagten nur ſo — wirklich war's, weil der feige Szentirany vor der Rache des Beleidigten zitterte. Er dachte: die Todten können nicht mehr Rache üben — aber er hat ſich ſchrecklich betrogen, der Verräther.

Wie ich nun nach Eperies kam, da hieß es eben: der jüngere Barcoczy ſey nach der Stadt gebracht, und übermorgen ſollt er verhört werden. Ein Silberſtück nach dem andern bot ich den Wächtern. Ich dachte: du biſt zur guten Stunde gekommen; aber die Stunde war ſchwarz, denn ſie ließen mich nicht ein. Nun kam der Tag und es war eine Menge Volkes im Gerichtsſaal, und ich

miſchte mich darunter, daß ich ihn ſähe. Das Blut trat mir an das Herz, als er herein geführt ward, zwei grüne Schandbuben ihm zur Seite. Aber er ſah ruhig aus, und getroſt, wie einer, der denkt, mir können ſie nichts anhaben. Und auf dem Stuhl obenan ſaß Euer Gemahl, der Verräther; doch der Emmerich erkannte ihn erſt nicht, denn er war gar prächtig angethan, und ganz behangen mit güldnen Gnadenkettlein und bunten Bändern und Kreuzchen. So trat er guten Muthes vor ihn hin. Aber nun begann der Präſident zu ſprechen; da ſah der Emmerich ihn ſtarr an, und immer ſtarrer und tiefer, daß der Feige vor dem Blick zu ſtammeln anfing und mit der Stimme zu beben. Da erkannte ihn Emmerich und wie ein Falk' war er auf ihn ein, und hielt ihn umfaßt mit den beiden kräftigen Mannsarmen und ſchrie mit Tönen, von denen die Halle dröhnte: find' ich Dich hier, verruchter Bube! hab' ich Dich endlich! — und ſo würgt' er ihn und ſchüttelt' ihn, daß dem Grafen das Verrätherblut aus Mund und Naſe ſtürzt: und hätte ihn auf der Stelle getödtet, wären nicht die Grünen über den Armen hergefallen, und hätten ihn losgeklettet. Aber ihrer ſechs mußten ihn halten, denn er ſchlug um ſich und tobte, als

wär' der böſe Geiſt in ihn gefahren. Da ſtöhnte der Präſident: legt ihm Ketten an! — und: bringt ihn ins tiefſte Gefängniß! — Da legten ſie ihm Feſſeln an Hände und Füße, aber um's Wegbringen war's kein leichtes Ding! Er redete zu den andern Räthen und verfluchte den Grafen, — 's war lateiniſch, ich verſtand's nicht recht, das aber ſah ich wohl, daß Einigen weich um's Herz ward, und die Andern riefen: bringt ihn nur fort, bringt ihn fort! —

Den Abend ſprachen ſie ihm das Urtheil. Nun ſagt' ich zu mir: jetzt gilt's! — und ich nahm all' mein rothes Geld und gab's den Wächtern, bis ſie mich einließen. Gräfin! den Anblick vergeß' ich nicht. Ich bin in Erdhütten geboren und groß gezogen, aber in ſolch einem Loche hatte ich noch nie zu athmen verſucht. Das Herz wollte mir ſpringen, als ich den Helden da liegen ſah in gefeſſelter Kraft auf der naſſen, verpeſteten Streu. Sein Auge ſprühte Funken, ſeine Stirn brannte, als ich mich zu ihm beugte und er das arme braune Mädel erkannte.

„Biſt Du es, gute Koſſanja?“ fragte er. „Sey mir gegrüßt! Dich ſendet Gott ſelber. Willkommen, Botin des Himmels!“

Ich meinte, er ſey raſend geworden vor Wuth, und ſprach zu ihm: „Herr! ſammelt Euch! ich bin's. Ich komme, und will Euch fragen, ob Ihr noch was zu beſtellen und zu bedenken habt auf Erden. Befehlt über mich Herr!“ —

Da erwiederte er knirſchend: „Du thateſt wohl Koſſanja! Dank, Dank, gute Koſſanja.“ Und nahm den großen goldnen Ring vom Finger, mit den Familienwappen und fragte: „Iſt mein Sohn bei Dir?“ „Ja, Herr,“ antwortete ich. „Gieb ihm den Ring,“ ſagte er. „Er iſt ein kleiner Bube, ſonſt ſollte er ſelber mein Rächer ſeyn. So g'nüge es ihm, Bote der Rache, den Rächer zu ſuchen. Fern unter den Türken, wo? weiß ich nicht zu ſagen, weilet Stephan Barcoczy. Ohne Säumniß laß' den Buben ziehn, und nach dem älteſten Barcoczy forſchen, und findet er ihn, ſo ſoll er ihm den Ring geben, und ſagen: Der Emmerich ſchicke ihm ihn; er ſolle alles fahren laſſen, und nicht eher raſten noch ruhen, nicht eher ſich rei-

nigen, nicht eher den Bart ſcheeren, bis er den jüngſten Sohn ſeines Vaters an dem Verräther Szentirany gerächt. Des Knaben aber ſoll er ſich annehmen, und ſoll ihm Vater ſeyn um Emmerichs willen, und ſoll ihn zum lutheriſchen Chriſten erziehn. Verſprichſt Du mir dieſes, Koſſanja! ſchwör' es mir bei den Leiden des Erlöſers und bei Deinen Göttern, Koſſanja!"

„Ich ſchwör' es Euch Herr! bei jeder Gottheit, wie ſie auch heißen mag," ſagt' ich. Und dann fragt' ich: „Habt Ihr noch ſonſt etwas auf dem Herzen?"

Da band er das Tüchel ab, das er um den Hals trug, drückte die Augen d'rauf und den Mund und ſagte: „Schwöre mir mit demſelben Schwure noch ein Andres, Mädchen!" —

Ich that, was er begehrte.

„Morgen in aller Frühe komm auf den Richtplatz, und wenn des Henkers Beil nun mein Haupt vom Rumpfe getrennt, ſo tauche dieß Tuch in das Blut hinein. Dann aber mache Dich auf, und laß Deine Füße nicht raſten, und Dein Haupt nicht ruhn, bis Du Marien, einſt meine Gattin gefun-

den. Gieb ihr dieß, des Verrathnen letztes Vermächtniß. Einstens brachte sie mir es, ein Namenstag-Geschenk, das ihre eignen zarten Hände gefertigt. Wo Du sie treffen mögest, in des Mörders buhlerischen Armen, auf seiner Leiche in Thränen! gieb es ihr, und grüße sie von Emmerich."

Eine lange Stille trat ein, die nur von Mariens Schluchzen unterbrochen ward. Endlich fuhr Koſſanja fort:

Klagt nicht, weint nicht, Ihr seyd die Glückliche, denn er liebte Euch. Wir schieden, und für Koſſanja hatte er nicht ein Wort, nicht einen Gedanken. Ein lutherischer Pfaff' trat herein, ihn zu beichtigen. Er sah mich an, als hätt' ich was Böses gethan, gehext, wie sie's nennen oder Buhlschaft getrieben. Aber ich fragte nichts danach und ging still meiner Wege.

Des Morgens in aller Frühe ging ich auf den Richtplatz, und hielt mich an den einen Pfosten der Bühne, daß das Volk mich nicht wegdrängen sollte. Zuerst brachten sie einen alten Mann, der zehn Kinder hinterließ; von denen standen welche umher und schrien und wimmerten, daß es einen

Fels hätte erbarmen mögen. Der hatte eine Tochter, die Kammerdame war bei der Gräfin Theokoli in Moncacz; an die hatte er einen Brief geschrieben: sie solle ihrer Herrin treu bleiben, und sich nicht durch Gold locken lassen, wenn etwa der oder jener sie verführen wollte, denn ehrlich währe am längsten. Der Brief kostete ihm den Kopf. Der arme alte Mann! Die Kindlein mochten ihm wohl am Herzen liegen, daß er so gebückt und traurig zum Tode ging, und gar nicht wie es einem Manne ziemt, über den seine Feinde Herr geworden. Ich dacht': der Emmerich wird's anders machen, aber als sie den darauf heraus brachten, da sagt' ich bei mir selber: wie ist der doch über Nacht anders geworden! — Denn er ging zwar aufrecht und stolz, aber er sah nicht mehr wild aus, sondern freudvoll, und dann und wann schlug er die Augen gen Himmel. Ja, sogar als die grünen Schandbuben ihn stießen und drängten, und ich meinte, er sollte sie niederschlagen mit seinen Ketten, sah er sie still und ernstlich an, aber er sagte kein Wort, und ich dachte bei mir selber: das ist des Pfaffen Werk. Nun sah er im Kreise umher, und als sein Blick auf mich fiel, rief er: „Koſſanja!" — „Herr, was begehrt Ihr?" fragt' ich, aber sie drängten mich zu-

rück, und die Henkersknechte umringten ihn, und ich konnte nur seh'n, daß er nach oben wies, und nichts als die Worte vernehmen: „Dem allein gehört die Rache!" — D'rauf — ich seh', Gräfin, Ihr ertragt's nicht — nun, ich habe gethan, was ich ihm zugesichert mit Handschlag und Eid.

„Unselige!" — rief Maria, „Du verstandest sie nicht, die christliche Regung des Herzens dieses herrlichen Mannes! ahndete Dir nicht die Bedeutung des Winkes nach oben? o Kossanja, sage, sandtest Du auch Deinen Knaben ab?"

„Was wollt Ihr?" versetzte das Mädchen finster: „zweifelt Ihr daran? denkt Ihr etwa in Eurer christlichen Frömmigkeit, Gott lasse mit sich spielen, und sich etwas abdingen, von dem was man ihm einmal versprochen hat? — Wohl sendete ich den Buben ab, und vielleicht trifft den Verräther in diesem Augenblick der Dolchstich des Rächers."

Maria verhüllte ihr Gesicht, und schwieg lange; endlich sagte sie: „Sprich weiter, Mädchen! ende!"

„Ich habe nichts mehr zu sagen," erwiederte die Zigeunerin. „Der Pfaff' schickte nach mir, und

wollte mir wohl in's Gewiſſen reden; allein ich verweilte nicht länger in dem blutigen Exeries. Das Uebrige wißt Ihr! — o weint nicht ſo ſehr! Ihr habt ihn verſtoßen und verlaſſen, aber Euer Haß war ihm theurer als meine Liebe. Ihr war't ſein Traum in der Nacht, ſein Gebet bei'm Erwachen, und ſein Gedanke bei'm täglichen Wirken und Schaffen. Aber was ſoll nun aus mir werden? — hätt' ich den Buben nur wieder! oder wär' der Bub' todt, daß ich mich auch hinlegen könnte und ſterben; dann wäre alles aus. Aber ſeh't, Frau, wenn Eure Pfaffen Recht hätten, und wir wieder auflebten, wenn wir geſtorben ſind, und dann noch keine Raſt hätten — ſeht, dann möcht' ich nicht ſterben, nicht wieder mit Euch dem Emmerich zur Seite ſtehen. Der Neid zerfräße mir den Buſen — ich habe es lange getragen — ich trüg' es nicht länger!"

„O arme, arme Koſſanja!" rief Maria: „jenſeits gelten nichts mehr unſre irdiſchen Neigungen, unſre Blindheit ſchwindet, und das Herz nur iſt's, das uns Werth giebt vor den Augen des Höchſten, und der durch ſeine Gnade erleuchteten Gerechten. Dort oben wird Emmerich Dich lie-

ben, nicht mich, denn Du biſt beſſer als ich, Koſſanja, Du biſt reiner!"

Die Nacht war längſt herangerückt, aber nur Maria's dringendſte Bitten erhielten es von der Zigeunerin, im Schloſſe bis Morgen zu bleiben. Als die Gräfin allein war, und ſie noch einmal mit ſchmerzlichen Thränen Emmerichs Schickſal überdacht, richtete ſie den Blick in die Zukunft, und ſann, wie wohl am beſten ſie ſeinen Geiſt verſöhnen könne. Da ihr der Himmel den heißeſten Wunſch ihres Herzens, ſelbſt Mutter zu ſeyn, auf ewig verſagt zu haben ſchien, ſo beſchloß ſie, Emmerichs Sohn an Kindesſtatt anzunehmen und ihn zum proteſtantiſchen Chriſten zu erziehen. Auch an ihren eignen öffentlichen Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche dachte ſie. Zugleich aber wollte ſie keine ihrer Pflichten unerfüllt laſſen, und noch in der nemlichen Nacht ſchrieb ſie ihrem Gemahl einen Brief, der ihn ermahnte, Ungarn zu verlaſſen, und überall auf ſeiner Hut zu ſeyn, weil ſie aus ſichrer Quelle wiſſe, daß ihm für den Verrath an ſeinem Vaterlande — ſo ſchrieb ſie — blutige Rache geſchworen ſey.

Am frühen Morgen fragte ſie nach der Zigeunerin, und mit der größten Beſtürzung vernahm ſie, dieſe habe ſchon bei anbrechender Dämmerung das Schloß verlaſſen. Alle angewendete Mühe, die Unglückliche wieder aufzufinden war vergebens. Möge ihr armes, ſchmerzdurchſtürmtes, zerriſſenes Herz bald in den Port des ewigen Friedens gelangt ſeyn!

Einige Tage nach ihrem Verſchwinden erhält Maria einen Brief, der ſie von Neuem auf das Heftigſte erſchüttert. Der Geheimſchreiber ihres Gemahls meldete ihr den Tod, die Ermordung des Grafen. Er hatte ſich dem Heere des Churfürſten von Baiern angeſchloſſen, das, Sieg auf Sieg erringend, bis nach Belgrad vorgedrungen war, und die Veſte belagert hielt. Er ſelbſt war hier nicht kriegeriſch thätig, ſondern nur ſtets befliſſen, mit diplomatiſcher Liſt Theokeoli's Stellung bei der Pforte zu untergraben, und Zwiſtigkeiten im türkiſchen Lager anzuſtiften. — Aehnliche Waffen wurden nun gegen ihn geführt, und gaben ihm den Tod. Denn als einſt ihn ein ſolches Geſchäft zu einer kleinen Entfernung vom Heere nöthigte, ſchloſſen ſich ſeinem Gefolge einige ungariſche Edelleute an, die, angeblich gradezu aus dem Lager Theokeoli's

hinter Spula kommend, ihm wichtige Entdeckungen zu machen versprachen. Während er einen derselben, vorsichtig seine Worte wägend, anhörte, drückte aus dem kleinen Haufen der ferner Gebliebenen ein ältlicher, finst'rer Mann, der eine schwarze Wolfsmütze tief in's Gesicht gerückt hatte, ein Pistol auf ihn ab und der Schuß traf ihn grade in's Herz. Eine schreckliche Stimme: Für Emmerich Barcoczy! tönte in des Sterbenden Ohren, und leicht entkamen dem bestürzten Gefolge die flüchtigen Reiter.

Maria war nun frei, und wieder im alleinigen Besitz ihres, durch Ferdinands Klugheit bedeutend vergrößerten, Vermögens. Nach reiflicher Ueberlegung sandte sie auf geheimem Wege einen Brief nach Adrianopel, wo sie ausgekundschaftet, daß jetzt Stephan Barcoczy's Aufenthalt sey. Sie forderte ihn auf, mehr der Stimme der Vernunft und Klugheit, als der des Hasses gegen sie Gehör zu vergönnen, und ihr den Sohn Emmerichs zu übergeben, den sie so erziehen zu wollen mit den heiligsten Eiden beschwor, als habe sie selbst ihn dem Freiherrn Barcoczy geboren. So solle des Vaters Namen und Religion, aber ihr, der Pflege-

mutter, Vermögen ihm erblich zu Theil werden. Sie machte ſich anheiſchig, bei'm Hofe die Legitimation des Knaben zu bewirken. „Gebet mir Mutterrechte," ſchrieb ſie, „ſo will ich die Mutterpflichten treulich erfüllen. Heget Ihr Mißtrauen gegen die unglückliche Maria, ſo höret ihr Wort: möge, bricht ſie dieſe Zuſage, einſt Eure Rache ſie treffen, wie ſie den unglücklichern Ferdinand Szentirany getroffen!" —

In Stephan Barcoczy wog Klugheit und Sorge für den Vortheil der Seinigen jede Leidenſchaft auf, wie heftig ſie auch immer des Mannes Buſen durchwühlte. Er ſelbſt war nie vermählt geweſen, und haßte das feſſelnde Band. So war ihm denn die Ausſicht willkommen, in einem reichen Erben im Vaterlande, aus dem ſeine Stellung ihn verbannte, ſeinen Stamm fortleben zu ſehen. Er übergab demnach den Knaben dem Vertrauten der Gräfin, den dieſe zu dem Behuf an die türkiſche Gränze ſchickte, und ſandte ihr brieflich die Zuſicherung ſeiner Verzeihung, um die ſie ihn gebeten hatte. Der Frieden von Carlowitz raubte ihm bald darauf mit Theokeoli und Allen, die noch dem unglücklichen Grafen zur Seite ſtanden, die Ausſicht,

ſe wieder in die Heimath zurückkehren zu können; er widmete ſich von da an ganz dem neuen Vaterlande, und dunkle Gerüchte behaupten, er ſey als Muſelmann geſtorben.

Maria empfing den Knaben mit einem Mutterherzen, und als Jahre kaum hinreichten, die rohen Sitten, die ungezähmten Leidenſchaften des jungen Wilden zu ſänftigen und zu zügeln, betrachtete ſie es als eine vom Himmel ihr auferlegte Buße, und ließ ſich nicht irren auf dem ſtillen, frommen Wege, den ſie erwählt. Geduld, Klugheit und Liebe bildeten endlich den Knaben, in deſſen ſchöner Natur der Mutter heißes Herz und des Vaters treue Innigkeit ſich einten, zu einem trefflichen Jünglinge aus. Sorgſamer Unterricht und das fortſchreitende Zeitalter führten ſeinen Geiſt zu einer Höhe, die noch kein Barcoczy erreicht hatte. Große Opfer Mariens hatten ihm endlich dieſen Namen verſchafft. Als die Gräfin dieſes erreicht hatte, trat ſie öffentlich zur lutheriſchen Kirche über, und unterwarf ſich willig den Beſchränkungen und Beſchwerden, welche dieſer Schritt ihr auferlegte. Allmählig hatte ihr armes Herz ſeine Ruhe wiedergefunden, und wenn ſie wahrnahm, wie des Him-

mels Segen ſichtlich auf allen ihren Werken ruhte, ſagte ſie: „O der Herr iſt gnädig! er ſtraft um zu beſſern, und Reue verſöhnt ihn!“ — Lange nach ihrem Tode ſprach die Umgegend noch von der ſchönen, wohlthätigen Gräfin Szentirany.

Verfehlte Bestimmung.

(O das ist es eben, das ist ja eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein Anderer da ist; und das einzige rechte Leiden der Welt ist der Raum, sind die gedehnten starren Meilen, die zwischen denen liegen, die allein zusammen gehören.)

Fr. Horn.

Malwine, die Tochter eines berühmten deutschen Gelehrten, war vier und zwanzig Jahre alt geworden, ohne auch nur einen Anflug dessen kennen gelernt zu haben, was man gemeiniglich ausschließlich unter dem Namen Liebe versteht. Ihre Neigungen waren zwischen einem zärtlichen Vater, einem kleinen Kreis trefflicher Freunde, und zwischen edlen Beschäftigungen getheilt, und sie empfand oder schien wenigstens keine Spur von der Leere zu empfinden, welche die Zufriedenheit, auch der Bessern ihres Geschlechts, gewöhnlich zu stören pflegt,

wenn ſie über die Zwanzig hinaus ſind, und ihr Schickſal ſich noch nicht fixirt hat. Eine heitre Beſonnenheit, wahrhafte Geiſtesbildung, gefällige Feinheit im Umgange und ein warmes, treues Herz hatten ihr die Achtung und Liebe Aller, die ſie näher kannten, und nicht ſelten auch die Auszeichnung von Fremden erworben. So ſchien ihr Herz befriedigt und ihr Blick in die Zukunft mehr ihren Freunden gewidmet zu ſeyn, als ihrem eignen Glücke.

In einer ſolchen Seelenſtimmung war ſie, als ihr Vater, der ſeit einiger Zeit kränkelte, dem Rath des Arztes folgend, mit ihr nach einem beliebten Badeorte Schleſiens reiſte. Eine zahlreiche Geſellſchaft war hier ſchon eine Zeit lang verſammelt; da kündigte das Gerücht einen jungen Grafen an, der zu einem der erſten Häuſer der polniſchen Provinzen gehörte. Das Glück, hieß es, habe ihn zum Liebling erkoren, und ihn mit allen Gaben ausgeſtattet, die Menſchen liebenswerth machen. Einige ält're Damen, welche ihn in Berlin geſehn, meinten, er ſey ein Urbild von männlicher Schönheit; ihre Töchter rühmten ihn als den beſten Tänzer, und erzählten Wunderdinge von ſeiner Bravour. Mehrere Tage lang ward von nichts als von ihm geſpro-

chen, noch mehr aber an ihn gedacht, ja einigen zärtlichen Müttern soll er sogar im Traume erschienen seyn.

Als er nun endlich selbst in den Saal trat, wo die Gesellschaft zum Frühstück versammelt war, flogen ihm so viele Blicke entgegen, daß Malwine und einige andere bescheidne Mädchen erröthend die ihrigen wegwendeten, und, einen kleinen Kreis bildend, ein gleichgültiges Gespräch anfingen. Malwine scheute diese männlichen Schooßkinder des Glücks, und hegte die Ueberzeugung, daß der gefeierteste Mann auch der eitelste sey. Dieser Graf indessen schien ihre Erfahrungen widerlegen zu wollen; denn als er mit der süßesten und wohllautendsten Stimme, die sie je gehört, zu sprechen anhob, konnte sie nicht umhin, aufzusehn, und, nachdem sie ihn eine Weile aus der Ferne beobachtet, mußte sie gestehen, daß er eben so bescheiden scheine, als er schön sey. Er war den ihm bekannten Damen zugeführt, und bald in ein neckendes Gespräch verwickelt. Ein alter Cavalier, der sich manchen unzarten Scherz zu erlauben pflegte, mischte sich hinein, und bot sich dem Ankömmling lachend zum Secundanten an, indem er hinzusetzte: „Es werde ohne

Zweikampf nicht abgehen, denn wenn schon sein bloßer Ruf solchen Rumor in den Damenherzen gemacht, so würde gar seine Erscheinung alle Ehemänner in Bewegung bringen.“. Die Verlegenheit, in welche diese unbescheid'nen Worte den jungen Mann setzten, kleidete ihn ungemein; Malwine betrachtete ihn mit Wohlgefallen, aber indem sie im Kreise umhersah, glaubte sie auf den Gesichtern so Vieler zu bemerken, daß ein und derselbe Gegenstand die Phantasie Aller beschäftige, daß sie sich unmuthig wegwendete, verletzt von dieser übertriebenen Erregbarkeit ihres Geschlechts. Sie nah'te sich dem alten Landräthe, der mit ihr zugleich aus ihrer fernen Heimath gekommen; einem liebenswürdigen gebildeten Greise, welcher sich gar gern mit ihr zu unterhalten pflegte, und jetzt lesend in einer Ecke saß. Ueber seine Schulter gelehnt, fragte sie ihn freundlich: ob auch für sie etwas darin stände? — „Nichts, mein Töchterchen,“ antwortete der Alte, indem er unmuthig das Buch auf den Tisch warf: „Sie sind mir zu gut für diesen abgeschmackten Ritterspuk, diese Phantasterei, die sich Poesie nennt, Sie, die Sie die wahre in Ihrem jungfräulichen Herzen tragen!“

Malwine ergriff lächelnd das Buch, und ohne nach Titel und Verfaſſer zu ſehen, erkannte ſie, als ſie, es aufſchlagend, einige wenige Verſe geleſen, einen ihrer Lieblingsdichter an ſeinen Vorzügen und Mängeln. „Ei, ei! mein werther Freund,“ ſagte ſie: „ſchelten Sie mir dieſe ſüße Mahnung an ein Zeitalter nicht, das uns Frauen vor allen andern theuer ſeyn muß, denn ſo hat kein andres uns und die Liebe geehrt.“

„Die Liebe?“ erwiederte der Landrath: „die Galanterie, wollen Sie ſagen.“

„Sie ſind Schweſtern,“ entgegnete Malwine, „die ſich nimmer trennen ſollten, und die Ehemänner irren ſehr, die eine ſo ſchnell zu verabſchieden.“

„Kind,“ verſetzte der Landrath, „glauben Sie mir, wo wahre Liebe iſt, hält es die Galanterie von ſelbſt nicht lange aus. Auch ich, ſo zuſammengefallen Sie mich jetzt ſehen, bin einmal ein ſtraffer junger Kerl geweſen, der den Damen die Sonnenſchirme nachtrug, vor jedem Fenſter, aus dem ein weiß und roth Geſichtchen gaffte, ſein Pferd zu kunſtreichen Sprüngen ſtachelte, ſich für drei oder

vier ſchoß, und mit zierlichen Redensarten ſtets bei der Hand war. Bei alle dem hatte ich den geſündeſten Appetit, einen wahren Siebenſchläferſchlaf, und den regelmäßigſten Pulsſchlag von der Welt. Aber als nun meine Stunde kam, da wußte ich keins mehr von allen meinen ſchönen Worten; von Ferne ſtand ich, ganz Auge, ganz Ohr, jedoch mit gelähmten Gliedern, denn begehrte ſie was, ſo ſprang, ehe ich zur Beſinnung kam, irgend ein galanter Thor zu, und ſchnappte mir ihren Dank weg; unter ihren Fenſtern ſchlich ich mich weg, wie ein armer Sünder, und begegnete ich ihr, ſo war mir der Hut wie auf dem Kopfe feſt genagelt. Mein Blut hätte ich mit tauſend Freuden für ſie verſprützt, aber ſie auf die Zungen der Leute zu bringen, weil ſie einem andern einen Tanz zugeſagt, — das fiel mir nicht mehr ein.“ —

„Als ich mir endlich einmal ein Herz gefaßt hatte, und das kühne Wort: ich liebe Dich! heraus war, da hätte ich ſie um alles nicht mehr meine Gnädige nennen können; nichts andres kam über meine Lippen als: mein Herz, mein Mädchen, mein Engel. Da haben Sie die Liebe und die Galanterie!“

Malwine lächelte über die Wärme des alten Mannes: „Ei,“ ſagte ſie, „wir wollen aber nicht allein geliebt, wir wollen auch geehrt ſeyn. Uebrigens thun Sie Unrecht mit Waffen zu kämpfen, mit denen ich mich nicht vertheidigen kann, indem Sie Sich auf eigne Erfahrungen berufen!“ Dieß ſagte ſie ablenkend, und ſpielte darauf mit einer Geſchicklichkeit, die ihr eigen war, das Geſpräch wieder in das Allgemeine über. Sie liebte das Mittelalter als ein weites Feld für die Poeſie, und vertheidigte es mit allem, was ein dichteriſches Gemüth und ein Frauenzimmer für daſſelbe ſagen kann, den politiſchen Gegengründen des Landraths ſtets mit gewandtem Scherz ausweichend.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſprach, hatte nach und nach einen Kreis von Zuhörern um ſie verſammelt. Als ſie es bemerkte, ſah ſie mit einer Verlegenheit umher, die ihr ungemein gut ſtand. Ihr Blick traf auf den jungen Fremden, deſſen Augen mit dem wohlgefälligſten Ausdruck auf ihr ruhten. Erröthend wendete ſie ſich ab, und fing an, ihrem Gegner unvollſtändige Antworten zu geben. Sie half ſich, indem ſie aufſtand, es unverzeihlich fand, das ſchöne Wetter aus dem Fenſter anzuſe-

hen, und Einem der Umſtehenden, der als ein galanter Mann bekannt war, beauftragte, ihre Sache zu führen. Im Fortgehn ſtreifte ſie dicht an dem Grafen hin, und ohne ſich nach ihm umzuſehn, fühlte ſie, daß ſeine Blicke ihr folgten. Sie ſchlug einer jungen Dame einen Spatziergang vor, und ging an ihrer Seite aus dem Saal. In der Thür ſah ſie ſich noch einmal um und ihr Blick traf abermals den des Grafen. Beſchämt und verwirrt ging ſie die Allee hinunter; in dem unbehaglichen Bewußtſeyn, daß manche mißbilligende Bemerkung hinter ihr hergeſchickt werde, (wie kein Frauenzimmer, das in gemiſchtern Geſellſchaften entſchiedene Anſichten ausſpricht, ihnen entgehen kann), ergriff ſie eine Art Wehmuth, und es that ihr wohl, daß doch Einer ſie liebevoll angeblickt. —

Als ſie das gemeinſchaftliche Mittagsmahl wieder zur Geſellſchaft führte, hatte ſie dieſen Einen längſt vergeſſen. Sie ſaß entfernt von ihm, und der Landeath, ihr Nachbar, gab ſich vergebliche Mühe, den Faden des vorigen Geſprächs wieder anzuknüpfen. Eine mädchenhafte Scheu hielt ſie ab, über die Liebe zu ſprechen; ſie glaubte im Innerſten des Herzens zu empfinden, was ſie ſey, obwohl ſie

vier und zwanzig Jahre alt geworden war, ohne ſie kennen gelernt zu haben.

Mancher hatte ſie zu heirathen gewünſcht, mehrere hatten ihr den Hof gemacht, aber ſie behauptete immer, geliebt habe ſie noch keiner. Ihr Vater, ihre Freunde warfen ihr vor, ſie verlange zu viel; die Romane, die ſie in früher Jugend geleſen, hätten die Anſprüche, zu denen ſie ihr eigner Werth berechtigte, zu einer ungeziemenden Höhe geſteigert. Und gewiſſermaaßen mochten ſie Recht haben. Ueberhaupt, will man die Phantaſie junger empfindender Mädchen auf eine unſchädliche Weiſe nähren, ſo gebe man ihnen Zaubermährchen, Feengedichte, aber man bewahre ſie vor Romanen, man hüte ſie vor der Vorſtellung eines Glücks, deren Realiſirung, durch Natur und Verhältniſſe nur unwahrſcheinlich, nicht unmöglich gemacht iſt. Daß unter jenem Schäfer kein verzauberter Prinz verborgen, wird kein junges Herz unglücklich machen, wohl aber, daß unter alle den glatten, kalten und ſelbſtſüchtigen Herrn kein Werther zu finden. Die Wirklichkeit wird durch dieſe ſüße Nahrung der Phantaſie immer ſchaaler und enger, und da die Gegenwart der Einbildungskraft den geringſten

Spielraum läßt, so fängt dieſe an, ſich, vorſchnell, deſto mehr mit der Zukunft zu beſchäftigen, und das Herz erwartet von dieſer, was das Jetzt immer zu verweigern ſcheint. Darüber vergeht ein Jahr nach dem andern, und manches treffliche Mädchen geht dem Wirkungskreiſe verloren, für den die Natur ſelbſt ſie beſtimmt zu haben ſchien.

Nach Tiſche zerſtreute ſich die Geſellſchaft, um Abends bei'm Ball ſich wieder zu verſammeln. Malwine liebte den Tanz nicht; vielleicht, wie ja die Eitelkeit auch über die verſtändigſten eine gewiſſe Macht ausübt, würde er ihr mehr gegolten haben, wenn er ſie ſo glänzend gezeigt hätte, als ihre Geſpräche; aber Malwine war nicht ſchön. Zwar machte ihre ſchlanke hohe Geſtalt und der herrliche Anſtand ihrer Bewegungen, auf Jeden, der ſie ſah, den angenehmſten Eindruck, aber ihr Geſicht konnte, wenn nicht irgend ein Affekt, eine Gemüthsbewegung es verſchönte, für unbedeutend gelten. Ihre Augen waren groß und ſprechend, ihre Farbe blühend, ihre Zähne hörte ſie häufig mit zwei Perlenſchnuren vergleichen; aber ihre Züge waren unregelmäßig, ihre Stirn war offenbar zu breit, und wenn ſie ſich langweilte, was häufig in größern Zir-

kein der Fall war, verlor ſich jeder Reiz ihres Geſichts. Dagegen war es eine Luſt, ſie zu beobachten, wenn ein lebhaftes Geſpräch ſie beſchäftigte, oder wenn ihr Herz ſich einer zärtlichen Empfindung überließ; oder wenn ſie in Nachdenken vertieft, einſam da ſaß: dann war ihr Geſicht der wahrhafteſte Spiegel der ſchönſten und größten Seele.

So kam es, daß Malwine in kleinen Kreiſen unendlich viel, in großen ziemlich wenig galt. Als ſie zuerſt in die Welt trat, hatte ſie ſich mit Befremden oft Frauenzimmer vorgezogen geſehn, die ſie in jeder Hinſicht unter ſich ſetzen durfte. Ein ſtolzer Sinn irrt häufig darin, daß er die Anerkennung ſeiner Rechte von Andern zu ungeſtüm fordert. Zwar hält er ſich wohl der Ehre für zu geſichert, als daß er nicht diejenigen, die ſie ihm verweigeren, verachten ſollte; aber es giebt doch Verhältniſſe, die dieſes Selbſtbewußtſein zerſtören können, und dann entſteht leicht eine gewiſſe verderbliche Bitterkeit, ein Gemiſch von Haß und Verachtung, Gefühle, die den, der ſie in ſeiner Bruſt mit ſich herumträgt, am meiſten quälen. Malwinens guter Verſtand und ihre natürliche Sanftmuth ſchützten ſie von jeher davor, und wenn ſie auch in jüngern Jahren bis-

weilen ein Verkennen ihrer Vorzüge übel empfand, so ließ jetzt ihre Billigkeit und das sich immer tiefer einwurzelnde Bewußtseyn ihres Werthes keine Empfindlichkeit in ihr aufkommen.

Malwine entschloß sich heute erst spät auf den Ball zu gehen. Der Morgenspaziergang hatte sie abgespannt, da indeß ihr Vater sie selbst dazu aufforderte, kleidete sie sich schnell, was ihr einige Mühe kostete, indem sie sich immer mit viel Sorgfalt anzuziehen pflegte, und trat an seiner Seite in den Saal. Mit Verwunderung bemerkte sie, daß der Tanz noch nicht angefangen; die jüngern Herrn gingen noch von den Damen gesondert auf nnd nieder, flüsternd, lachend, mit Gläsern bewaffnet, und ein bescheidnes Gefühl ihrer heutigen Wichtigkeit nicht verläugnend. An den Wänden umher sah Malwine die jungen Damen in höchster Spannung sitzen; sie konnte sich die Verzögerung nicht erklären, bis Jemand hinzutrat, und erzählte, der junge Graf sey vom Ceremonienmeister aufgefordert, den Ball zu eröffnen, und habe um einen geringen Aufschub ersucht. Malwine strengte sich einige Minuten lang vergebens an, mit ihren Nachbarinnen ein Gespräch anzuknüpfen; sie gaben ihr einsyl-

bige und verworrene Antworten, und ihre hochrothen Wangen und ſtarren Augen verriethen noch deutlicher, daß ihre abweſenden Geiſter mit den zu erwartenden Freuden beſchäftigt ſeyen. Malwine hatte nicht Zeit, hierüber eine ſpöttiſche Bemerkung zu machen, denn der Graf, deſſen Eile zu erkennen gab, daß er ſie geſucht, trat auf ſie zu, und bat ſie um die Ehre des Tanzes. Sie war überraſcht, ſeine Wahl auf ſich fallen zu ſehn, da ſie ihm unbekannt, nicht die Schönſte und bei weitem nicht die Vornehmſte im Saal war. Im Tanz unterhielt er ſie auf eine leichte und anmuthige Weiſe. Was er ſagte, war eben nicht geiſtreich, obwohl diejenigen, welche, ihn aus der Ferne beobachtend, ihn nur ſprechen ſahen oder oberflächlich urtheilend, hinhörten, es leicht glauben konnten, denn er begleitete jedes Wort mit jenen ausdrucksvollen Bewegungen und graziöſen Mienen, die bei dem Adel ſeiner Nation dieſe Art von Täuſchung ſo häufig machen.

Malwine dagegen erkannte einen nicht ungebildeten wohlerzogenen jungen Cavalier in ihm, der die Welt geſehn, und dieſelbe mit freundlicher Geſinnung betrachtete. Seine Ausſprache verrieth den Ausländer wenig, denn er hatte einen Theil ſeiner

Jugend in Berlin zugebracht: ein Umstand, der ihn Malwinen empfahl, welche die seltsame Liebhaberei ihrer Landsmänninnen für fremdartige Dialekte nicht theilte. Als der Walzer geendigt war, bat er sie noch einmal um einen Tanz, stellte sich, als sie schon versagt war, hinter sie, und tanzte den ganzen Abend nicht mehr. —

Dies auffallende Betragen fing an Malwinen zu ängstigen. Sie wußte, wie vieler Erwartungen er täuschte, und begriff nicht, warum er gerade sie zum Gegenstande seiner Huldigungen machte. Als sie den Ball verließ, bot er sich ihr bescheiden zum Führer an, da sie aber die Blicke der Unstehenden auf sich gerichtet sah, dankte sie ihm höflich, und sagte, sie hätte einen Begleiter in ihrem Vater. Seine Bestürzung verrieth deutlich, wie wenig er abschlägige Antworten gewohnt war. Er verbeugte sich schweigend und entfernte sich schnell. „Wie eitel, wie verzogen er ist," dachte Malwine beim Auskleiden: „gewiß, er ist ein Mann wie alle Andre, und wir werden es bald erleben, diesen Phönix in einen gewöhnlichen Haushahn verwandelt zu sehn." Sie schlief ein, ohne mehr an ihn zu denken, träumte von einer entfernten Freundin,

und der darauf folgende Morgen wäre wahrscheinlich vergangen, ohne daß ihr sein Bild ein einziges Mal erschienen, wenn nicht der Hufschlag eines Pferdes sie an das Fenster gezogen. Sie sah den Grafen Arthur, der hinauf grüßte, dankte und wollte zurücktreten; indem sie aber bemerkte, daß er das schöne muthige und wohldressirte Pferd allerlei Künste machen ließ, schien es ihr hart, eine unschuldige Eitelkeit durch gänzliche Nichtbeachtung zu bestrafen. Sie blieb stehen, zum Theil auch durch das Wohlgefallen gehalten, mit dem alle Frauen der Uebung ritterlicher Geschicklichkeiten zusehn. Ein vollkommenerer Reiter, mußte sie bekennen, konnte nicht gesehen werden; sie sah die Vorübergehenden stehen bleiben und hörte sie in Ausruf der Bewund'rung ausbrechen.

Plötzlich aber schien das ungestüme Thier den Reiter überwältigen zu wollen, indem es sich zu überschlagen drohte. Malwinen entfuhr ein leiser Schrei, der Graf bezwang das Roß schnell, dankte grüßend mit einem Blick, der von Anmuth und Freudigkeit strahlte, und sprengte davon. Malwine trat beschämt zurück: „der eitle Thor," sagte sie, indem ihr eine leise Stimme vorwarf, daß

ſie ihm Unrecht thue: „was wird er von mir denken?“ Eine geheime Unruhe befiel ſie, aber als ſie an des Landraths Definition der Galanterie und an die Reiterkünſte dachte, mußte ſie lachen, und wie ſie den Grafen bei'm Frühſtück ſah, ſagte ſie ihm mit der größten Unbefangenheit ſelbſt, welche Angſt er ihr eingeflößt; worauf er ſie mit einer Stimme, die faſt zärtlich war, um Verzeihung bat, und ihr verſicherte, in keiner Gefahr geweſen zu ſeyn. Malwine entzog ihm befremdet ihre Hand, welche er dabei ergriffen; jener ſchien aber ihre Blicke nicht bemerken zu wollen, fand bei Tiſche Mittel ihr Nachbar, bei'm nachherigen Spaziergange ihr Führer, und Abends ihr Tänzer zu werden, kurz er ſchien nur für ſie da zu ſeyn, und alle Uebrigen kaum zu bemerken. Es konnte nicht fehlen, daß der weibliche Theil der Geſellſchaft ihn dreiſt, rückſichtslos, ungezogen nannte, daß die jungen Herren, die früher nicht ohne Neid alle ſchönen Augen auf ihn gerichtet geſehn, nun einige hämiſche Bemerkungen über die getäuſchten Erwartungen machten, daß die Damen dieß ihnen übel nahmen und dadurch eine Zeitlang ein gewiſſer Unmuth unter den jüngern Perſonen der Geſellſchaft entſtand.

Malwinen, die unverſchuldet etwas davon empfinden mußte, fingen Arthur's Huldigungen immer mehr an zu ängſtigen. Doch war ſie unvermögend ſie abzuwehren, da ſie mit ſolcher Beſcheidenheit und Herzlichkeit dargebracht wurden, und er nichts zu begehren ſchien, als Duldung. Auch hatte bald ſeine heitre Nähe einen unwiderſtehlichen Reiz für ſie gewonnen; er ſagte ihr nicht, daß ſie ſchön ſey, aber ſeine Augen ſagten es ihr deutlicher, als ſein Mund es hätte ausſprechen können. Ihr leiſeſter Wunſch war ihm Befehl, und in den zarteſten Aufmerkſamkeiten ſchien er unermüdlich zu ſeyn. Sie gewöhnte ſich daran, ihn täglich bei ihrem Fenſter vorbei reiten, ihn jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend als ihren Partner, und ſich die Königin jedes Feſtes zu ſehn; und die Geſellſchaft fand ſich darein. Mit einiger Verwunderung bemerkte ſie, daß des Grafen Huldigungen ihr die, vieler andrer jungen Elegants, die ſonſt kaum Notiz von ihr zu nehmen geſchienen hatten, zuzogen. Sie ſah ſich plötzlich von einem Heer von Anbetern umringt, denn es bedarf nur der Aufmerkſamkeit irgend eines Tonangebers in der Mode, um der ganzen eleganten Welt einen Gegenſtand bemerkenswürdig zu machen.

Dies iſt ein Umſtand, der die Galanterie weſentlich von der Liebe unterſcheidet. Die Liebe zieht einen Zauberkreis um die Erwählte, von dem ſich Müßige fern halten, und ſetzt ſich gewiſſermaaßen in alleinigen Beſitz.

Malwine lernte es bald einſehn; ſie verachtete den bunten Schwarm herzlich und verbarg es kaum, doch den Grafen konnte ſie nicht umhin, mit Auszeichnung zu behandeln. Was ſie vorzüglich für ihn einahm, war, ſie konnte ſich es nicht verhehlen, der ſchnelle Eindruck, den ſie auf ihn gemacht. Sie war gewohnt, ſich als geiſtreich, geehrt, ſich als liebenswerth, geſucht zu ſehn, aber auch die Klügſte hört ſich lieber ſchön als klug nennen. Ihr Betragen hatte ſehr Viele gefeſſelt, ihr alleiniger Anblick noch Keinen. Sie fing an, die Bälle, die Feſtlichkeiten weniger abgeſchmackt, ſie fing an, ſie ergötzlich zu finden. Indeſſen war ſie nicht jung und eitel genug, um ſich dieſer Schwäche lange zu überlaſſen. Gewohnt ſich von ihren Handlungen und Gefühlen Rechenſchaft zu geben, und ſich ſelbſt eine ſtrenge Richterin zu ſeyn, ſagte ſie eines Abends zu ſich: Iſt es möglich? bin ich nach ſo treuen Beſtrebungen nicht weiter vorwärts geſchritten? bin ich ſo alt ge-

worden, ohne mich der Herrſchaft einer thörichten Eitelkeit entzogen zu haben? Oder will ich mich etwa bereden, ich liebe den Grafen? lieben! einen Mann der jünger iſt als ich, der mir weit nachſteht an Geiſt und Einſicht, der keine meiner Neigungen theilt, von dem mich Natur und Verhältniſſe ſo weit wie möglich getrennt? Wahr iſt's, die Welt hat recht, ihn das Muſter eines vollkommenen Cavaliers zu nennen: er weiß ſo viel als ſich für ſeinen Stand gehört, in allen ritterlichen Künſten iſt er ein Meiſter, und ſein Geld verliert er im Spiele oder in Wetten als wären es Zahlpfennige; er iſt liebenswürdig, großmüthig, brav; ſeine Leute beten ihn an und ſeine Freunde ließen Blut und Leben für ihn. Er liebt mich — und — ich bin ihm herzlich gut. Ich wollte, er wäre mein Bruder, aber, eine Thorheit wär' es, wenn er mir mehr wäre. Er, ein Graf! ich eine Bürgerliche! — nein! fuhr ſie fort, nachdem ſie eine Weile nachgeſonnen, ich liebe ihn nicht; wie anders war, der Mann, der einſt meine kindiſchen Träume füllte, vor deſſen Geiſte ich mich gern und willig beugte, der mir erſchien wie ein Gott! — aber, warum rufſt Du, Thörin, jenes Trugbild zurück, das ſich ſo lange zwiſchen Dich und die Welt geſtellt? ſchien es doch endlich der ſiegenden Vernunft

gewichen zu seyn!“ Abermals versank sie in ein tiefes und thränenreiches Nachdenken. „Nein, rief sie dann noch einmal, ich liebe ihn nicht! nun so soll mich denn auch keine Eitelkeit, keine empfindsame Schwäche mehr bewegen, von dem abzuweichen, was nach dieser Erkentniß mir ziemet.“ —

Den andern Morgen mied sie das Fenster; das Herz klopfte ihr ein wenig, als sie ihn mehrere Male vorüberreiten, und ihn sich unter dem Fenster verweilen hörte. Sie blieb vom Frühstück weg, als sie aber zur Mittagstafel ging und beim Eintreten in den Saal sein unruhiger und zärtlich forschender Blick sie traf, ward es ihr schwer, ihren Vorsatz, ihn fremder und gleichgültiger zu behandeln, auszuführen. Doch blieb sie sich mehrere Tage lang gleich; sie hörte seine Seufzer nicht, beantwortete seine Klagen mit Scherzen, und wußte sich oft geschickt seiner Nähe zu entziehen. Bald aber sah sie ihn sich einem lebhaften Schmerze hingeben, und mit Schrecken entdeckte sie, daß ihre Kälte seine halbschlummernde Empfindung gänzlich geweckt, daß jedes Hinderniß diesen verzog'nen Sohn des Glücks beharrlicher, jeder Widerstand ihn feuriger mache. Und je dringender er ward, je schwerer

ward ihr ihre Gleichgültigkeit; denn wenn ſie einen andern Mann unter dieſen Umſtänden zudringlich, läſtig, unerträglich genannt haben würde, ſo mußte ſie ſich bekennen, daß dieſen Arthur ſein leidenſchaftlicher Ungeſtüm, ſein, durch keine Abweiſung gebeugter Muth, ſeine Unverzagtheit liebenswürdig, unwiderſtehlich machte. Warum, ſagte ſie eines Abends zu ſich ſelbſt, zwingſt du dein Herz zu dieſer Härte? iſt es wohl gethan, die einzige Hand zurückzuweiſen, die Liebe nach dir ausſtreckt? und ſollte dieſe allmächtige Empfindung nicht Manches auszugleichen vermögend ſeyn? biſt du ſo alt, daß du auf das Glück derſelben verzichten ſollſt, und iſt ein zufälliger Unterſchied der Jahre wohl wichtig genug, dir dieſes Glück zu verleiden? iſt das Herz nicht ein unendlich köſtlicheres Gut, als das anmaaßende Ding, das ſich Verſtand nennt, und ſein Schatzkäſtlein voll aufgehäufter, lückenhafter Kenntniſſe? und die erbärmlichen Vorurtheile, die eine hohe Mauer zwiſchen ſeinem und meinem Stande aufgethürmt — wenn er ſelbſt den Muth hat, ſie niederzureißen?" —

Plötzlich aber kam ihr der Gedanke an den bekannten Stolz ſeines Hauſes; er empörte ihr edles

Herz und gab ihr den Muth, als Graf Arthur am folgenden Tage eine einsame Stunde zu einer abermaligen Erklärung benutzte, ihm zu sagen, er sey ihr werth, aber nie werde sie sich entschließen, sich in eine stolze Familie einzudrängen, denn sie würde es sich nicht vergeben können, sich Demüthigungen auszusetzen, die sie in seinen und ihren eignen Augen entehren würden. — Vergebens schwor er ihr, er sey Herr seines Schicksals, keinem seiner Verwandten wär' er Rechenschaft schuldig, seine Mutter liebe ihn zärtlichst, — sie hatte zu viel von dem Despotismus des Vorurtheils, von der Gesinnung seines Hauses gehört, als daß sie ihm hätte trauen sollen.

Solche Unterredungen wiederholten sich oft, Malwina bekam einen immer schwereren Stand, und sah endlich in der Flucht das einzige Rettungsmittel. Sie ersuchte ihren Vater um eine schleunige Abreise und verschwieg ihm, der ihr bester Freund war, ihre Bewegungsgründe nicht. Er billigte ihr Verfahren, verdammte eine solche Verbindung durchaus, und erwog nicht blos den Unterschied der Jahre und des Standes, der bedeutendste schien ihm der, zwischen ihrer beiderseitigen Bildung zu seyn.

„Eine Leidenschaft," sagte er, „für einen jungen Menschen, den nur äußere Glücksgüter bemerkenswerth machen, würde sich für Deinen Verstand wenig ziemen, und eine eheliche Verbindung mit ihm würde dem eigentlichen Wesen der Ehe, das, indem es dem Manne entschiedene Vorrechte einräumt, auf eine gewisse geistige Ueberlegenheit desselben gegründet zu seyn scheint, widersprechen." — Er fuhr fort, ihr dies mit lehr- und liebreichen Worten anschaulich zu machen, und hörte sich gerne von ihr unterbrechen, indem sie ausrief: „Sie haben recht, mein Vater! morgen, morgen lassen Sie uns reisen!" Er ging, der Gesellschaft die schnelle Abreise zu verkündigen. Sie packte unterdessen mit Hast ihren Koffer, und ging dann mit zitternden Schritten nach dem gemeinschaftlichen Versammlungssaale, sich zu beurlauben. Man empfing sie mit vielen Worten der Klage; Arthurn suchte ihr Blick vergebens; lange harrte sie seiner, endlich sagte eine ihrer Freundinnen ihr leise: der arme Graf! „Der erträgt Ihre Abreise nicht. Als Ihr Vater vorhin das böse Wort aussprach, sahen wir ihn todtenbleich werden, schnell zur Thüre hinausgehn, bald darauf sein Pferd vorführen, und ihn mit wilder Hitze in den Forst jagen." — Malwine hätte dem Freunde

gerne das letzte Lebewohl gesagt, doch erkannte sie seine Abwesenheit als einen Fingerzeig der Vorsehung, daß sie ihn nicht mehr sehn solle.

Sie nahm von der Gesellschaft einen freundlichen Abschied, sagte ihrem Vater gute Nacht und ging auf ihr Zimmer.

Kaum aber war sie hier angelangt, als sie den Grafen bleich und athemlos zu sich eintreten sah, als sie sich eine Grausame, eine Herzlose nennen hörte, sich mit den Vorwürfen eines tobenden Herzens überschüttet sah, und vergeblich verständige und liebreiche Vorstellungen anwendete, ihn zu beruhigen. Mitleid und eine süßere Stimme in ihrer Brust besiegten endlich ihre Vernunft: sein Flehen, seine Thränen, sein Toben nicht länger ertragend, gab sie ihm ihr Wort, unter der Bedingung, daß seine Mutter sich willig erkläre, sie als Tochter aufzunehmen, die Seinige zu werden. Nach dem ersten Ausbruche des Entzückens des Jünglings, mußte er ihr eine genaue Darstellung seiner Verhältnisse versprechen, und mit bebendem Herzen hörte sie, daß er seit seiner Kindheit der Bräutigam seiner Cousine, der jungen Gräfin Franziska sey,

der Tochter seines väterlichen Oheims. Sein Großvater habe die Verbindung gewünscht, um sein Vermögen durch beide Enkel wieder vereinigt zu sehn; und die Mutter Franziska's, ein verschmitztes und ränkenvolles Weib, habe mit allen Kräften ihres Einflusses und ihres intriguanten Geistes die Heirath begünstigt. Eine frühere unsinnige Verschwendung zwinge sie jetzt auf Sastawna, einem alten Schlosse in einer der ödesten Gegenden Polens zu leben, was für ihren weltlichen Sinn eine Qual seyn müsse. Von ihr fürchte er, sich die meisten Hindernisse in den Weg gelegt zu sehn, weniger von seiner Mutter, die zwar eine von Vorurtheilen befangene Frau sey, aber nur für sein Glück lebe.

Malwine hörte diese Nachrichten mit Zagen; sie wiederholte ihre Bedingung, der Graf nannte sie eine leichte und nahm in der sichern Hoffnung eines glücklichen Wiedersehns von ihr Abschied.

Den folgenden Morgen saß sie schweigend neben ihrem Vater im Reisewagen. „Ach!" seufzte sie leise, „habe ich doch immer gehört, die Liebe beglücke und erhebe; warum denn fühle ich mich so tief niedergebeugt, so sorgenvoll und so klein?" —

Als ſie wieder an der fernen Oſtſee in ihrer Heimath war, bemächtigte ſich eine Unzufriedenheit ihrer Seele, welche die Vernunft vergeblich zu bemeiſtern ſuchte. Verwöhnt durch die Huldigungen eines flammenden Herzens, konnte es nicht fehlen, daß ihr die ſtille Achtung ihrer Freunde, auf welche ſie ſonſt ein beſcheidnes Glück gegründet, lau und unzulänglich erſchien. Vergebens ſuchte ſie auch dießmal, wie ſie es oft gethan, die ſehnende Stimme des Herzens durch eine raſtloſe Thätigkeit zu erſticken. Durch ein ſechswöchentliches zerſtreutes Leben dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entfremdet, ward es ihr ſchwer, ſich zurecht zu finden. Sie fing ein Buch an, hatte den folgenden Tag vergeſſen, welches, griff nach einem andern und hatte es ſchon eine halbe Stunde lang aufgeſchlagen in der Hand, als ihr Vater zu ihr trat, und ſie fragte, was ſie leſe? Wie ſie verwirrt und erröthend das Titelblatt aufſchlug, ſah der treffliche Mann ſie mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke an. Sie hätte vor Schaam vergehen mögen, ſie zitterte vor der Nichtachtung dieſes tief verehrten Vaters, und der Gedanke von ihm als ein armes verliebtes Ding bemitleidet zu werden, war ihr unerträglich. Ihr Stolz gab ihr Kräfte, ſich vollkommen zu faſſen, und

als ſie des Abends mit ihrem Vater einen kleinen Zirkel beſuchte, der ſich wöchentlich zu einer gemeinſchaftlichen Lectüre zu verſammeln pflegte, war ſie ſo ganz wieder die vorige heitere und unbefangene Malwine, daß die Herzen ihrer Freunde, ſeither durch manche Launen verletzt, ſich ihr bald von Neuem zuwandten.

Ein Ohngefähr wollte indeſſen, daß das Buch der heutigen Wahl den Seelenzuſtand einer hoffnungslos Liebenden ſchilderte, in welchem Malwine, der das Amt einer Vorleſerin für heute übertragen war, ſo deutlich die ihrigen wieder zu erkennen glaubte, daß ſie verwirrt ward, die Farbe wechſelte, und indem die Furcht, man möchte ſie durchſchauen, ihre Beſtürzung vermehrte, unverſtändlich zu ſtammeln, und die Redetheile zu wiederholen anfing. Ihr Vater verwies ihr dieſe Zerſtreuung in einem Tone, den ſie nicht gewohnt war von ihm zu hören, und der ſie innerlich kränkte. Sie erſuchte ihn fortzufahren, zog ſich, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit zurück und ſchlich, während die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf den Sinn des Buches gerichtet war, leiſe aus dem Zimmer. Einem im Vorzimmer befindlichen Bedienten trug ſie auf,

ſie bei der Wirthin und bei ihrem Vater mit plötzlichem Uebelbefinden zu entſchuldigen, und ging ganz allein durch die Dunkelheit nach Hauſe. In ihrem Zimmer warf ſie ſich, in Thränen zerfließend, auf ihr Sopha: „Was, ſeufzte ſie, was iſt aus dir geworden! du darfſt es dir nicht mehr läugnen! du verzehrſt dich in einer unwürdigen Leidenſchaft! du trotzeſt deiner eignen Vernunft, du trotzeſt der Meinung der Verſtändigen, ja du hörſt nicht auf die Stimme der Natur, die dir laut zuruft: bleibe fern von dieſem Manne, ich ſchuf ihn nicht für dich! iſt es genug, daß er dich liebt? darf dich eine raſend auflodernde Leidenſchaft beſtechen, deren Flamme ein Windhauch verlöſchen kann? iſt es genug, daß er liebenswürdig ſey, iſt es genug, daß die Herzen einander begegnen, wenn die Geiſter ewig und ewig ſich fremd bleiben?“

So ſprach ſie zu ſich ſelbſt und hätte ohne Zweifel ſich noch lange dem Ungeſtüme ihres erregten Gefühles hingegeben, wenn nicht ihr eintretendes Mädchen ſie unterbrochen, und, nachdem ſie ihr ihre Verwunderung zu erkennen gegeben, ſie ſchon zu Hauſe zu ſehn, ihr zwei Briefe gebracht hätte, die in der Zeit ihrer Abweſenheit angekommen ſeyen.

Malwine griff danach, und mit Erröthen erkannte ſie auf dem einen die Handſchrift des Grafen. Wie trat ihr ſein ganzes anmuthiges Bild wieder mit friſchen Farben vor die Seele, als ſie ihn nun erbrach und las! wie war doch jedes Wort ein Himmelslaut der Liebe, wie doch ein jedes der Abdruck eines ſehnenden Herzens! er ſagte ihr, und glaubte es nicht ſagen zu können, wie ſehr er ſie liebe, wie er ſich nach ihr ſehne, wie ihr letztes Wort ihn beglückt. Er meldete ihr, daß er bereits an ſeine Mutter geſchrieben, daß er das Beſte hoffe, daß er indeß mit Mißvergnügen gehört, ſeine Tante, die Gräfin Joſephine ſey zum Beſuch nach Goray, dem Witwenſitze ſeiner Mutter gekommen, daß er aber geeilt habe, ihren Einfluß zu entkräften, ſeiner Mutter erklärend, er werde ſich unter keiner Bedingung zu einer Verbindung mit Franziska willig finden. Dies ſchrieb er ihr und ſchloß mit den feurigſten Betheurungen ſeiner Zärtlichkeit.

Malwine ſah ſich durch den Brief erheitert und geſtärkt. Sie fühlte ihre Schwäche für den Grafen, deren ſie ſich noch eben ſo ſtreng angeklagt hatte, plötzlich gerechtfertigt durch dies neue Zeugniß ſeiner Liebe, ſie fühlte ſich minder klein, und weil ein ed-

les Herz nichts schwerer erträgt als Demüthigung, so mußte es sich fügen, daß ihr Stolz der mächtigste Bundesgenosse Arthurs ward. Durch seinen Muth gehoben, fing auch ihr an das Bild der Zukunft weniger düster zu erscheinen, und erweicht wie sie war, beschloß sie ihm auf der Stelle zu antworten. Schon saß sie an dem Schreibtisch, schon schrieb sie ihm herzlichere Worte, als je ihr Mund ihm gesagt, als ihr plötzlich, wie durch eine Eingebung, der andre Brief einfiel, den sie unerbrochen liegen gelassen. Sie stand auf, ergriff ihn, sah eine inkorrekte, weibliche Handschrift, und als sie ihn erbrochen, mit Entsetzen in der Unterschrift den Namen von Arthurs Mutter. In der höchsten Spannung fing sie an ihn zu lesen, aber kaum hatte sie die ersten Zeilen überblickt, als ein Zittern in den Knieen sie zwang sich niederzulassen. Wer malt ihr Erstarren, ihren Schmerz, ihren Zorn, als sie sich in dem unwürdigsten Tone, als eine Verführerin, angeredet sah, als ihr vorgeworfen ward, den jungen Grafen an sich gezogen, ihm ein Heirathsversprechen entlockt zu haben; als sie eine Schaamlose genannt ward, die sich entblöde, sich in eine der ersten Familien des Königreichs eindrängen zu wollen, als ihr nicht allein mit dem gräßlichsten mütterlichen

Fluche, als ihr ſogar mit der ſtrafenden Gerechtigkeit gedroht und ihr anbefohlen ward, den Grafen, der doch ſelbſt bei Zeiten anfangen werde, ſich ihrer zu ſchämen, ſeines Wortes zu entlaſſen.

Während Malwine las, kämpfte Zorn und Verachtung in ihrer, ach! vor wenig Minuten noch ſo ſeligen Bruſt! Sie legte das Blatt auf den Tiſch, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Es iſt gut nun! ſo iſt es aus, auf ewig.“ Darauf ging ſie mit ſchnellem Schritt an den Schreibtiſch, zerriß das an den Grafen angefangene Blatt und ſchrieb mit feſter Hand folgende Zeilen:

Herr Graf!

Inliegender Brief Ihrer Frau Mutter, den ich zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen erhielt, mag Sie überzeugen, daß ich dieſen nicht anders beantworten kann, als mit der Bitte, mich ferner mit allen Zuſchriften, ſo wie mit allen Beſuchen zu verſchonen. Ich füge noch hinzu, daß ich Ihnen die Erlaubniß gebe, mich auf das tiefſte zu verachten, wenn ich mich jemals wieder zu einer gefälligeren Geſinnung erniedrige.

Malwina.

Ohne das Blatt zu überlesen, schlug sie den Brief der Gräfin hinein, siegelte und gab es auf der Stelle ihrem Mädchen, mit dem Befehl, es Morgen in aller Frühe auf die Post zu befördern. Als sie darauf in ihr Zimmer zurücktrat, nahm sie noch allerlei kleine Beschäftigungen vor, indem sie sich überreden wollte, sie sey ruhig. Ja, es giebt eine gewisse Ruhe der Verachtung, aber gefühlvollen Herzen ist diese Ruhe, diese Seelenstarrsucht, eine peinigende Krankheit. Auch die Nacht brachte der Schwerbeleidigten den wahren Frieden nicht. Sie legte sich zeitig nieder, die Zuhausekunft ihres Vaters fürchtend.

Zwar machte sie es sich zur heiligsten Pflicht, ihm Alles zu entdecken, aber heute nur, heute nicht! Nach einer Stunde hörte sie ihn in das Nebenzimmer treten, sie hörte ihn auf und nieder gehn, hörte ihn seufzen. Ach! sie ahndete, wem diese Seufzer galten. Er wähnte, seine Tochter verzehre sich in einer hoffnungslosen Liebe, und doch glaubte sie in diesem Augenblicke so sicher zu wissen, sie liebe den Grafen nicht, habe ihn nimmer geliebt. Das Gefühl der Beleidigung schien ihre ganze Seele eingenommen zu haben, und sie wünschte sich

Glück, ſich aus einem Verhältniſſe erlöſ't zu ſehn, das ſie mehr geängſtigt, als beglückt hatte. Davon ſuchte ſie auch ihren Vater zu überzeugen, als ſie ihm bald darauf Alles entdeckte; und wie dieſer ſie mehrere Wochen lang thätig, heiter, wie er ſie zwei Briefe Arthur's und einen von Goray unerbrochen zurückſenden ſah, fing er an ihr zu glauben.

Einſt ſaß ſie einſam mit ihrer Arbeit beſchäftigt, als ihr zwei Frauenzimmer angemeldet wurden, und ſie eine Matrone, deren Anſtand und Kleidung eine vornehme Dame zu erkennen gab, begleitet von einer jüngern, wunderſchönen Frau, mit Augen, aus denen ſüdländiſche Glut leuchtete, zu ſich in das Zimmer treten ſah. Sie bewillkommte ſie mit der freundlichen Würde, die ihr eigen war, aber ehe ſie noch Zeit hatte, ſich nach ihrem Begehren zu erkundigen, nannte ſich die alte Dame als Arthur's Mutter und fuhr fort: „ich komme Mademoiſelle! Sie der argen Beleidigung wegen, die ich Ihnen, übel berichtet, zugefügt, um Verzeihung zu bitten, und Sie zu erſuchen meinem Sohne die Kränkung der Mutter nicht entgelten zu laſſen.“

Bei den ersten Worten hatte sich Malwine entsetzt weggewendet, aber die Schwägerin der Matrone, die Gräfin Josephine, denn diese war die Begleiterin, umfaßte sie liebevoll, und beschwor sie, sie anzuhören. Jene setzte hinzu, sie sey gekommen, sie selbst um ihre Hand für ihren theuren Arthur zu bitten, indem sie sich überzeugt habe, daß sie ihr diese Genugthuung schuldig sey. Es war etwas steifes und unfreiwilliges in ihrer Erklärung, daher scheute sich Malwina nicht, mit allen Zeichen eines erbitterten Gemüths zu antworten: „Wenn Sie, Frau Gräfin, oder der Graf glauben, meine häufigen Abweisungen hätten diesen für Ihren Stolz demüthigenden Schritt bezweckt, so irren Sie gänzlich. Der Graf wird sich erinnern, daß ich ihm schrieb, ich würde unter keiner Bedingung die Seinige werden. Ich weiß zwar, daß Sie Sich die Freiheit nehmen, gering von mir zu denken, aber nimmermehr werde ich durch eine Nachgiebigkeit, die mich entehren würde, Ihre Verachtung rechtfertigen.“ —

Vergeblich redete die ältere Gräfin ihr zu, vergeblich liebkos'te ihr die jüngere: Malwine blieb unerschütterlich. Endlich sagte jene erschöpft: „Sie sind mir Zeugin, liebe Schwester, daß ich mein

Mögliches gethan; und schon schienen beide Damen von ihr ablassen zu wollen, als der Graf stürmisch in das Zimmer trat, und ehe sich Malwine besinnen konnte, zu ihren Füßen lag. Als sie ihn erblickte entfuhr ihr ein Schrei der Angst, denn sie kannte die Gewalt seiner Liebenswürdigkeit über ihr Gemüth. „Gott," rief sie, „Herr Graf, so erfüllen sie meine letzte Bitte!" — aber er hörte nicht im Entzücken des Wiedersehns; er drückte sie an sein seeliges Herz, gab ihr die süßesten Worte, nannte sie sein, und schwor, keine menschliche Macht solle sie ihm entreißen.

So von allen Seiten bestürmt, bat Malwine endlich um die Erlaubniß, sich ihres Vaters Rath zu holen. Arthur aber ließ sie nicht allein gehn. Er umarmte den Professor, er beschwor ihn, nicht grausam zu seyn, er zog ihn in Malwinens Zimmer, wo seine Mutter den Antrag erneuete, und die Gräfin Josephine in ihn drang; so willigte die Tochter, und etwas später der Vater, ungern, wider ihre Ueberzeugung, aber unfähig zu widerstehn, endlich ein. Ein Notar war schon her beschieden, den Ehecontrakt aufzunehmen. Malwine erschrak vor dieser Eile, aber der Graf drang darauf

und auch die Gräfin war seiner Meinung, indem ein nothwendiges Geschäft sie schon morgen nach Goray zurückrief.

Im Punkte der Religion fand man keine Schwierigkeiten zu beseitigen, da des Grafen Familie, zu der Parthei der Dissidenten gehörend, wie Malwine, sich zum lutherischen Glauben bekannte. Ein Andres war es mit den ökonomischen Einrichtungen. Mit Rührung bemerkte Malwine, wie großmüthig der Graf für sie sorgte; sie hatte tausend Einwendungen, da sie aber sah, wie die Einwürfe ihres Vaters, Sohn und Mutter beleidigten, schwieg sie, und unterschrieb mit mühsam unterdrückten Seufzern ihren Namen. Ehe sich die Damen entfernten, kam man überein, daß die Hochzeit in drei Monaten, am Tage der Mündigkeit des Grafen, Statt finden solle.

Als Malwine mit diesem und ihrem Vater allein war, ward ihr erst wieder leichter. Des Jünglings Entzücken goß eine wohlthätige Wärme in ihr betäubtes Herz. Sie wollte nicht fragen, wie Alles gekommen sey, sie wollte glücklich seyn im Beglücken.

Den folgenden Tag machte ſie den Damen ihren Gegenbeſuch. Die alte Gräfin empfing ſie ſteif und förmlich, aber verbindlich; deſto liebevoller die Gräfin Joſephine. Ihre Herzlichkeit, ihre Anmuth nahmen Malwinen ganz ein und ſie hörte ſich mit Vergnügen von der liebenswürdigen Frau einladen, ihr einige Wochen lang ihre Einſamkeit in Saſtawna zu verſchönen. Da indeſſen der Graf noch hier zu bleiben gedachte, ſo nahm ſie ihre Bitte: gleich jetzt mit ihr zu gehn, nicht an. Zu der alten Gräfin konnte ſie kein Herz faſſen; Arthurn ſchien dies wehe zu thun; er liebte ſeine Mutter und konnte einen Widerwillen gegen ſeine Tante nicht bezwingen, obgleich er geſtehen mußte, daß ſie ſich in dieſer Sache bewundernswürdig genommen. Er wähnte ſie von der Gewalt der Liebenswürdigkeit Malwinens beſiegt, denn er war ſich bewußt, ſie nicht auf das Glimpflichſte behandelt zu haben, als er ſie für die Anſtifterin jenes Briefes hielt. Durch ihn in eine furchtbare Wuth geſetzt, war der junge Mann eiligſt nach Goray gejagt, hatte Mutter und Tante mit raſenden Vorwürfen beſtürmt, einen Vetter, der ſich darein gemiſcht, zur Thür hinausgeworfen, einen Andern im Zweikampf durch den Arm geſchoſſen, und durch

Drohungen und Flehen die alte Gräfin zu einem Briefe, und als dieser unerbrochen zurückgeschickt ward, zu einem Besuche gezwungen.

Die Gräfin Josephine hatte bei Zeiten erklärt, alle Ansprüche im Namen ihrer Tochter aufzugeben, und ihr Zureden war es, was hauptsächlich ihre Schwägerin zur Nachgiebigkeit bewogen.

Der Graf erzählte Malwinen dieß alles so mildernd als möglich, dennoch verwundete er sie oft und häufiger, als sie es sehen ließ. Doch machte das Glück der Gegenwart und seine Nähe manches wieder gut. Hatte ihn die Besorgniß, ihr nicht zu mißfallen, liebenswürdig gemacht, hatten ihm die Zweifel seines liebenden Herzens gekleidet, so verschönte ihn noch mehr die selige Sicherheit des Besitzes und die zarte Bescheidenheit, mit welcher er, bei allem Feuer der Jugend und der Liebe, der Rechte des Bräutigams genoß. Als er sich nach acht Tagen von ihr trennte, war ihr der Abschied höchst traurig; ach! sie ahndete noch nicht, daß ihr ein noch weit traurigerer bevorstand. Denn als ihr Vater kurz darauf plötzlich erkrankte, und nach wenigen Tagen in ihren Armen, sie segnend, verschied,

überfiel ſie ein grenzenloſer Schmerz und die Liebe des herbei eilenden Freundes konnte ihr keinen Troſt gewähren. Umſonſt ſagte ſie zu ſich ſelbſt: habe ich doch Ihn! ein Gefühl des Verwaiſtſeyns, der Verlaſſenheit bemeiſterte ſie, und ſie konnte es nicht wehren, daß vor ihrer zerrütteten Seele das Bild einer entſetzlichen Zukunft aufſtieg!

Während ſie noch überlegte, welcher Aufenthalt ſich nun bis zu ihrer Hochzeit für ſie zieme, kam ein Brief der Gräfin Joſephine, der ihre Einladung mit den herzlichſten Worten wiederholte. Arthur hatte Manches dawider einzuwenden; er wünſchte, bei den veränderten Umſtänden die Hochzeit zu beſchleunigen; da ſie aber mit alle den Feierlichkeiten, die bei ähnlichen Gelegenheiten in ſeinem Hauſe üblich waren, begangen werden ſollte, und er, obwohl ſie ihm verhaßt waren, ſie diesmal nicht übergehen wollte, ſo mußte er der allgemeinen Stimme Gehör geben, die ein Freudenfeſt vor dem Ablauf der erſten Hälfte des Trauerjahrs unſchicklich nannte. Er rieth demnach Malwinen endlich ſelbſt, zu ſeiner Tante nach Saſtawna zu gehn, da er ſehr wünſchte, der Welt ein gutes Vernehmen zwiſchen ſeiner Braut und ſeiner Familie zu zeigen,

und er vergebens auf eine Einladung seiner Mutter gehofft hatte.

Malwine beschloß nun die ersten vier Wochen bei einer Jugendbekanntin, von deren älterer Freundschaft sie mit Recht mehr Nachsicht mit den lebhaften Ausbrüchen ihres Schmerzes erwarten konnte, zuzubringen. Nach Verlauf dieser Zeit schickte ihr die Gräfin Josephine, die ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegen sah, ihren Wagen, und eine vertraute Kammerfrau, welche ihre Reisegefährtin und Dienerin seyn sollte. Es war eine Frau bei Jahren; von demüthigem, stillem Wesen, bleichen, kummervollen Wangen, und Gesichtszügen, vor deren Stumpfheit sich Malwinens ganzes Herz zusammen zog. An der Seite einer solchen Begleiterin, mit so neuem Grame in der Brust, verließ Malwine in ängstlicher Beklemmung ihre Heimath. Bald hörte sie rings um sich, statt ihres geliebten Deutsch, eine Sprache die ihr gänzlich fremd war, und die gebrochnen Worte der alten Katharine waren die einzigen, die sie, mühsam entzifernd, verstand. Es war Spätherbst; öde und wüst umgab sie ein trauriges Land, lange Waldstrecken dehnten sich vor ihren Augen aus, sparsam lagen

elende Dörfer zerſtreut umher, in denen kein glückliches Geſicht ſie erfreute, kein ihr vertrauter Ton ihr entgegen klang. Je mehr ſie ſich der Gränze Galiziens näherte, je mehr nahm eine quälende Ahndung ihr Herz ein.

Die Trennung vom Grafen fing an ſie zu ängſtigen; ſie hatte ſich Saſtawna nicht ſo entfernt gedacht, ſie verlangte ſehnſüchtig danach; als ſie aber eines Abends das prächtige Schloß der Gräfin aus armſeligen Hütten hervorragen ſah, konnte ſie ſich des endlich erreichten Zieles kaum freuen. Ihr Mißmuth vermehrte ſich, als ſie ſich von einer Schaar zerlumpter Bedienten empfangen ſah, als ſie durch die weiten wüſten Säle des Schloſſes ſchritt, um zu den Zimmern der Dame zu gelangen. Die zärtliche Begrüßung derſelben, ihre Liebenswürdigkeit, die lebhafte Theilnahme, die ſie ihrem Schmerze bezeigte, verlöſchte die empfangenen Eindrücke nach und nach; auch machte es ihr unbewußt eine angenehme Empfindung, als ſie in Franziſken, des Grafen ehemaliger Braut, ein zwar wohlgebildetes, aber ganz unbedeutendes Geſchöpf erkannte. Es that ihr wohl ſich zu ſagen

daß ſie dem Freunde nichts geraubt, daß er den Tauſch nicht bereuen dürfe.

Die gänzliche Abgeſchiedenheit, in welcher die Gräfin Joſephine, wegen der Entlegenheit andrer Rittergüter, lebte, war Malwinens trüber Gemüthsſtimmung recht. Sie ſah dem Winter ohne Furcht entgegen; an Beſchäftigung fehlte es ihrem reichen Geiſte nicht und in den Unterhaltungen mit ihrer Wirthin ging ihr eine neue, wenn auch nicht liebenswerthe, doch intereſſante Welt auf. Zwar fehlte es jener ganz an eigentlicher Geiſtesbildung; ſie hatte beinahe nichts geleſen und war ohne allen Unterricht aufgewachſen. Aber ihr ausgezeichneter Verſtand, ihre feurige Einbildungskraft, ihr leicht entzündliches Gefühl, ihre mannigfachen Welterfahrungen machten ſie Malwinen zu einer der merkwürdigſten Erſcheinungen.

Ihr Vater, ein polniſcher Großer, war Geſandter in Conſtantinopel, als ſie ihm von einer Gattin geboren ward, die er verachtete und deren Leichtſinn ihm den Verdacht einflößte, Joſephine ſey nicht ſein Kind. Er betrachtete ſie mit Widerwillen, und während die Mutter nur mit ihren Lie-

besintriguen beſchäftigt war, blieb die Kleine ihren Wärterinnen, griechiſchen Sclavinnen, überlaſſen, die wechſelsweiſe ihr ſchmeichelten und ſie mißhandelten. Als ihr Vater Conſtantinopel verließ, und ſich nach Neapel begab, that man ſie in ein Kloſter, wo ſie auch blieb, als ihre Eltern ſich in Paris niederließen. Endlich wünſchte ihre Mutter, in einem Anfall von Zärtlichkeit, ſie zu ſehn; ſie ſchickte eine alte vertraute Kammerfrau, ein käufliches, ränkevolles Weib nach Neapel, ihre, damals dreizehnjährige, Tochter abzuholen. Ehe ſie aber die weite Reiſe von Neapel nach Paris zurückgelegt, hatte Joſephinens Vater plötzlich den Befehl erhalten, nach Warſchau zurückzukehren; die Briefe, mit Geld, die ſeine Gattin den Reiſenden entgegen geſchickt, und welche die Weiſung enthielten: ſich durch das Oeſtreichiſche nach Polen zu begeben, hatten dieſelben verfehlt. Ohne Geld, ohne anderweitige Bekannte, als jene Dienerin, befand ſich Joſephine in der peinlichſten Verlegenheit. Erſt nach einem beträchtlichen Zeitraum ſah ſie ſich in den Stand geſetzt, zu ihren Eltern nach Warſchau zu gehn. In dieſem Theile der Erzählung bemerkte Malwine manches Dunkle; Joſephine verhüllte ihr weinendes Geſicht, als ſie von dieſem erſten Aufent-

halte in Paris ſprach, und ihre Freundin konnte nicht zweifeln, daß ihre Verbindung mit jenem ſittenloſen Weibe, und ihre Abhängigkeit von derſelben, ſie zu Schritten geführt, deren Erinnerung ſie ſchmerzlich und beſchämend ergriff. Kaum war ſie in Warſchau angelangt, als ihre Eltern ihr einen Bräutigam zuführten, der mehr wie zweimal ſo alt als ſie, widerwärtig und unedel, ihr nichts zu bieten hatte als Reichthum.

Zwei unglückliche Jahre verlebte ſie an ſeiner Seite, bis ihr ein Ungefähr ihren zweiten Gemahl, des Grafen Arthur Oheim, zuführte. Im Umgange mit ihm, erzählte Joſephine, ſey ihr erſt das wahre Lebensglück, der Stern der Liebe aufgegangen; ſie habe dem mächtigen Zuge ihres Herzens, nach unſäglichen Kämpfen, nicht widerſtehen können. Von dem Grafen Stanislaus entführt, lebte ſie, vermählt mit ihm, von neuem in Paris, bis des erſten Gatten Tod ihr die Rückkehr nach Polen vergönnte. Abwechſelnd hielten ſie ſich nun hier und in Frankreich auf; endlich zogen ſie ſich nach dem einſamen Saſtawna zurück, um, wie die Gräfin ſagte, hier ganz der Liebe zu leben. Aber ſchon nach einem Jahre ſtarb der edle Stanis-

laus. Mit Thränen und Händeringen bejammerte die Gattin noch jetzt seinen Tod, und oft mußte Malwine ihr liebevoll zusprechen, und sie mit dem Wiedersehn trösten.

So hatte die Gräfin frühe schon die verschiedensten Zustände des innern und äußern Lebens kennen gelernt, und alle ihre Vergehungen schienen mehr ihren Verhältnissen, als ihrem Herzen zur Last zu fallen. Sie gestand indessen Malwinen, daß die Zerrüttung ihres Vermögens die Schuld ihrer Jugend sey, und daß sie geglaubt habe, ihre Tochter, die sie mit großer Zärtlichkeit behandelte, durch eine reiche Heirath entschädigen zu müssen, und da der Plan, sie mit ihrem Vetter, dem Grafen zu verbinden, schon im Kopfe des Großvaters entstanden sey, habe sie ihn mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit ergriffen und zu seiner Ausführung mitgewirkt. Anfänglich habe sie des Grafen Leidenschaft für eine jugendliche Thorheit gehalten, und wenig Rücksichten darauf genommen. Sobald sie aber, wie er gesinnt sey, erfahren, und vorzüglich, sobald sie sie selbst kennen gelernt, habe sie ihr Projekt freudig aufgegeben.

Bei dieſen Worten umarmte ſie Malwinen, in welcher ſie eine unangenehme Erinnerung erwecken mußten. Ueberhaupt ſchien ſie zu fühlen, daß manche mißbilligende Bemerkung ihrer Freundin durch ihre Liebkoſungen erſtickt werden müſſe. Dieſe konnte es nicht bergen, daß ihr die Härte mißfiel, mit welcher jene ihre Dienſtboten behandelte, daß die knechtiſche Unterwürfigkeit derſelben ihr aus Furcht herzurühren ſchien, und mit Befremden ſah ſie die Unterthanen der Gräfin in der drückendſten Armuth. Indeß hörte ſie dieſe ſo oft ſich ſelbſt der Hitze anklagen, hörte ſie ſo oft über ihre zerrütteten Vermögensumſtände ſeufzen, daß ſie ihr verzieh, und die Großmuth doppelt erkannte, mit der ſie ihr einſt den reichen Grafen abgetreten. Ja, ſelbſt der Leichtſinn, der ihr in manchen Augenblicken Ruchloſigkeit ſchien, mit welchem jene die Religion behandelte, erregte mehr ihr Mitleid, indem ſie ihn der verwahrloſetſten Erziehung zuſchrieb, als ihren Tadel.

Joſephinens Liebenswürdigkeit, ihre Offenheit und die warme Freundſchaft, die ſie ihr ſtets bewies, feſſelten immer mehr ihr Herz. Nie hatte ſie liebevoller für ſich geſorgt geſehn: das freundlich-

ſte Zimmer des Schloſſes, neben ihrer Schlafkammer gelegen, war für ſie zum Kabinet eingerichtet; die Gräfin pflegte es ihr ſelbſt von Zeit zu Zeit mit, künſtlich im Gewächshaus erzognen, Blumen zu verzieren, und weil ſie die Frühſtunden gern einſam beſchäftigt zubrachte, ihr hierher ihren, mit eigner Hand bereiteten, Thee zu ſchicken. Der Mittag führte dann die drei Damen zuſammen, nach Tiſche fuhren oder ritten ſie ſpatzieren. Der Abend ward mit Muſik, Kartenſpiel oder Geſpräch verkürzt.

Von dem Grafen liefen häufig Briefe ein, die vor wie nach Liebesbetheurungen enthielten. Malwine fühlte indeß bald, daß, wenn auch das Herz ſich gern mit ſolcher ſüßen Speiſe ſättige, doch der Geiſt dabei darbe. Sie fing nun an, andre allgemein intereſſirende Gegenſtände in ihren Briefen zu beſprechen, und freute ſich, daß ihr Freund nicht anſtand, darauf einzugehn. Sie wünſchte ſich Glück auf dieſe Art ſeine Sinnesweiſe näher kennen zu lernen, aber beſchämt und verletzt mußte ſie ſich endlich geſtehen, daß nur die Liebe ſeinen Briefen Seele und Geiſt eingehaucht, daß ſeine Bemerkungen oberflächlich, ſeine Begriffe unklar, ſeine Anſichten die gewöhnlichen eines jungen Cavaliers

ſetzen. Der Mißmuth, den ihr dieſe Entdeckung einflößte, vermehrte noch ein immer zunehmendes körperliches Uebelbefinden; von Zeit zu Zeit ſtechende Schmerzen, eine Entkräftung, die ſie ſich nicht zu erklären wußte, und ein Zucken in den Gliedern, wie ſie es nie vorher gekannt. Die große Abgeſchiedenheit des Gutes machte es ihr ohnmöglich einen Arzt zu berathen, der elende Feldſcheer des nächſten Städtchens machte das Uebel nur ärger und ſie ſah ſich gezwungen, zu der Hausapotheke der Gräfin ihre Zuflucht zu nehmen.

Dieſe pflegte ſie mit einer Sorgfalt, die Malwinen rührte; auch fühlte ſie ſich einige Male durch ihre Arzeneien erleichtert. Da aber ihre Schwermuth täglich zunahm, und auch die Krankheit überhand zu nehmen ſchien, als ſie ſich bleicher und bleicher werden und ihre Adern unnatürlich aufſchwellen ſah, bat ſie ihre Wirthin, ſie entweder nach Warſchau, der nächſten großen Stadt, zu entlaſſen, oder ihr von dort den Doktor Archibald, einen berühmten Arzt, deſſen Namen ſie oft in ihrer Heimath hatte preiſen hören, kommen zu laſſen. Die Gräfin war ſogleich zu letzterem erbötig, und ſchickte auf der Stelle einen Reitknecht

nach Warschau; mehrere Tage vergingen und weder Reitknecht noch Arzt erschien; endlich kam ein Bote mit der Nachricht, Ersterer sey unterwegs gestürzt und liege in einem Dorfe krank darnieder. Man schickte sogleich einen zweiten nach Warschau, aber dieser kam den dritten Tag zurück, und meldete: Archibald sey selbst krank und könne nicht kommen. Die Gräfin schalt ihn heftig, nannte ihn einen Dummkopf und schickte ihn noch selbigen Tages zurück, einen andern Arzt zu holen.

Unterdeß war aber Malwine immer kränker geworden, sie wankte wie ein Gespenst umher, der Schmerz ließ ihr auf ihrem Lager keine Ruhe, und mit halbgebrochnen Augen sank sie bisweilen entkräftet zusammen.

Eines Abends, als sie kränker als je auf dem Sopha der Gräfin lag, leise Seufzer ausstoßend, nahte sich diese ihr von Neuem mit einem Trank, den sie, wie sie ihr mit der zärtlichsten Stimme versicherte, zu ihrer Labung bereitet habe. Malwine, von einem geheimen Grausen ergriffen, stieß sie mit Heftigkeit von sich; als aber die Freundin erschrocken rief: „Gott, Malwine, ich bin's ja, ken-

nen Sie mich nicht mehr?“ und, als ſie ſie abermals von ſich wies, weinend zurück trat, beſiegte ihr weiches Herz jenes dunkle Gefühl: ſie rief ſie zurück, ergriff den Becher, und leerte ihn, troz Joſephinen's Ermahnungen, ihn nur nach und nach zu trinken, mit einem muthigen Zuge. Kaum aber waren einige Minuten verfloſſen, als eine namenloſe Angſt ſie faßte; ſie richtete ſich empor, und indem ihr Blick in den Spiegel fiel, ſah ſie mit Entſetzen auf dem Geſichte der Frau ein teufliſches Lächeln. Sie ſprang auf, jene eilte zu ihr, umarmte ſie und rief: „Was iſt Ihnen, meine Theuerſte! was haben Sie vor!“ — Aber „fort,“ ſchrie Malwine, „fort, Entſetzliche!“ und d'rauf ſich ſammelnd: „Gräfin, laſſen Sie mich! ich bin krank!“ — riß ſich gewaltſam los, und ſtürzte nach ihrem Zimmer. Joſephine folgte ihr, aber die Unglückliche verſchloß die Thür, und verſicherte ihr, die Einſamkeit ſey ihr nöthig.

Als jene ſich zaudernd entfernt, ſprach Malwine weinend zu ſich ſelbſt: „Gott, wär' es möglich, wär' es wahr? ſolcher ſchändlicher Verrath, ſolcher unmenſchlicher Trug! o mein weiſſagendes Herz! ja, ich fühl's, ich bin verloren: das Gift

ſchleicht brennend, tödtend durch meine Adern, dieſer Blick ſagte mir Alles. Aber ſie! — nein, nein, es iſt nicht, kann nicht ſeyn! Gott, wenn du mit mir enden willſt, ſo laß meine Seele ſich nicht beflecken, mit dieſem frevelhaften Argwohn! und vergieb ihr die Läſterung des heiligen Namens der Freundſchaft!" —

Während ſie ſo ſprach, hatte es einige Male leiſe geklopft und als ſie zitternd anſtand zu öffnen, hörte ſie eine furchtſame Stimme ſie um Einlaß bitten. Sie erkannte die alte Katharina, jene vertraute Kammerfrau der Gräfin, welche ſie hierher begleitet: ein unglückliches Geſchöpf, das ſie oft mitleidig angeſehn, weil ſie auf ihrem verkümmerten Geſichte die Spuren nagender Reue zu entdecken glaubte.

Sie öffnete nach kurzem Beſinnen. Die Alte trat ein, ſah ſich ängſtlich um, fragte ob niemand ſie behorchen könne, ergriff darauf Malwinens Hand und verlangte von ihr einen heiligen Schwur, ſie nicht zu verrathen. Malwinen durchzuckten entſetzliche Ahnungen und mit immer wachſender Angſt hörte ſie die Alte ſagen: „Gutes Fräulein,

nehmen Sie nicht mehr von den Arzneien meiner Gräfin! glauben sie mir, sie meint's nicht gut mit Ihnen. Sie — aber verrathen Sie mich ja nicht wenn sie's wüßte, daß ich's Ihnen sagte, ich wäre verloren." —

„Ich weiß Alles" unterbrach sie Malwine. —

„Nichts wissen Sie, bestes Fräulein, keine Ahndung scheinen Sie zu haben von dem, was sie mit Ihnen vorhat. Ach! liebstes Fräulein, trinken Sie kein Frühstück mehr, und die Blumen, welche die gnäd'ge Frau in Ihr Zimmer setzt, werfen Sie sie fort!" —

„Wär' es möglich!" sagte Malwine schaudernd.

„Ach!" jammerte die Alte, „ich weiß es nicht, ich will's nicht behaupten, aber die gnäd'ge Frau ist eine boshafte Dame! Hab' ich's doch mit angesehn, wie der Graf Stanislaus, der selige gnädige Herr, so langsam hat hinsterben müssen, weil er's nicht leiden wollte, daß das junge Volk um sie herum war, und sie einsperrte, und sie kurz hielt. Da ward sie auf einmal so demüthig, wie ein Lämmchen, und schmeichelte und

liebkoſ'te ihm; und dabei verzehrte er ſich und welkte hin, gerade wie Sie, mein beſtes Fräulein! und als er todt war, da war ſie ganz von ſich vor Schmerz, und weinte ſo viel, daß die Verwandten des ſeligen Herrn genug zu thun hatten, ſie zu tröſten. Das hat ſie mit Ihnen auch vor, liebſtes Fräulein! kein Menſch ſoll's merken, aber ich merke es doch, und mich jammert Ihre Jugend und Ihr gutes Herz." —

„Gott," rief Malwine, „Du wußteſt es ſchon lange, Du warnteſt mich nicht, Du bliebeſt in dieſem Hauſe des Mordes!" —

„Ach!" entgegnete die Alte weinend: „wen einmal der Teufel in der Schlinge hat, den läßt er nimmermehr wieder los! wer ſoll mich aufnehmen in meinen alten Tagen? wer mir Brodt geben?"

„Unglückliche," erwiederte Malwine erſchüttert: „fliehe mit mir, rette Deine Seele, ich gehe nach Warſchau, noch habe ich Kraft genug, das Rechte zu thun. Ich verklage dieß Ungeheuer, Du biſt mir Zeugin vor Gericht!" —

„Nimmermehr," unterbrach sie Katharina in höchster Angst: „was haben Sie mir versprochen? — verlassen Sie Sich darauf, ich läugne Alles. Bewahre mich Gott davor, meine Herrschaft zu verrathen!" —

„Wie Du willst," erwiederte Malwine verächtlich, „Du hast mein Wort. Ich bitte Dich, verlaß mich jetzt, ich will überlegen, was zu thun sey!" —

Katharina ging, nachdem sie noch einmal dringend gebeten, sie nicht unglücklich zu machen.

Malwine verlebte in Körper- und Seelenschmerzen eine entsetzliche Nacht. Sie erinnerte sich verschiedener Vorfälle aus der französischen Geschichte, die dem Verdachte der Alten Wahrscheinlichkeit gaben: des furchtbaren aqua tofana, das so lange unmerklich Unglückliche hingeopfert, und jenes Blumenstraußes, an dessen Geruch der Herzog von Guise starb. Sie entsann sich ferner einmal gehört zu haben, wie durch die Arglist der Jesuiten vermittelst vier Wachslichter, welche man täglich in das Cabinet Kaiser Leopold's I. gesetzt, die Atmosphäre desselben vergiftet worden sey, und

wie der Monarch langsam aber sicher dahin gewelkt. Alle diese Bilder traten ihr mit Schreckensgewalt vor die Seele und füllten sie mit Angst und Grausen.

Den andern Morgen bat sie ihre Wirthin, die sie mit einer Freundlichkeit empfing, deren Falschheit sie jetzt, ach! zu spät erkannte, mit mühsamer Fassung um ihren Wagen, indem sie erklärte, da der Arzt abermals nicht zu kommen scheine, sey sie entschlossen ihn selbst aufzusuchen. Sie fordre die Gefälligkeit von ihr als einen Beweis der Freundschaft, die sie ihr so oft versichert. „Meine Freundin," antwortete ihr die Gräfin mit der süßesten Stimme: „können Sie mir zumuthen, Sie so krank wie Sie sind, reisen zu lassen?" allein Malwine sah die Frau mit einem Blick an, den die Elende nicht zu tragen vermochte. Bald aber entgegnete sie ihn mit einem flammenden Blitze der Augen, und der Unglücklichen schien es indem, als ob das zehrende Feuer, das in ihren Adern brannte, aus diesen entsetzlichen Augen flösse. Im Gefühl ihrer Wehrlosigkeit sagte sie, indem sie die ihrigen niederschlug, die Gräfin habe Recht; eine Reise könne ihr lebensgefährlich werden, besser sey es, sich noch

einige Tage zu ſchonen. Jene faſste ſich gleich wieder, lobte ſie, und verſprach ihr, wenn der Arzt morgen nicht käme, ſelbſt mit ihr nach Warſchau zu fahren. Malwine nahm ſich den Tag über ſo viel als möglich zuſammen und gebrauchte nur die Vorſicht, bloß von denen Speiſen zu eſſen, die von Franziſken oder ihrer Mutter berührt wurden.

Abends klagte ſie über Müdigkeit, beurlaubte ſich zeitig, und hatte kaum ihr Schlafzimmer betreten, als ſie eilte ihren Coffer zu packen, außerdem ein kleines Bündel ſchnürte, ſich mit Geld verſah, und, in einen wärmenden Mantel gehüllt, ſich zur Flucht bereit hielt. Als ſie Alles in Schlaf verſunken wußte, ſchlich ſie ſich aus ihrem Zimmer, ſchob leiſe den Riegel der Gartenthür zurück, eilte durch den nur von Hecken umzäunten Park, und befand ſich mitten in der ſcharfen Winternacht, verlaſſen, hülflos, des Weges unkundig, auf der Heerſtraße. Die Verzweiflung gab ihr Muth und Scharfſicht. Gegen Morgen erreichte ſie ein Städtchen, durch welches die Poſt-Straße führte. Hier nahm ſie, nachdem ſie ſich von dem Nachtweg erſchöpft und gebrochen polniſch ſprechend, mühſam verſtändigt,

Extrapoſt bis nach Warſchau. Sie verließ den Wagen beinah' gar nicht; zwar fühlte ſie ſich unbeſchreiblich beklemmt in der engen Kutſche, aber noch mehr ängſtigten ſie die verwunderten und argwöhniſchen Blicke der Poſtmeiſter und ihrer Leute! Sie beſchloß, ſich dem Doktor Archibald anzuvertrauen, deſſen große Einſicht und liebenswürdige Menſchlichkeit vielfach gerühmt ward. Je mehr ſie ſich ihrem Ziele näherte, je mehr ſtieg ihr Hoffnung und Muth. „Nein," ſagte ſie, „ich werde noch nicht ſterben!" Was iſt doch das menſchliche Herz! wie geneigt das gebrechliche Gut: irdiſches Leben, zu überſchätzen!

Gewiß es war echtmenſchlich, daß die arme Malwine ſo ängſtlich bemüht war, ihr elendes Daſeyn zu friſten; um Alles betrogen, was es ziert und ſchmückt, um Geſundheit, um die Kraft ihrer Jugend, um den Reiz ihrer blühenden Geſtalt, um den heiligen Glauben an Freundſchaft, ach! und vielleicht auch um ihr Herz betrogen!

Es war Abend, als ſie in Warſchau anlangte; hier ließ ſie ſich vor das Haus des Doktor Archibald führen, deſſen Lage ſie glücklicher Weiſe anzuge-

ben wußte. Die bestimmte Vorstellung, durch seinen ausgebreiteten Ruf begründet, in ihm einen ehrwürdigen Greis zu finden, hatte ihr den Muth gegeben, sich an ihn zu wenden; mit welcher Bestürzung stand sie daher nun vor der angenehmen Gestalt eines blühenden Mannes von kaum 30 Jahren. Als er sie mit mildem Tone nach ihrem Begehren fragte, wußte sie ihm nichts zu sagen: der Muth entfiel ihr, geschwächt von der Reise, erschöpft, fing sie an heftig zu zittern, und als der junge Mann zusprang, sank sie leblos in seine Arme. Nach mehreren Stunden erwachend, fand sie sich auf einem zierlichen Ruhebette liegen; ihr zur Seite stand ein liebliches, junges Geschöpf, das mit freundlicher Sorgfalt um sie beschäftigt schien, und, als sie die Augen aufschlug, freudig rief: „Sie lebt, Bruder! sie ist erwacht!“ Sogleich trat Archibald herzu; er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und duldete nicht, daß sie aufstand. Malwine sah schnell ein, daß sie sprechen müsse, daß gänzliches Vertrauen hier nothwendig sey. Gerührt durch die liebende Pflege löste sich die entsetzliche Bitterkeit, die seit einigen Tagen ihr unglückliches, verrathnes Herz eingenommen, in einen wohlthätigen Thränenstrom auf. Hatte sich auch durch den unerhörten Betrug ein, ihm frem-

des, Mißtrauen hineingeſchlichen, das redliche Auge des Mannes, die hohe Seele, die in jedem ſeiner Züge ſich ſpiegelte, der unſchuldsvolle Blick des jungen Mädchens — nein! alles dies konnte nicht lügen. Sie entdeckte dem Doktor ihre Gefahr, theilte ihm in kurzen Worten das Nöthige mit und fragte ihn auf ſein Gewiſſen, ob er ſie zu retten hoffe. Er hörte ſie mit immer ſteigendem Zorn an, drang in ſie, die Elende der ſtrafenden Gerechtigkeit zu übergeben, ja machte es ihr zur Pflicht, und erbot ſich, ihre Sache zu führen. Vergeblich ſagte ſie ihm, ſie wolle ein Weſen, das ſie einmal geliebt, nicht unglücklich machen; er ſtand erſt ab, als ſie ihres Schwures gegen die alte Katharine gedachte. Er verſprach ihr, indem er ihre Hand ergriff und ſie ſanft drückte, mit Gottes Hülfe, ſie wieder herzuſtellen, machte es ihr aber zur Bedingung, bei ſeiner Schweſter zu wohnen, um ganz ſeiner Pflege überlaſſen zu ſeyn, und dies liebenswürdige Mädchen drang mit ſo herzlichen Bitten in ſie, daß ſie nicht zu widerſteh'n vermochte. Sie ſchickte den folgenden Tag einen Boten nach Saſtawna, ihren Coffer zu holen und ſchrieb der Gräfin Joſephine: „Ihre Grauſamkeit, Frau Gräfin, hat mich zu einem Schritte gezwungen, den ich ungern und nur

that, weil er der einzige war, der mir zu meiner Rettung übrig blieb. Gott verzeihe Ihnen den entsetzlichen Verrath an Menschlichkeit und Freundschaft, und lasse wenigstens Franziska'n nicht für den Frevel ihrer Mutter büßen! Ich will mich bemüh'n, Ihnen vergeben zu können, daß Sie mehr als mein Leben, daß Sie meine Seele unheilbar verletzten!" —

Kurz darauf hörte sie, die Gräfin habe Sastawna schleunig verlassen, und sich über die östreich'sche Grenze begeben.

Nach einigen Tagen schrieb sie mit widerstrebendem Herzen an den Grafen Arthur. Sie stand lange an, es zu thun, denn der Gedanke, daß auch seine Mutter Theil an jener Frevelthat haben könne, machte ihr jede Annäherung doppelt schwer. Indessen bewog sie endlich die Furcht dazu, daß er ihre Flucht durch ein Gerücht, und zwar ohne ihre Motive, hören könnte.

Ein Monat verging, ohne daß sie ein Wort von ihm vernahm, ein Monat voll, trotz der sorgsamsten und weisesten Pflege, immer wiederkehrender

Schmerzen, ach! und dennoch ein Monat einer unendlichen Seligkeit. Denn aus Archibalds geistreichem Umgang, aus ſeinen milden, belehrenden und ehrfurchtsvollen Worten, aus der Bewund'rung ſeines raſtloſen, menſchenfreundlichen Wirkens, aus ſeiner Liebe ſproßte ihr die Blüthe eines nie empfundenen Glückes. Lange wollte ſie ſich es nicht geſtehen: Freundſchaft nannte ſie es, wenn er ihre Hand ergriff, ſie drückte, und plötzlich fahren ließ; Mitleiden, wenn ſein Auge lange mit unendlicher Wehmuth auf ihr ruhte; Dankbarkeit war es ihr, daß ſeine liebevollen Züge ihr im Traume erſchienen, daß ſie, wenn ſein edles Geſchäft ihn auswärts führte, Stunden lang am Fenſter ſtehend, die Straße hinauf ſah, die ihn wieder zu ihr brachte; Dankbarkeit, daß ein glühendes Roth ihre Wangen überzog, wenn ſie unerwartet ſeine Stimme hörte.

Aber wie ſollte ſie ſich den namenloſen Schmerz erklären, der ſie oft in einſamen Stunden ergriff, der ſie zu lauten Seufzern, zum Händeringen, zu heißen Thränengüſſen zwang? Sie überredete ſich, es ſey einzig des Bräutigams Schweigen, das ſie ängſtige; es ſey allein die verlorne Kraft ihrer Ju-

gend, die sie beweine. Endlich aber bildete sich der Entschluß in ihr aus, nie den Grafen, noch irgend einen Mann, an ihre zerrüttete Gestalt zu fesseln, allein — arme, arme Malwine! hebt neben diesem Entschlusse nicht die Hoffnung ihre Stirn empor, und flüstert dir zu: „Er hat Dich vergessen, so bist Du frei!“ —

In solche Gedanken vertieft, saß sie einst an Archibald's Seite, der vielleicht sich schon kühneren Hoffnungen zu überlassen wagte, als sie plötzlich die Stimme Arthur's vor der Thür vernahm und, eh' sie sich besinnen konnte, ihn zu ihren Füßen liegen sah. Betäubt von der unerwarteten Erscheinung, gab ihr kaum des Freundes Erbleichen Kraft, sich seinen stürmischen Liebkosungen zu entziehen. Sie erfuhr, daß er, auf einer Reise begriffen, ihren Brief erst vor einigen Tagen erhalten; daß er nach Sastawna geeilt, die Abscheuliche zu züchtigen, und hörte ihn schwören, daß der Arm der Rache auch die Flüchtige erreichen solle. Seine ganze Familie, versicherte er ihr, sey empört über die Unthat, und seine Mutter williger als je, sie als Tochter aufzunehmen. Er flehte sie an, ihn nicht das Unglück entgelten zu lassen, in welches seine unse-

lige Liebe sie verwickelt, sprach ihr von seiner Sehnsucht, seinem Entzücken sie wieder zu sehn, und als Malwina Archibald nannte, als denjenigen, der sie einem sichern Tode entrissen, warf er sich ungestüm an seine Brust, und dankte ihm in den feurigsten Worten. Der Freund drückte ihn sanft an sich, sagte mit einer Stimme, die ein bewegtes Herz verrieth: „Sie ist die Ihrige, machen Sie sie glücklich!“ und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Mit Arthurn allein, fand Malwine endlich den Muth, ihm ihren Vorsatz zu eröffnen. Sie sagte ihm, sie halte es weder für recht gethan, seine jugendliche Kraft an ihre verwelkte Gestalt zu ketten, noch für klug, sich in neue Gefahren zu begeben. Sie erkenne diesen abermaligen Fingerzeig der Vorsehung, die nicht müde werde, sie vor einer Verbindung zu warnen, die sie beide unglücklich machen werde, und nannte es Vermessenheit, ihrem so deutlich offenbarten Willen trotzen zu wollen. Arthur, der sie schwer beleidigt wußte, der sie, ihn liebend wähnte, beschwor sie, nicht dem Schicksal aufzubürden, was Thorheit und Laster der Menschen verbrochen; er hielt für Zorn, was sie Billigkeit

nannte, er betheuerte ihr, daß seine Liebe, daß die Freundlichkeit seines ganzen Hauses ihr die Mißhandlung jener Schändlichen vergüten solle, er mahnte sie an ihr gegebnes Wort, und die Unglückselige, die meinte, dieselbe Liebe spreche aus ihm, die er ihr so oft gezeigt, die sich durch tausend Bande an ihn gefesselt sah, die sich scheute, den Unschuldigen um des Verbrechens Jener willen zu strafen, gab ihm von Neuem ihr Wort, gab es ihm mit tief verwundetem Herzen. Ach! und hätte sie gewußt, daß sein Ungestüm nicht mehr ein Kind seiner Liebe, daß er die Frucht seiner Großmuth war, seines Mitleids, daß die Sicherheit ihres Besitzes, das drückende Gefühl ihrer Superiorität nach und nach die rasch auflodernde Flamme seiner Leidenschaft erstickt; daß eine andere blühende Schöne, ein Mädchen, welches die Natur selbst für ihn geschaffen zu haben schien, ihn an sich gezogen; daß er, sie auf dem Gute ihrer Eltern besuchend, bereit war, sich dem mächtigen Zuge seines Herzens zu überlassen, als der ihm nachgesendete Brief, der ihm die Schandthat entdeckte, sein Gewissen aus dem Schlummer weckte! Ach, hätte sie gewußt, wie ihre bleichen Wangen, ihre verblühte Gestalt, ihre aus dunkeln Schatten leuchtenden Augen ihn er-

ſchreckten, und wie ſeine Großmuth ihn antrieb, immer dringender zu werden, je klarer er es ſich bewußt ward, er liebe ſie nicht mehr!

Ach, hätte die Unglückliche es gewußt, aber ſie ahndete nichts, und ſo betrogen Beide einander aus einem ſtrengen Tugendgefühl. So überſprangen ſie die Kluft, die Natur, Schickſal, Meinung, Geſinnung, ja ſelbſt Empfindungen zwiſchen ihnen gegraben.

Malwine riß ſich mit blutendem Herzen los von Warſchau und ſagte Archibald das letzte Lebewohl. Sie ward Arthurs Gattin; er führte ſie zu ſeiner Mutter, in den Kreis ſeiner Verwandten. Man empfing ſie mit höflichem Mitleid. Hämiſche Eingebungen ſagten ihr bald, was ihr den Gemahl zugeführt; nicht ſein Betragen. Er war freundlich und zärtlich gegen ſie; als ſie aber, beleidigt, ſich aus der vornehmen Welt, in die er ſie geführt, zurückzog, dem Hochmuth der Geburt den Stolz des Geiſtes entgegen ſetzte, einen Kreis von Gelehrten um ſich verſammelte, und darin einen ſchwachen Erſatz für das Glück des betrognen Herzens ſuchte, fing der Graf bald an in ihrer Nähe ſich unwohl zu

fühlen: er spielte, wettete, jagte. So entfremdeten die Herzen einander immer mehr, Malwinens Gesundheit war zerrüttet, sie kränkelte fort und fort. Die Mutterfreuden blieben ihr versagt. Mit Schmerz sah der Graf sein altes Geschlecht verlöschen und als er nach mehreren Jahren seine Geliebte, als eine blühende Hausmutter, im Kreise liebenswürdiger Kinder wiederfand, klagte er laut das Schicksal an. Der Ungerechte! den kein Schicksal irre geleitet! der sich selbst eigenmächtig seine Bahn gebrochen, und ein andres theures Wesen mit in den Untergang gezogen!

Malwine klagte nicht. Sie rühmte ihren Gatten, sie pries die Behaglichkeit ihrer Lage, ihre Unabhängigkeit, ihre Mittel, sich das Leben zu verschönen; aber in schlaflosen Nächten stieg das Bild des fernen Freundes vor ihr auf. Sie empfand es tief und innig, das Er der Mann sey, der einst ihre Jugendträume verherrlicht, daß aus dem Einklang ihrer Gefühle, aus seinem sanften, männlichen Sinne, aus seiner überlegenen Geisteskraft, ihr ein eheliches Glück erblüht seyn würde, wie sie es sich in frühern Jahren ersehnt, empfand es schmerzlich, daß Mitleid und geschmeichelte Eitelkeit

nicht die wahre Liebe, daß nur Achtung und Bewund'rung sie erzeugen. Dann barg sie sich weinend in ihr Kissen, und wie eine Last legte sich das Bewußtseyn auf ihre Brust, daß sie die Stelle nicht gefunden, auf die die Vorsehung sie gewiesen, daß sie ihre Bestimmung verfehlt.

Gedruckt
in der Ruffschen Buchdruckerei.

Marie Barcoczy.

Historischer Roman

von

Talvi (Mrs. Robinson),

Verfasserin von „Kurmark und Kaukasus oder das Geheimniß".

Aus dem Englischen

von

E. M. Drugulin.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 613. Band.

VIII. Serie. 13.

Marie Barcoczy. Von Talvi (Mrs. Robinſon).

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Marie Barcoczy.

Hiſtoriſcher Roman

von

Calvi (Mrs. Robinſon),

Verfaſſerin von „Kurmark und Kaukaſus oder das Geheimniß".

Aus dem Engliſchen

von

E. M. Drugulin.

K 1915. 1844

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK KÖNIGSBERG

Marie Barcoczy.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Die blutigen Auftritte, welche in der jüngſten Zeit die theilnehmende Aufmerkſamkeit ganz Europas auf das Königreich Ungarn gelenkt haben, bilden keineswegs einen iſolirten Zug in der Geſchichte des Landes, oder unabhängige Reſultate gewiſſer despotiſcher Thaten. Sie bildeten nur den letzten Akt des großen Trauerſpiels, welches in den letzten drei Jahrhunderten auf dieſem unglücklichen Boden aufgeführt worden iſt. Allerdings war Ungarn ſelbſt vor der Schlacht von Mohacz, nach welcher ein öſterreichiſcher Fürſt in ſeiner Eigenſchaft als Schwager des unglücklichen Ludwigs des Zweiten, den erſten Anſpruch auf die apoſtoliſche Krone erhob, unabläſſig der Schauplatz blutiger Kriege und nur zu oft häuslicher Zwiſtigkeiten.

Im Mittelalter hatte es jedoch dieſes Schickſal nur mit allen übrigen Ländern Europas getheilt und ſeit der Niederlaſſung der Ungläubigen in ſeiner unmittelbaren Nachbarſchaft und der Begründung eines osmaniſchen Reiches an ſeinen Grenzen, hatte es die ruhmvolle Rolle des Vorkämpfers der ganzen Chriſtenheit geſpielt und mit Strömen ſeines koſtbarſten Blutes die Schranken der Civiliſation gegen den gemeinſchaftlichen Feind vertheidigt. Erſt mit der Regierung des Hauſes Oeſterreich begann ein regelmäßiges Syſtem der Unterdrückung, ein Untergraben der nationalen Einrichtungen, die, ſo fehlerhaft ſie auch geweſen ſein mögen, doch in dem Volke zu Fleiſch und Blut geworden waren.

Wenn das Verfahren Anfangs, und ſpäter, während gewiſſer Perioden, nur langſam und weniger kränkend war, ſo kam es nur daher, daß andere Intereſſen Mäßigung geboten, oder daß die Gefahr, das Ganze zu verlieren, eine zarte Behandlung der einzelnen Theile unbedingt nöthig machte.

Der verderbliche Einfluß auf alle verſchiedenen Verhältniſſe des bürgerlichen Verkehrs und häuslichen Lebens, welcher durch die ſteten Kriege mit den Türken, durch die Zwiſtigkeiten zwiſchen den beiden großen Religionsparteien und die drückenden Maßregeln der Regie-

rung ausgeübt wurde, welche, im direkten Widerſpruch mit der feierlichen Wahlkapitulation, Soldtruppen, die aus dem Abſchaum aller Nationen beſtanden, über das ganze Reich und am zahlreichſten in denjenigen Theilen, wo kein äußerer Feind Gefahr drohte, vertheilt wurden, hatte ſeinen Höhepunkt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts erreicht. Die ſpärliche Saat der Civiliſation, welche der große Matthias Corvinus und einige von ſeinen Vorgängern ausgeſtreut hatte, verſprach eine reiche Ernte. Die ungariſche Literatur, beſonders die Poeſie, blühte während des ſechzehnten Jahrhunderts und gewährte auch in der erſten Hälfte des folgenden einen achtungswerthen, ſtrengen, nationalen Anblick, bis mit dem Siege der katholiſchen Religion die Volksſprache von dem durch die katholiſche Geiſtlichkeit begünſtigten Lateiniſchen verdrängt wurde.

Dieſelbe Sündfluth von Geſchmackloſigkeit, Verderbniß und Seichtheit, welche zu jener Zeit Deutſchland überſtrömte, ertränkte auch die Sprache Ungarns, ſeine Literatur und nationale Civiliſation, und obgleich der verderbliche und demoraliſirende Einfluß aus verſchiedenen Quellen entſprang — in Deutſchland aus dem gebildeteren, aber innerlich verfaulten Zuſtande Frankreichs und dem Benehmen ſeiner Herrſcher, in Ungarn aus einem eindringenden Barbarenthum und der Gewohnheit, in einem geſetzloſen und willkürlichen Zuſtande

der Dinge zu leben — so war doch das herabwürdigende, entnervende Resultat bei Beiden so ziemlich das gleiche.

In diese Periode allgemeiner Auflösung fällt die häusliche Scene, welche wir dem Leser in der folgenden Geschichte erzählen wollen, weil sie in gewissem Maaße das Land charakterisirt und das volle Gepräge ihrer Zeit besitzt.

Im Jahre 1678 feierte, während das ganze Reich noch immer von innern Kriegen zerfleischt wurde, ein reicher Preßburger Edelmann, Namens Andreas Opray, der bereits sein fünfundsechzigstes Jahr erreicht hatte, seine Verbindung mit einem schönen, siebenzehnjährigen Mädchen. Das junge Opfer war ihm durch die Armuth und den Geiz seiner Eltern ausgeliefert worden. Am Hochzeitstage entfloh, während der alte Bräutigam mit seinen Genossen zechte, das arme, blasse, junge Geschöpf mit schwerem Herzen auf einen unbewachten Augenblick aus dem Kreise schwatzhafter Gevatterinnen und erröthender, kichernder Brautjungfern. Es sehnte sich nach einem einzigen Augenblicke der Einsamkeit und trat an das Fenster um sich und sein Elend hinter den schweren Damastvorhängen zu verbergen. Dort stand es in stummer, verzweifelnder Resignation und seine thränenvollen Augen blickten auf die geschäftige Straße

hinaus, wo Alle, die ſich darauf hin und her bewegten, glücklicher waren, als ſie.

In dieſem Augenblicke ritt der junge Ferdinand Szentirany in der prächtigen Uniform ſeines Regiments vorüber und warf einen ſo zärtlichen und traurigen Blick zu ihr hinauf, daß nur ein tief gekränktes Herz ſich mit der bittern, kalten Verachtung abwenden konnte, womit jetzt die Braut dies that, jedoch nicht ehe ihre Augen durch die ſie erfüllenden Thränen einen Strahl des Zornes auf den ſchönen Reiter herabgeworfen hatten.

Bis zum Abend vorher hatte die arme Marie gehofft, daß er ſie retten würde, er, der ſo oft mit tauſend Betheuerungen geſchworen hatte, daß er ſie nie verlaſſen werde.

Jetzt war Alles vorüber, — jetzt wußte ſie es: er hatte ſie nie geliebt; er war ein kleinherziger, egoiſtiſcher Mann, er hatte ſich mit einer Liebelei die Zeit vertreiben wollen, wagte es aber nicht, einen muthigen Schritt zu thun, um in ihren Beſitz zu gelangen. Sie glaubte, ihn innerlich zu verachten und es gewährte ihr eine Art von Genugthuung, es ihm wenigſtens durch einen Blick gezeigt zu haben.

Eine Woche nach der Hochzeit, als endlich das

Ende der odiösen Ceremonien und lärmenden Festlichkeiten, welche zu jener Zeit mit der Heirath eines ungarischen Edelmannes verbunden waren, der armen Marie einige Ruhe gewährte, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, wo ein helles Feuer im Kamin brannte, verschloß die Thür und öffnete mit entschlossener Hand einen Kasten der einfachen, kleinen Commode, welche, im eigenthümlichen Contrast mit dem Glanze des Gemaches, in einer Ecke stand. Es war das einzige Stück Hausrath, welches sie in das Haus ihres Gatten mitgebracht hatte. Sie nahm ein kleines Packet und riß hastig das rosa Atlasband, womit es zusammengeknüpft war, auseinander. Eine Anzahl von elegant gemalten, goldgeränderten Papieren fiel in ihren Schooß. Es waren die Liebesbriefe — meist in italienischer Sprache und in Form von Sonnetten — welche sie von dem Verräther erhalten hatte. Dann öffnete sie ein zweites kleines Packet in parfümirtem Papier, dessen Duft sich durch das Zimmer verbreitete. Es war der Rosenkranz, wodurch er zuerst seine Leidenschaft erklärte, nachdem bereits seine Augen eine kühnere und beredtere Sprache gesprochen hatten. Es war kein gewöhnlicher Rosenkranz — eine geschickte Hand hatte auf seine Perlen mit zartgeschnitzten Buchstaben die Worte der leidenschaftlichsten Liebeserklärung vertheilt.

Als sie eines Tages bei der Messe, während der

ſchöne Jüngling, wie gewöhnlich, neben ihr kniete, von ſeinem Blick in Verwirrung geſetzt, ihren Roſenkranz hatte fallen laſſen, ſchien er ihn geſchickt und höflich aufzuheben, aber ſie bemerkte augenblicklich, daß derjenige, welchen er ihr gab, nicht der ihrige war, und ſah mit einem Seitenblicke, daß er den aufgehobenen an ſeine Lippen drückte. Zu Hauſe in ihrem einſamen Kämmerlein, verſuchte ſie anfangs vergebens die Verſe zu entziffern; die Sprache war ihr unbekannt, aber ihr Herz und die lateiniſche Sprache, die ſie ihren Vater in der Unterhaltung mit ſeinen Freunden hatte brauchen hören, lehrte ihr die Bedeutung bald.

Allmälig machte ſie die Liebe mit einer Sprache vertraut, welche zu jener Zeit und beſonders in jenem Theile des Landes faſt die einzige war, deren man ſich in den vornehmen Unterhaltungen und der Poeſie bediente. Sie war bald weit genug darin vorgeſchritten, um alle zärtlichen Briefchen Ferdinands, mochten ſie nun in Proſa oder in Verſen ſein, zu verſtehen. Ja, ſie wagte es ſogar von Zeit zu Zeit dieſelben ebenfalls auf Italieniſch zu erwiedern, wenn auch nur mit einigen herzlichen Worten.

Alle dieſe Briefe, alle Concepte ihrer Antworten und viele andere kleine Erinnerungszeichen, vernichtete ſie jetzt unter brennenden Thränen und mit Entſchloſ-

ſenheit, und wenn auch ihre Hand ſich zuweilen unwillkürlich mit einem oder dem andern ſüßen Pfande nach ihren Lippen bewegte, ſo wurde ſie doch augenblicklich hinweggeriſſen und das Andenken in das Feuer geworfen.

Während der erſten Monate ihrer Ehe dachte ſie oft an alle die bittern und vorwurfsvollen Worte, welche ſie ihm ſagen wollte, wenn ſie der Zufall je mit ihm zuſammenführen würde; aber ſie ſah ihn nach ihrem Hochzeitstage nicht wieder. Er verließ Preßburg um im Gefolge ſeines Onkels, eines mächtigen Magnaten, eine glänzende Carriere am kaiſerlichen Hofe zu machen. Sie ſelbſt begab ſich bald darauf mit ihrem Gatten auf ſeine Güter an der mähriſchen Grenze. Als die Türken und Graf Tököli's Truppen jenen Theil des Landes überſchwemmten, ſuchte Opray und ſeine junge Frau bald in dem einen, bald in dem andern Schloſſe Zuflucht vor dem Feinde, ohne demſelben jedoch völlig ausweichen zu können. Wo ſie aber auch ſein mochte, verbrachte die junge Marie doch ſtets an der Seite des mürriſchen, kränklichen, alten Mannes traurige Tage. Von der Natur mit ihren beſten Geſchenken begabt, zu großen Anſprüchen an das Leben berechtigt, war ihr Herz doch zu gut und liebevoll, um in der tiefen Einſamkeit, zu welcher ſie die Eiferſucht ihres Gatten verdammte, aus der einen Hoffnung Troſt zu ſchöpfen,

daß ſie dereinſt, vielleicht ſogar bald, in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens gelangen und fähig ſein würde, es gemächlich zu genießen.

An Unterwürfigkeit gewöhnt und von Natur ſanft, lernte ſie ſich allmälig an die mürriſchen Launen ihres Gatten gewöhnen, gewann ihn lieb und beförderte ſeine Behaglichkeit, ſo viel in ihren Kräften ſtand.

Es war überdies eine Zeit, wo ein junges, ſchönes Weib ſich wohl für glücklich halten konnte, wenn es den Schutz eines, wegen ſeines Alters und Ranges geehrten Mannes genoß. Das Land war von heftigen Kriegsſtürmen bewegt, welche alle Schranken niedergeriſſen zu haben ſchienen, die im Laufe der Jahrhunderte von den Geſetzen und Sitten für den Schutz der Schwachen aufgerichtet worden waren. Das Haus Oeſterreich hatte bereits hundertfunfzig Jahre in Ungarn regiert, aber es war ihm noch nicht gelungen, die Herzen der Landbewohner zu gewinnen. Die Nation, d. h. der Adel und die Geiſtlichkeit, fuhren fort, ſich für verbunden zu halten, mit der Regierung in Widerſpruch zu ſtehen, und ſelbſt als gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die ſich immer ſchneller ausbreitende neue Religionsſekte, die Kirche und das Erzhaus zu einer Art Bündniß brachte, ſtellte das Letz-

kere nie seine Bemühungen ein, die Geistlichkeit, als zu hoch begünstigt, zu beschränken und die Letztere suchte ihre altherkömmlichen Rechte stets mit Eifer zu bewahren.

So kam es auch, daß die Regierung nur dann, wenn es darauf ankam, sich gegen die allgemeine Noth zu verwahren, welche die Ungläubigen wieder und immer wieder über das Land brachten, den Adel bereitwillig und vom gleichen Geiste beseelt fand.

Aber alle Versuche gegen die Constitution wurden mit offenem Trotz oder verborgenem Widerstande aufgenommen. Es war bereits ein Lieblingswunsch Ferdinands des Ersten gewesen, den freien Wahlstaat mit seinem Reiche zu verschmelzen. Er erklärte ihn sogar ohne Weiteres offen zu einem erblichen Königreiche, aber sein Krieg mit den Zapolya's und den Türken beschäftigte seine Kräfte zu sehr und machte ihm die Anhänglichkeit seines Volkes zu kostbar, um ihn andere, als unwichtige Schritte zu diesem Ziele thun zu lassen. Er war daher damit zufrieden, seinen Sohn Maximilian noch bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen. Der Letztere brachte auf gleiche Weise die Wahl seines Sohnes Rudolph zuwege, unter dessen langer Regierung das Reich zu gleicher Zeit der Schauplatz des entsetzlichsten Doppelkrieges zwischen

Türken und Ungarn, kaiſerlichen Söldlingen und Proteſtanten, und des geheimeren Kampfes zwiſchen Fürſt und Volk, um die Rechte des Letztern war.

Noch verborgener ſuchte der Kaiſer Matthias die Wahlfreiheit im Reiche zu untergraben. Es ſieht beinahe wie eine leere Anſchuldigung aus, wenn Manche behaupten, daß er, der äußerlich jeden Punkt der Conſtitution dadurch, daß er zuerſt ſchlau die Saat des Zwiſtes in Siebenbürgen ausſäete, und dann die Rolle des Vermittlers ſpielte, drohte, feſten Fuß zu faſſen ſuchte, damit er durch den Beſitz Oeſterreichs und Siebenbürgens Ungarn völlig in ſeine Gewalt bekommen könne.

Den beiden Ferdinanden ließ der dreißigjährige Krieg in Deutſchland und derjenige, welcher ſich durch die Fürſten Bethlen und Ragoczy über ganz Ungarn ausbreitete, keine Zeit, ernſtliche Schritte zur Verwirklichung der Lieblingsidee des Erzhauſes — erblich in Ungarn zu regieren — thun. Die Mißhelligkeiten dieſer beiden Kaiſer mit dem Volke bezogen ſich faſt ausſchließlich auf die proteſtantiſche Religion, deren Beſchützer die Siebenbürgiſchen Fürſten waren.

Auch Ferdinand dem Dritten gelang es, ſeine beiden Söhne, Ferdinand den Vierten und Leopold, nach-

einander zu apoſtoliſchen Königen krönen zu laſſen. Die heftigſten Angriffe auf die ungariſche Conſtitution fielen unter der langen Regierung Leopolds vor.

Dies iſt auch der Fall mit der einfachen, traurigen Geſchichte, die wir dem freundlichen Leſer mittheilen wollen. Es iſt eine abgeriſſene Scene, die vielleicht nur inſofern einiges Intereſſe bietet, als ſie ſich auf das große Trauerſpiel bezieht, in welchem die ungariſche Freiheit ſo blutig unterging.

Der Kaiſer hatte unter verſchiedenen Vorwänden deutſche Truppen in das Land geſendet und ſo eine von den wichtigſten Bedingungen, unter denen ihm die Stände die Krone überlaſſen hatten, verletzt. Es ſollten ohne ihre Einwilligung keine fremden Soldaten in das Land kommen und dieſe dann dem Paladin untergeordnet ſein. Jetzt befand ſich aber der berühmte Montecuculi an ihrer Spitze und in Kurzem war eine große Anzahl von Feſtungen des Landes mit deutſchen Garniſonen angefüllt. Die Reichstage von Raſchau und Preßburg trugen keine andere Frucht, als einen zunehmenden Haß und beide Theile trennten ſich, ohne zu einer Uebereinkunft über die Hauptpunkte gekommen zu ſein.

Der türkiſche Krieg, welcher jetzt ausbrach, ſchien

auf eine Zeitlang allen inneren Uneinigkeiten ein Ende gemacht zu haben, und als die Kaiserlichen im Jahre 1664 die merkwürdige Schlacht am St. Gotthard gewonnen, in der fast das ganze osmanische Heer vernichtet wurde, hoffte das Volk endlich einen Erbfeind durch einen vortheilhaften Frieden oder einen anhaltenden, fortgesetzten Kampf aus dem Lande treiben zu sehen, von dem er so lange einen der besten Theile eingenommen hatte. Wie sehr wurde es aber von Schrecken und Zorn erfüllt, als sechs Wochen nach der Schlacht von St. Gotthard ein Friede zwischen dem Kaiser und dem Großherrn verkündet wurde, in dem der Erstere nur die Privatinteressen seines Hauses berücksichtigt zu haben schien, indem das Königreich kaum erwähnt wurde und der einige von den wichtigsten Plätzen in den Händen der Türken ließ.

Die Ungarn, welche, der Constitution geradezu entgegen, von diesem Vertrage nicht eher etwas erfahren hatten, als bis er ratificirt war, betrachteten ihn als eine von den größten Beleidigungen, die ihnen noch widerfahren waren. In der That hatte er auch die traurigsten Folgen. Die Paschas von Neuhäusl und Buda forderten im ganzen Lande, bis an die mährische Grenze, den gewöhnlichen Tribut ein. Der österreichische Hof verbot die Bezahlung desselben, ohne jedoch seinen Unterthanen die Mittel zu geben, der Macht zu

widerſtehen, welche ihnen nur die Wahl zwiſchen pünktlichem Gehorſam oder einem grauſamen Tode ließ. Man bat bei Hofe um die Erlaubniß, Abgeordnete nach Konſtantinopel zu ſenden, um durch Friedensunterhandlungen ein anderes Verhältniß herbeizuführen und die Verweigerung der Erlaubniß erbitterte die Ungarn in einem ſolchen Grade, daß ſie ſich für berechtigt hielten, alle Grenzen zu überſchreiten.

Sie glaubten in der Unthätigkeit der Regierung die Abſicht zu erkennen, die Angriffsfähigkeit des Feindes, ſo wie die Kräfte der Unterthanen zum Widerſtand gegen Beleidigungen ſich allmälig aufreiben zu ſehen.

Der Adel hörte nicht auf, Truppen auszuheben, ſetzte ſeine Burgen in Vertheidigungszuſtand und überall wurde eine heftige Aufregung ſichtbar. Allerdings ſchien das Benehmen der Türken hinlänglich zu ſein, um dieſe kriegeriſchen Rüſtungen nöthig zu machen; die Scharmützel zwiſchen ihnen und den Ungarn hörten nicht auf, während die kaiſerlichen Soldaten ſicher und ruhig in ihren Feſtungen ſtanden.

Es iſt in der That faſt eben ſo unglaublich, wie entſetzlich, wenn uns die ungariſchen Geſchichtsſchreiber berichten, daß während dieſes blutigen Friedens, der im Jahre 1683 durch den Ausbruch des wirklichen Krieges

zu Ende kam, allein auf der Grenze zwiſchen Wesprim und Papa ſechzigtauſend Gefallene auf beiden Seiten gezählt wurden. Trotzdem legte der öſterreichiſche Hof dieſe Rüſtungen auf das Schlimmſte aus und erwartete nicht mit Unrecht eine blutige Kundgebung des ſo unklug erregten Haſſes. Als die Stände daher bei dem Reichstage von Preßburg und Neuſohl ſich endlich offen weigerten, die müſſig im Lande ſtehenden kaiſerlichen Truppen länger mit Mundvorräthen zu verſehen und ihnen neue Feſtungswerke zu bauen, erblickte der Hof in d[illegible] Widerſtande Hochverrath und Rebellion.

Zu derſelben Zeit — im Jahre **1670** — wurde eine umfangreiche Verſchwörung entdeckt, deren Mitglieder hauptſächlich unterdrückte und unzufriedene Proteſtanten waren, und die unter der Anführung der erſten Edeln des Reichs ſtanden. Nadasdi, Frangipani, Zrini und Tattenbach wurden in Wien, Neuſtadt und Gráz hingerichtet, ohne daß die Stände durchzuſetzen vermocht hätten, daß ſie, der Conſtitution gemäß, zuerſt vor ihr Tribunal geſtellt wurden. Ihre Güter wurden confiscirt und die Namen mehrerer von ihnen vernichtet. Andere Anführer, wie Ragoczi und Oſtroſicz erhielten Verzeihung und es ſchien nöthiger, als je, alle feſten Plätze des Landes mit deutſchen Beſatzungen zu verſehen.

Einer von den Edelleuten nach dem andern verlor

den Muth zum fernern Widerſtande, nur der alte Graf Stephan Tököli weigerte ſich noch entſchieden, ſein Schloß zu übergeben und erklärte offen, daß er nie daran gedacht habe, der Krone oder Seiner apoſtoliſchen Majeſtät untreu zu werden. Niemand habe das Recht, ihn anzugreifen, und wenn es geſchehen ſollte, ſo werde er mit den gerechteſten Waffen in der Hand fallen. Und er ſtarb auch, während General Heiſter das Fort, welches bald darauf übergeben ward, belagerte. Kurze Zeit vor ſeinem Tode hatte er jedoch die Flucht ſeines Sohnes Emmerich, unter der Kleidung eines Bauern, zuwege gebracht, der, von mehreren Edelleuten begleitet, ſich nach Polen und von dort an den Hof des Fürſten Abaſi begab. Mehrere Andere folgten ihm und die Walachei, Moldau und Siebenbürgen wurden von adeligen ungariſchen Flüchtlingen überſchwemmt.

Es war dieſe Verſchwörung und die damit in Verbindung ſtehenden Schritte, wodurch ſich das Haus Oeſterreich zum erſten Male für berechtigt hielt, ſeine ungariſchen Unterthanen als Rebellen und Ungarn als ein erobertes Land zu behandeln.

Schwere Strafen, und die Drohung noch größerer, ſetzten das Volk in Schrecken und ſchien es auf eine Zeitlang lenkſamer zu machen. Unterdeſſen fuhren jedoch größere Mengen von Unzufriedenen fort, ſich zum

Kampfe zu rüſten und der junge Graf Tökôli ſetzte ſich an ihre Spitze. Er fiel in Ungarn ein und obgleich er beſtändig von den Kaiſerlichen zurückgetrieben und von keiner fremden Macht, außer dem Fürſten von Siebenbürgen, unterſtützt wurde, nahm doch die Zahl ſeiner Anhänger täglich zu.

Umſonſt bot der öſterreichiſche Hof ſeine ganze Macht auf, um dieſen neuen Aufſtand zu unterdrücken; ein entſcheidungsloſer, aber nichtsdeſtoweniger blutiger Krieg ſpann ſich beinahe fünf Jahre hindurch, bis eine bedeutende Anzahl von der polniſchen Krone entlaſſener Truppen, unter der Anführung des Marquis von Bohan, Tökôli's Streitkräfte ſo verſtärkten, daß er in den Stand geſetzt wurde, die Kaiſerlichen völlig aus dem Felde zu ſchlagen. Tiefer und immer tiefer drangen die Rebellen im Lande vor; berührten ſelbſt die Vorſtädte von Wien und verbreiteten dadurch in der Stadt, wie bei Hofe Beſtürzung. Der Letztere ließ daher kein Mittel unverſucht, um die Unzufriedenen untereinander uneinig zu machen und Tökôli perſönlich auf ſeine Seite zu ziehen. Die Liebe, welche der junge Graf für Helene Zrini, der Witwe Franz Ragoczi, fühlte, unterſtützte die Friedensunterhandlungen, denn er konnte ſeine ſchöne Freundin nur mit Zuſtimmung des Hofes zu gewinnen hoffen. Andererſeits ſchien aber auch die Pforte bereit zu ſein, ihn mit mächtiger Hilfe zu unterſtützen

und obgleich ſie anfangs nur unautoriſirte Hilfstruppen gewährt hatte, ſo ſchien ſie ſich jedoch jetzt zu einem offenen Kriege mit Oeſterreich zu rüſten. Der Graf war daher unentſchieden und die Anſichten ſeiner Rathgeber und Freunde waren getheilter, als je.

Zu den wärmſten und thätigſten Anhängern des Grafen gehörten zu jener Zeit zwei Brüder, die Barone Barcoczy, von denen der jüngſte, Emmerich, in unſerer Erzählung eine hervorragende, traurige Rolle ſpielt. Ihre Vorfahren hatten für die neue Lehre gekämpft und ihr Vater, der alte Stephan Barcoczy, unter der Regierung Ferdinands des Dritten für ſeine Anhänglichkeit an dieſelbe, welche ihn zu lautem Murren gegen die bedrückenden Maßregeln der herrſchenden Macht führte, auf dem Schaffot büßen müſſen. Der älteſte Sohn, der denſelben Namen wie ſein Vater trug, war zu jener Zeit bereits ein halberwachſener Jüngling, während der Jüngere noch in der Wiege lag. Sieben Brüder, die zwiſchen ihnen ſtanden, waren einer nach dem andern der Peſt und dem verheerenden Kriege, zu welchem während des Friedens mit dem Kaiſer die Nation von den Türken gezwungen wurde, zum Opfer gefallen.

Als der junge Graf Tököli aus dem belagerten Schloſſe ſeines Vaters floh, war nur noch Stephan

und Emmerich am Leben. Stephan mit racheglühender Bruſt, von dem leidenſchaftlichſten Haſſe gegen das Erzhaus erfüllt; Emmerich, ein funfzehnjähriger Knabe, aber kräftig und kühn. Die Brüder, die von verſchiedenem Temperament und entgegengeſetzten Charakteren waren, ſtimmten nur in ihrer glühenden Liebe zu einander und im beiderſeitigen Haſſe gegen die Regierung überein. Aber ſelbſt dieſer Haß war nicht von gleicher Art. Allerdings war die Abneigung Beider gegen die Feinde des Hauſes, die Mörder ihres Vaters gelenkt, aber während Stephan ſein Augenmerk auf die gekränkten Rechte des Adels, die vielfachen Verletzungen der Grundgeſetze ſeines Vaterlandes, und vor Allem auf die perſönlichen Beleidigungen, die er von dem öſterreichiſchen Hofe empfangen — denn ſchon beim Tode ſeines Vaters war ein Theil ſeiner Güter confiscirt und der Reſt ihm als Mitglied der obenerwähnten Verſchwörung abgenommen worden — gerichtet hatte, war Emmerich andrerſeits als einer von den wärmſten Anhängern der lutheriſchen Religion, deren ſich ſein Vaterland rühmen konnte, beſonders gegen die Unterdrücker dieſer Religion erbittert. Beide beſchloſſen, ohne Zaudern dem Grafen zu folgen und theilten elf Jahre lang getreulich Freud und Leid mit ihm.

Emmerich, der faſt von dem gleichen Alter wie Tökŏli war, hing dem glänzenden, feurigen jungen

Manne mit der ganzen blinden Liebe eines warmen jugendlichen Herzens an und der Graf, der keineswegs für zartere Gefühle unempfänglich war, erwiederte seine Neigung in einem ungewöhnlichen Grade. Emmerich, der bereit war, Tököli als seinen König zu erkennen, wenn statt der Türken, das Volk ihn auf den Thron setzen würde, nahm sich dessen ungeachtet die Freiheit, ihn mit Wärme und Eifer gegen die Verbindung mit den Ungläubigen zu warnen, die der Jüngling noch heftiger haßte, als den Kaiser und Papst, und mit denen er jede Freundschaft für eine Sünde hielt. Aber auch in politischer Hinsicht hielt es der junge Barcoczy für nothwendig, von einem solchen Schritte abzurathen, und verkündete, was später wirklich auch geschah, daß die Herzen des Volkes sich allmälig von der Verbindung des Erbfeindes der Christenheit abwenden würden.

Dreimal schloß Graf Tököli den Waffenstillstand mit dem österreichischen Hofe und, wie wir schon bemerkt haben, machte ihn sein Herz geneigt, die günstigen Friedensbedingungen, welche der Kaiser ihm stellte, anzunehmen. Mochte er aber nun in seinen Unterhandlungen mit der Pforte zu weit gegangen sein, um zurücktreten zu können, oder mochte ihn sein unbegrenzter Ehrgeiz von dieser Verbindung größere Vortheile versprechen, als alle diejenigen, welche der österreichische Hof bieten konnte: genug, er fand Mittel, während des

dritten Waffenstillstandes im Jahre 1682, die Hand der Fürstin Nagoczi zu erhalten, ohne vorher dem Hofe eine Versicherung über seine Absichten gegeben zu haben.

Kurz darauf brach der Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte aus und Tökôli, der bereits seine Operationen gegen den Ersteren von Neuem begonnen hatte, trat jetzt als erklärter Verbündeter der Ungläubigen auf. Er nahm mehrere von den wichtigsten Plätzen ein und war glücklicher, als je.

Das ungarische Volk hatte aber an diesen Eroberungen keinen Theil mehr. Der bessere Theil verließ den Grafen und Viele gingen zum Kaiser über. Auch Emmerich Barcoczy riß sich mit schwerem Herzen, aber nicht ohne eine offene Erklärung, von seinem geliebten Freunde los, und Tökôli sah ihn, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, ihn durch Vorstellungen und Ueberredungen von seiner Absicht abwendig zu machen, ohne Zorn, aber nicht ohne Schmerz von sich abfallen. Der junge Mann, der seinerseits ebenfalls tief bewegt war, versprach aus eignem Antriebe, niemals gegen den Grafen zu fechten und ihm stets persönlich zu Diensten zu stehen, wenn er es verlangen sollte.

Tökôli wurde von seinem dunklen Schicksale fortgerissen, welches ihn allmälig seiner Freunde, seines Va-

terlandes und der Achtung der Welt beraubte und ihn endlich, fern von seiner Heimath, in dunkler Vergessenheit unter Barbaren sterben ließ.

Wir wollen nur erwähnen, wie die türkische Armee jetzt Ungarn überschwemmte, die Kaiserstadt belagerte und alle christlichen Mächte in Bewegung setzte. Die Heere der Flüchtenden und Verfolger strömten von Neuem über das unglückliche Land. Im Innern herrschte unterdessen, da der Kaiser von der Nothwendigkeit zur Anwendung milder und gemäßigter Maßregeln gezwungen, auf dem Reichstage von Oedenburg feierlich die alte Constitution erneuert hatte, weit größere Eintracht, als vor Kurzem, und die Mehrzahl des Volkes erwies sich im Laufe dieses Krieges dem kaiserlichen Hause ergeben und half die Ungläubigen in ihre Grenzen zurücktreiben.

Zweites Kapitel.

Ein Rückblick.

Wir haben jetzt unſere Leſer auf einen Punkt gebracht, wo unſere, dem Anſcheine nach abgebrochene Geſchichte von Neuem beginnt.

Bisher war Mariens Schickſal zu eng mit den allgemeinen Ereigniſſen verflochten geweſen, um getrennt erzählt werden zu können; aber zu der Periode, bei welcher wir jetzt angekommen ſind, etwa ſechs Jahre nach ihrer erſten Heirath, finden wir ſie von Neuem als Gattin in einem alten Schloſſe der Grafſchaft Unghwar, dicht an der polniſchen Grenze, in einer von den unzugänglichſten und dichtbewaldetſten Gegenden des Karpathengebirges.

Der Herr des Schloſſes — welches den ſlavoni-

schen Namen Samosko trug — war derselbe Emmerich Barcoczy, von welchem wir oben gesprochen haben. Dieses alte, verfallene Gebäude, welches wegen seiner Abgelegenheit und Bedeutungslosigkeit der Regierung entgangen war, bildete Alles, was die beiden Barone von ihren Gütern noch besaßen. Bei der Theilung der väterlichen Erbschaft war es aber auf den Antheil des jüngern Bruders gefallen.

Dieses geringe Besitzthum war Emmerich theuer, denn hier hatte er die Tage seiner Kindheit verlebt und auf dem benachbarten Kirchhof befand sich das Grab seiner Mutter. Hierhin hatte er, seit seiner Trennung vom Grafen Tököli, sich zurückgezogen und obgleich der Letztere mit Gewalt und List andere Edelleute, die ihn gern verlassen hätten, zurückhielt, so hatten doch seine Anhänger den Befehl, Barcoczy unbelästigt in seinem Schlosse leben und in den benachbarten Wäldern jagen zu lassen. Die Kaiserlichen schienen bei ihren Zügen durch die Comitate von Unghwar und Saros keine Ahnung von der Existenz von Samosko zu haben; Emmerichs alten Kameraden gelang es aber bald, Emmerich hier ausfindig zu machen. Tököli's Truppen hielten das Schloß Unghwar, in welches sich Graf Hammonay, ein Abtrünniger von der Partei, zurückgezogen hatte, belagert. Ferner waren sie mit den Kaiserlichen abwechselnd im Besitz von Eperies, Kaschau und anderen

Plätzen und die Offiziere der Besatzungen derselben strömten täglich nach dem benachbarten Samosko, wo sie ein gastlicher Tisch erwartete. Andere Unzufriedene schlossen sich ihnen an. Es wurden Reden gehalten, es fanden Gelage statt und bei Tag und Nacht wurde ein wildes, rohes Leben geführt.

Aber dies dauerte nur kurze Zeit, denn seit Emmerich sein Haus mit einer schönen, reichen und gebildeten Gattin geziert hatte, verlebte er seine Tage in Frieden und Ruhe, brachte sie meist zu Hause zu, außer wenn er sich von Zeit zu Zeit mit der Jagd unterhielt, und schien alle Abenteuer seiner Jugend vergessen zu haben. Seine Freunde verließen ihn Einer nach dem Andern, verwünschten sein entnervendes Leben und hörten auf, Samosko zum Schauplatz ihrer Gelage zu machen.

Die kühne That einer Entführung hatte Marien in Emmerichs Besitz gebracht und er schien sie durch eine glühende, zärtliche Liebe versöhnt und ihr Herz gewonnen zu haben.

Die Rohheit der wilden Gesellen, die sich Freunde ihres Gatten nannten und sich wegen des thätigen Beistandes, welchen sie ihm geleistet hatten und der glänzenden Partie, die er gemacht, zu neuen Hoffnungen

berechtigt hielten, trieb die zartfühlende Marie während aller ihrer Besuche auf ihr Zimmer. So war es Barcoczy am Ende nicht unlieb, daß sie fern blieb. Er hoffte überdies, sich mit dem Kaiser bald auszusöhnen; der Monarch hatte eine allgemeine Amnestie erlassen und den Unzufriedenen die Wiedereinsetzung in ihre Ehren und Würden und selbst, so weit es möglich war, eine Zurückgabe ihrer Güter versprochen. Zu diesem Zwecken wurden Alle, die sich von Tököli und den Türken loszusagen wünschten, nach Preßburg berufen, wo sie Commissare erwarteten, denen sie ihre Beschwerden mittheilen sollten, um gehörige Genugthuung zu erhalten.

Emmerich wußte zu gut, wie verhaßt sein Haus dem österreichischen Hofe war, um persönlich nach Preßburg zu gehen; aber er beauftragte einen klugen Freund, der bei Hofe in Gunst stand, und den persönliche Angelegenheiten dorthin führten, auch mit den seinen und sah mit leichtem, hoffnungsvollen Herzen einer schnellen Entscheidung entgegen.

So lebten Barcoczy und seine Frau mehrere Monate in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Der Einzige, der von Zeit zu Zeit einen Besuch in Samoska machte und sich oft nicht ganz vergebens bemühte, in Emmerich seine alte, wilde Aben-

teuerliebe zu erwecken; war ſein älterer Bruder Stephan. Auch er hatte Tökôli verlaſſen, aber nicht wegen des Bündniſſes mit den Türken, welches im Gegentheil ſeinen Wünſchen völlig entſprechend war. Er hielt ſich für gekränkt, weil der Graf ihm Andere vorgezogen hatte, brach erzürnt mit ihm und ließ kein Mittel unverſucht, um für den jungen Veczellini, Tökôli's frühern Gegner, eine Partei zu bilden. Der Letztere ſuchte ihn hierauf wieder durch ſchmeichelhafte Verſprechungen anzulocken, denn er wußte recht gut, welche Vortheile er von dem Beiſtande des düſtern, entſchiedenen Mannes ziehen konnte, den ein glühendes Herz und ein eiſerner Wille zum Verbrechen eben ſo fähig machte, wie zu edeln Thaten.

Stephan konnte allerdings nicht geradezu in ſeinen Dienſt zurückkehren, aber er gab Veczellini auf und ſchweifte raſtlos und heimathlos im Lande umher und betrieb bald mitten unter den Kaiſerlichen, bald unter Freunden unermüdlich das gefährliche Geſchäft des Recrutirens. Wo er aber auch ſein mochte, ſo wurde doch überall ein wachſames Auge auf ihn gehalten, und ſelbſt wenn er ſich ruhig und friedlich verhielt, konnte er doch nicht der Anſchuldigung entgehen, daß er durch ſeine Reden die Saat zu neuen Unruhen ausſtreue.

Eines ſchneidend-kalten Wintertages, als Emmer-

rich mit seinem Diener am Morgen auf die Jagd gegangen und gegen Abend noch nicht zurückgekehrt war, saß seine Gattin, die liebliche Marie, in Thränen zerflossen, daheim und dachte über ihr trauriges Schicksal nach. Von Zeit zu Zeit trat sie an das Fenster, um zu sehen, ob die Rückkehr ihres Gatten nicht den Kummer und die Langeweile ihrer Einsamkeit zerstreuen wollten. Der Sturm heulte vor dem Hause und trug die Schneeflocken auf seinen wilden Flügeln hin und her, so daß ihr Auge nicht einmal das Hofthor, durch welches er sich ihr nähern sollte, erreichen konnte. Dann kehrte sie mit zunehmender Verstimmtheit nach ihrem Stuhle zurück und gab sich von Neuem bitteren Reflexionen hin.

Die Eleganz ihrer französischen, modisch zugeschnittenen Kleider, bot einen sonderbaren Contrast mit den alten Möbeln, die sie umgaben und die nur das Nothwendigste umfaßten. Die rohen Gestalten der slavonischen Mägde, die vielleicht von Zeit zu Zeit in das Zimmer traten, um das Feuer zu schüren oder irgend ein anderes Geschäft zu verrichten, einen noch größern mit der zarten Gestalt und den graziösen Bewegungen ihrer jungen Herrin. Die Letztere ließ ihren Kopf auf den Armen ruhen, schloß ihre thränenschweren Augen und schien auf einige Augenblicke die Gegenwart völlig vergessen zu wollen.

Sie dachte mit kindlicher Liebe an ihre Eltern, die bereits ſeit einigen Jahren in ihrem Grabe lagen. Sie hatten ſie allerdings ſtreng, aber mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Jetzt miſchte ſich kein bitteres Gefühl mit ihren Erinnerungen an dieſelben, ſelbſt wenn ſie daran dachte, daß ihr grauſamer Befehl ſie gezwungen hatte, ihre Hand einem Manne zu reichen, der beinahe um funfzig Jahre älter als ſie, kränklich und mißlaunig war; denn er, den ſie allein glühend geliebt, hatte hinlängliche Beweiſe gegeben, daß er ihrer nicht würdig war.

Sie hatte nie wieder von ihm gehört. Nur zufällig hatte ſie erfahren, daß er ſich noch in Wien befinde und am kaiſerlichen Hofe in hoher Gunſt war.

„Ich habe ihn aus meinem Herzen geriſſen," ſagte ſie und drückte ihre Hand feſt auf das voll Entrüſtung pochende Herz. Dann dachte ſie auch an den alten Opray. Sie hatte in ſtiller, freudloſer Abgeſchiedenheit mehr als fünf Jahre mit ihm gelebt; auf ſeinen Gütern ſowohl, wie in der Stadt, war ſie ſtets allen Beſuchen abgeſchloſſen geweſen und er hatte ihr kaum erlaubt, das Haus zu verlaſſen, außer wenn ſie in die Kirche ging, und ſelbſt dieſe Freiheit wurde ihr nicht aus Frömmigkeit oder aus gutem Willen gewährt — denn der Alte war, wenn auch ein Katholik, doch mehr

einer freidenkenden Philoſophie zugethan — ſondern weil es die Sitten der Zeit erforderten, und er ſo eine Demonſtration ſeiner Anhänglichkeit an die öſterreichiſche Regierung zu geben glaubte, von der er perſönlichen Vortheil bezog.

Dieſe Kirchenbeſuche waren jedoch für Marien von wichtigen Folgen.

Leutſchau war eine von den Städten, in denen ihr Gatte Zuflucht vor dem Feinde ſuchte. Er war aber kaum mit ſeiner Frau dort angekommen, als Tökóli's Truppen die Stadt belagerten und einnahmen. Bei einem dieſer Kirchenbeſuche ſah Emmerich Barcoczy Marien zum erſten Male, um ſie nie wieder zu vergeſſen.

Unſere Heldin blickte jetzt nicht ohne ein Gefühl von Stolz und Freude auf jenen Moment zurück. Eine Menge von jungen Offizieren — Ungarn, Polen und Franzoſen — umſtanden die Kirchthür, um mit dem ganzen Triumphe von Eroberern auf die ſchöne Frau zu blicken, welche Frömmigkeit, Gewohnheit, oder der Wunſch zu ſehen und geſehen zu werden, ſelbſt in jener gefahrvollen Zeit in das Haus Gottes führte. Marie ſchritt ſchaamhaft und mit zu Boden geſenkten Augen herbei — eine Magd folgte ihr. Worte der Bewun-

derung erschallten beim Herannahen der glänzenden Schönheit, sie fühlte, wie sich die Menge dichter um sie drängte. Mit einem Blicke flehender Bitte erhob sie ihre Augen und sie fielen auf einen jungen, kräftigen Mann, der mit einem bewegten, unbeschreiblichen Ausdrucke auf sie schaute. Es lag etwas nicht zu Verkennendes darin. Sie schlug bestürzt ihre Augen nieder und ein brennender Purpur bedeckte ihre zarten Wangen. Sie eilte verlegen vorwärts. Plötzlich machte ein kräftiger Arm vor ihr Platz. Der junge Offizier war an ihrer Seite; sein Auge heftete sich mit einem glühenden Blicke auf sie. Ein breiter Gang öffnete sich vor ihr. An der Kirchthür blieb er stehen, öffnete sie und verbeugte sich ehrerbietig und mit tiefem Erröthen. Nicht ohne Verwirrung, aber mit dem reizendsten Dankeslächeln, schritt sie an ihm vorüber.

Der tiefe Eindruck, welchen sie auf ihn gemacht hatte, konnte ihr nicht entgangen sein und wir wollen nicht behaupten, daß diese schmeichelhafte Idee ihre Andacht an jenem Tage nicht ein wenig gestört habe.

So lange sie mit ihrem Gatten in Leutschau blieb, fand sie den jungen Ungar regelmäßig an der Kirchthür. Seine Fürsorge und die Achtung, in welcher er stand, beschützte sie vor jeder Art von Zudringlichkeit.

Seine Augen hingen mit Liebe und Bewunderung an ihr, aber er verſuchte nie, in ihre Nähe zu kommen oder ſie anzureden. Sie war ihm dafür dankbar, daß er ihre Bekanntſchaft nicht in ihrem Hauſe ſuchte, was für ihn, dem Sieger, ein Leichtes geweſen ſein würde und für welchen Schritt die Eiferſucht ihres Gatten ſie würde theuer haben zahlen laſſen.

Nur zufällig erfuhr ſie ſeinen Namen. Seine Kleidung hatte ſie in ihm einen Adjutanten Tököli's erkennen laſſen. Sie kehrte mit dem alten Opray nach dem Trenczíner Comitat zurück und dachte bald nur noch ſelten und endlich nie mehr an ihren Anbeter von Leutſchau.

Jahre vergingen und ihr Gatte ſtarb. Marie war ungewiß, was ſie jetzt thun ſollte, und nachdem ſie ſo lange gewohnt geweſen war, von dem Willen und ſelbſt den Launen Anderer abzuhängen, kam ihr die Freiheit anfangs beinahe drückend vor. Wie früher im Lande von Schloß zu Schloß und von Stadt zu Stadt umher zu wandern, um dem Feinde zu entgehen, würde für die junge Witwe ſchwerlich paſſend, den Letztern aber zu erwarten, gefährlich geweſen ſein und ihre Schlöſſer zu befeſtigen und gegen die bewaffnete Macht zu vertheidigen, wie es die Gräfin Vezellini und mehrere andere von ihren Landsmännin

nen thaten, dazu b:ſaß Marie nicht Muth und Entſchloſſenheit genug.

Sie entſchied ſich daher dafür, ſich nach Bukowina, dem entlegenſten ihrer Güter an der ſchleſiſchen Grenze, zurückzuziehen und dort das Trauerjahr in völliger Einſamkeit zuzubringen. Dann bildeten ſich allmälig in ihrem Köpfchen glänzende Pläne für die Zukunft.

Wien, Italien, die Welt ſtand ihr offen. In Venedig beſaß ſie eine Tante und zwei von ihren Pathen wohnten in Wien.

Von allen dieſen konnte ſie eine herzliche Bewillkommnung hoffen. Ihre Freiheit begann ihr theuer zu werden, und ſie hielt ſich für berechtigt, alle Freuden des Lebens, die ihr Jugend, Schönheit und Reichthum zu bieten im Stande waren, und die ihr die Vergangenheit verſagt hatte, von der Zukunft zu hoffen.

Die Vorſehung ſchien jedoch anders entſchieden zu haben. Sie war ſeit acht Wochen Witwe. Kein Soldat der einen oder der andern Partei hatte ſich während jener Zeit im Arwaer Comitat gezeigt, als eines Abends plötzlich ihr Haus in Bukowina von einer kriegeriſchen Schaar angegriffen wurde. Marie war von

Beſtürzung und Schrecken überwältigt. Sie ſank in eine tiefe Ohnmacht. Als ſie ihr Bewußtſein wieder erlangte, fand ſie ſich in einem verſchloſſenen Wagen, der die ganze Nacht hindurch unabläſſig nach Oſten rollte und von einem Trupp verhüllter, ſeltſam ausſehender Reiter umgeben war. Trotz der Dunkelheit der Nacht konnte ſie unterſcheiden, daß ihr Weg durch dichte Wälder und über das Gebirge führte. An einſamen, abgelegenen Orten hielten ſie an. Friſche Pferde ſtanden für ſie bereit und mit Windeseile ging es wieder vorwärts.

Bei Tagesanbruch hielt der Wagen mitten im Walde an. Die Thür öffnete ſich und eine Männerſtimme lud Marien höflich ein, ein kleines Frühſtück zu genießen, indem ſie die Unmöglichkeit entſchuldigte, ihr etwas Beſſeres anzubieten. Sie wies mit Thränen des Zorns Alles zurück und nahm keine Notiz von der Stimme, die ſie bat, ſich zu beruhigen, da ihr nichts Böſes widerfahren würde.

Unterdeſſen hatten die andern Reiter durch Pfeifen und Rufen Signale gegeben. Andere, ebenfalls verkleidete, aber an Zahl geringere Männer kamen aus dem Dickicht und ſchloſſen ſich ihnen an. Die Erſteren ritten jetzt langſam zurück und rohe Scherze und lautes Gelächter und Ausdrücke der Freude über den

Erfolg ihres Unternehmens hallten in den Ohren der zitternden Gefangenen wieder.

Aehnliche Scenen ereigneten ſich zu wiederholten Malen im Laufe des folgenden Tages, bis die Reiſe ſpät in der Nacht zu Ende kam.

Marie war an Geiſt ſowohl, wie an Körper, auf das Aeußerſte erſchöpft. Halb bewußtlos bemerkte ſie kaum, daß der Wagen in einem Hofe anhielt. Einer von den Reitern ſtieg ab, er hob ſie mit kräftigen Armen heraus, ſie fühlte ſich feſt an ſeine Bruſt gedrückt und ſanfte, zärtliche Liebesworte wurden in ihr Ohr geflüſtert, als er ſie die Treppe hinauf in ein kleines Zimmer trug.

Während der Reiſe war es ein tröſtendes Reſultat ihrer Betrachtungen geweſen, daß der Ruf ihres Reichthums ſie in die Hände von Räubern geliefert habe, und ein großes Löſegeld ſie befreien werde. Jetzt bemerkte ſie, daß ſie ſich in der Macht eines Liebhabers befand. Eine entſetzliche Furcht überkam ſie. Sie bot alle ihre noch übriggebliebenen Kräfte auf, um zu ſchreien und ſich ſeinen Armen zu entwinden. Er ließ ſie los und ſetzte ſie ſanft auf ein Sopha.

Als er ſeine Verkleidung abriß und ſich ihr zu

Füßen warf, erkannte ſie mit ſprachloſem Erſtaunen Emmerich Barcoczy.

Es lag etwas Tröſtliches in dieſer Entdeckung. Sie fühlte ſich von dieſem Augenblicke an ſicher; ſie wurde von einem unbeſtimmten Gefühle erfüllt, daß ſie die Macht beſitze, ihn glücklich oder elend zu machen. Ihre Vorwürfe und Verwünſchungen beantwortete er mit Bitten um Verzeihung, mit Betheuerungen ſeiner Leidenſchaft. Er badete ihre Hände mit Thränen, er küßte ihre Füße, er ſchwor ihr bei ſeiner Ehre, daß er ihr Herz und ihre Hand nur ſeinen Bitten und ſeiner Liebe zu verdanken wünſche, und als ſie ihm entrüſtet gebot, ſie zu verlaſſen, gehorchte er, nachdem er nochmals in ſie gedrungen war, ſich durch Erfriſchungen zu ſtärken, die er ihr von einem Diener bringen laſſen werde und zu verſuchen, ob ſie ſich nicht im anſtoßenden Zimmer durch Schlaf von den Folgen ihrer Anſtrengungen erholen könne.

Drei Tage verſtrichen. Marie war eine Gefangene, aber ihr Kerkermeiſter lag zu ihren Füßen und als er ſie endlich, nachdem er alle ſeine Bitten und leidenſchaftlichen Betheuerungen erſchöpft, in Verzweiflung für frei erklärte, flüſterte ihr eine innere Stimme zu, daß ſie das einzige Herz, welches ihr auf Erden gehöre nicht zurückſtoßen ſolle. Sie fühlte plötzlich, daß

eine ganze Welt, in der ſie Keinen liebte, leerer und öder war, als eine Wüſte, wo ein Herz für ſie ſchlug. Sie hatte Zeit gehabt, Emmerich mit dem Geliebten ihrer Jugend zu vergleichen. In ihrem Geiſte ſtellte ſie Ferdinands hohe, ſchlanke Geſtalt, mit ſeinen regelmäßigen, edeln Zügen, mit ſeiner männlichen Grazie neben Emmerich, deſſen Geſtalt ſich nur durch ihre Kraft, deſſen Geſicht ſich nur durch die Blüthe der Jugend und den edlen, offenen Ausdruck ſeiner Augen auszeichnete. Sie erinnerte ſich an die Eleganz der Rede, die poetiſchen Anſpielungen, die gebildete Sprache der Unterhaltung Ferdinands — alles dies mangelte bei Emmerich, dem Sohne der Natur und des Krieges, der ſeine Jugend abwechſelnd im Lager und im Walde verlebt hatte. Es gab Augenblicke, wo Emmerich, auf deſſen Antlitz ſich die Liebe malte, ihr ſchöner erſchien, als Ferdinand, und wo ihr ſeine von der Liebe eingeflößte Sprache weit bezaubernder und dichteriſcher vorkam, als die des Andern.

Ferdinand hatte ſie ebenfalls geliebt, und ſie hatte nie gedacht, daß es ihm an Feuer oder Zärtlichkeit mangele, aber jetzt, wo ſie Emmerich ſah und hörte, ſchien es ihr, als ob ſie erſt nun erfahre, was es heiße, geliebt zu werden. Und hatte er nicht in ſeinem Herzen Jahrelang hoffnungslos und ſelbſt in weiter Ferne ihr Bild bewahrt? Setzte er ſich nicht jetzt, um

ſie die Seine nennen zu können, eine Menge von Gefahren aus, während Ferdinand ſie wie ein Feigling einem Andern abgetreten hatte, als er zwiſchen ihr und der Gunſt ſeines Oheims wählen mußte?

Sie war bewegt. Emmerich ließ den günſtigen Augenblick nicht unbenutzt. Heftig und liebeglühend rang er ihr ein Murmeln der Einwilligung ab. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher befand ſich in der Nähe. Schon am folgenden Tage war ſie vor Gott und den Menſchen Barcoczy's Gattin und ſein Entzücken, ſeine Zärtlichkeit ließen ihr keine Zeit zu einem mehr als momentanen Bereuen des von ihr gethanen Schrittes.

Alles dies ſtieg jetzt vor dem Geiſte der armen Marie auf und ihrem ſchönen Auge entfiel eine Thräne nach der andern. Von Emmerichs ausſchließlicher und aufopfernder Leidenſchaft gerührt, hatte auch ſie ihn lieben gelernt, war aber deſſenungeachtet weit entfernt, mit ihm glücklich zu ſein. In ihrem täglichen Verkehr mit dem alten Opray hatte ſie ihren Geiſt weit mehr ausgebildet, als unter den Frauen ihrer Zeit und beſonders ihres Landes gewöhnlich war. Der kluge Alte wünſchte ſeine junge, blühende, tieffühlende Gattin an das Haus zu feſſeln und ſie mittelſt der Poeſie und der ſchönen Künſte zum Vergeſſen der Wirklichkeit und der Anſprüche der Natur zu bringen. Sie hatte

unter ſeiner Leitung Franzöſiſch gelernt und ſich im Italieniſchen vervollkommnet, und bald bildete ihre Bekanntſchaft mit den beiden Sprachen, die einzige Erholung ihres ehelichen Lebens; beſonders das Franzöſiſche war die Lieblingsſprache des Greiſes. Er redete noch immer gern von der Zeit, wo er als der Geſandtſchaft Ferdinands des Dritten attachirter Cavalier an dem glänzenden Hofe Anna's von Oeſterreich in Verſailles geweſen war, wo er mehrere berühmte Dichter und Philoſophen hatte perſönlich kennen lernen.

Auf dieſe Weiſe war Marie für die Vortheile der geiſtigen Bildung ungemein empfänglich geworden, fand aber bei Emmerich täglich Anlaß, den Mangel an Geſchmack für ſolche Freuden zu fühlen. Allerdings hatte die Natur ihm eine Seele verliehen, auf welche das Schöne den lebhafteſten Eindruck machte. Ein Blick auf die wilde, romantiſche Landſchaft, welche ſein Schloß umgab, entzückte ihn, ein ſchöner Sonnenaufgang, ein nächtliches Gewitter, eine einfache Melodie hatten eine faſt zauberiſch-beſchwichtigende Wirkung auf ſeinen Geiſt; aber er vermochte ſich dieſen Eindruck kaum ſelbſt zu erklären und es mangelte ihm an Worten, wenn er ſie Andern mittheilen wollte. Auch ſeine tiefe Empfänglichkeit für alles Hohe und Edle ließ er mehr vermuthen, als er ſie ausdrückte, und oftmals wurden ſeine erhabenſten Gefühle unter einem Schleier rauher Kraft verborgen.

An Allem, was in unſerer Zeit Bildung genannt wird, mangelte es ihm gänzlich. Schon als zarter Knabe hatte er das Schwert beſſer führen gelernt, als die Feder, und verſtand es beſſer, Pferde zu zügeln und zu lenken, als ſeine Zunge. Seine literariſchen Kenntniſſe beſchränkten ſich auf einige ſtrategiſche Werke, die Bibel und das Geſangbuch ſeiner Kirche.

So auf den Verkehr mit dieſem Manne reducirt, mußte Marie die Blüthe ihres Lebens in einer Wildniß verbleichen ſehen und konnte, ſelbſt wenn eine unerwartete Amneſtie ihrem Gatten geſtatten ſollte, aus ſeinem Verſteck hervorzukommen, kaum hoffen, daß er ihn je freiwillig mit der Wohnung in einer Stadt, an die ihm ſchon der Gedanke verhaßt war, vertauſchen würde.

Sie ſeufzte bitter, als ſich ihr Auge einer ſolchen Zukunft zuwendete.

Unterdeſſen heulte der Sturm furchtbar durch die dichten Baumwipfel des benachbarten Forſtes, ſo daß die Beſorgniß um Emmerichs Sicherheit in Mariens beunruhigter Seele immer höher ſtieg.

„Wo kann er ſein?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „wie kann er mich ſo quälen? Ich weiß, daß er beim An-

tritt ſeiner Züge ſtets bald zurückzukehren beabſichtigt, aber die wilde Freude reißt ihn völlig mit fort. Wenn er nicht gegen den Kaiſer und ſeine Diener kämpfen kann, ſo müſſen wenigſtens ſeine Hände das Wild des Waldes erlegen. Nur der Kampf erfreut ſein ungezähmtes Herz. Die Jagd iſt für ihn ein ſchwaches Erſatzmittel des Krieges, der eigentlich ſein Lebenselement bildet. Ganz Unghwar iſt von Tököli's Truppen, die er jetzt nicht mehr als Freunde betrachten kann, angefüllt. Wir wiſſen nur zu gut, wie ſie es dem Grafen Hammonay, der ſie ebenſo, wie Emmerich, verlaſſen, gemacht haben. Und dann, wenn er ſpät Abends nach Hauſe kommt, vermag ich ſeiner redlichen Güte nicht zu widerſtehen, wie ungehalten ich auch erſcheinen möchte. Es iſt jedesmal ſo geweſen und auch heute Abend wird es nicht anders ſein.“

Drittes Kapitel.

Ein Unzufriedener.

Während ſie dies ſagte, vernahm ſie im Hofe Pferdegetrappel. Sie trat an das Fenſter und ſah einen einzelnen Reiter, von ihren Dienern umgeben, vor dem Hauſe abſteigen.

„Es iſt der ältere Barcoczy,“ ſagte ſie mit ärgerlicher Miene. „Die Dunkelheit verbirgt ſein Geſicht, aber ich erkenne ihn an ſeiner rieſigen Geſtalt und an der Ehrerbietung, womit ihn die Diener willkommen heißen.“ Und ſie wendete ſich ab und fügte mit aufſteigendem Zorn hinzu: „Der verhaßte Mann! ich kann ihn nicht ohne einen Schauder anblicken. Das düſtere Feuer in ſeinem Auge, das liſtige Lächeln ſeines Blickes,

der ſtets vielſagend iſt, aber doch immer noch mehr verhehlt. Seine häufigen Beſuche gefallen mir gar nicht. Er macht Emmerich der Regierung, welche dieſe Familie nie aus dem Auge läßt, noch verhaßter. Ich verabſcheue ihn auf das Tiefſte. Gewiß iſt es ſein Werk, daß ich mich hier befinde und —“ ſchloß ſie zaudernd, „ſelbſt wenn ich glücklich wäre, ſo würde ich ihm nicht dafür danken.“

Ihre Vermuthung war richtig. Es war Stephan, der Emmerich zu dem gewaltthätigen Schritte, welchen er gethan, veranlaßt, oder wenigſtens in ihm die Idee erweckt hatte, durch eine gewaltſame Entführung Mariens die Einwilligung ihrer Verwandten und vielleicht ihre eigene zu umgehen, die er, der jüngſte Sohn einer verarmten und geächteten Familie, ein dem Hofe verhaßter Proteſtant zu erlangen, nur geringe Hoffnung hatte.

Sie vermuthete, daß der ſchlaue, berechnende Mann die Liebe ſeines jüngern Bruders nur zum Werkzeug ſeiner ehrgeizigen Pläne gemacht, daß, während er vorgegeben hatte, ihm als Freund zur Erfüllung ſeiner wärmſten Wünſche Hilfe zu leiſten, ſein Zweck nur der geweſen ſei, durch ihr Vermögen den verblichenen Glanz ſeiner Familie zu erneuern und ſeiner Partei friſche Anhänger zu gewinnen. Die Rauhheit ſeines Benehmens beleidigte ſie, der Einfluß, welchen ihm

Alter, Gewohnheit und Charakter auf Emmerich gab, erweckte ihre Eifersucht, und seine rastlose Geschäftigkeit, die Fackel des Krieges beständig von Neuem zu entzünden, machte ihn ihr entsetzlich.

Heute kam er, mit seinem Tagewerke nur wenig zufrieden. Der Geist seiner Anhänger war gebrochen, der Muth hatte sie verlassen. Der Reichstag von Oedenburg hatte bereits den Monarchen mit dem größten Theile der ungarischen Unterthanen wieder ausgesöhnt. Die ernstliche Neigung zum Frieden, welche das kaiserliche Haus jetzt bewies, hatte ihnen neue Hoffnungen eingeflößt, und die Gewohnheit in manchen Neuerungen erträglich gemacht.

Alle Augen waren auf Wien gerichtet, wohin Tököli selbst einen Boten gesendet hatte, um Friedensunterhandlungen einzuleiten, und nach Preßburg, wo alle Angelegenheiten der Nation geordnet werden sollten.

Alle vermieden Stephan Barcoczy und als er dringender wurde, brachen Alle mit ihm. Seine Seele glühte vor Zorn und Verachtung.

„Gott grüße Dich, Schwägerin," sagte er, als er eintrat; „ich höre, daß Emmerich nicht zu Hause ist."

„Du biſt willkommen, Schwager,“ antwortete Marie mit einer höflichen Begrüßung; „Du haſt recht gehört. Ich warte ſchon lange mit Furcht und Beſorgniß auf ihn.“

„Unſinn!“ antwortete er; „wenn Du die Frau eines Jägers ſein willſt, ſo mußt Du Deine Gefühle ein wenig ſtählen. Allerdings biſt Du ein Kind der Stadt und in zärtlicher Bildung erzogen, aber ich ſollte meinen, daß unſere Bergluft ſelbſt Frauenſeelen ſtärken würde.“

„Rauher Mann!“ antwortete Marie, Du weißt kaum, wie Einem zu Muthe iſt, wenn man eine Perſon liebt.“

„O,“ antwortete Stephan lächelnd, „mache mich nicht zum Wilden; ich ſpreche im Ernſt. Wenn Dein Herzchen ſo leicht bekümmert wird, ſo hätte es nicht Emmerich Barcoczy wählen ſollen, denn er iſt von Jugend auf ein wilder, tollkühner Burſche geweſen.“

„Ihn wählen!“ wiederholte Marie mit Nachdruck.

„Nun, nun, ſei nicht zu eigen. Du magſt ſagen, was Du willſt — biſt Du nicht vor Gott und den Menſchen und allen ſeinen Heiligen dazu — ſeine rechtmäßig angetraute Frau? Wann hat Dein Geſchlecht je gewählt? Ihr werdet auf die eine oder andere Weiſe

verheirathet, und was thut es, ob wir unſere Brautführer voraus ſchicken, oder ihrer zwanzig mitbringen? Glaube mir, unter allen Deinen Stadtnachbarn, den erbärmlichen Krämern, ſchuftigen Rabuliſten oder ſchmeichelnden Schlangen, hätte Dir kein ſo wackerer Gatte geboren werden können, wie hier in dem alten Barcoczy-Hauſe Samosko.“

„Warum ſollte ich mit Dir darüber ſtreiten?“ antwortete die ſanfte Marie gereizt. „Es iſt nicht recht, daß Du Emmerichs Partei gegen mich nimmſt. Er liebt mich und die Liebe iſt eine weit beredtere Fürſprache, als Du. Es würde etwas Anderes ſein, wenn ihn zum Beiſpiel niedriger Egoismus, vielleicht der Wunſch nach meinem Vermögen, zur Ergreifung dieſes ungeſetzlichen Schrittes bewogen hätte. Dann würde ich ihn in der That verachten müſſen, denn nach meiner Anſicht iſt es weit ehrenhafter, ſchwer zu arbeiten, um ſein Brot als Krämer zu verdienen, als einer Schutzloſen ein großes Vermögen abzuzwingen.“

Der Baron warf einen durchdringenden Blick auf ſie. Von Natur ſchwächer, war ſie über ihre momentane Dreiſtigkeit bereits erſchrocken und fuhr gemäßigter fort:

„Wir wollen die Sache ruhen laſſen. Sage mir

lieber, was ich Dir anbieten kann. Ich hoffe, daß Du über Nacht bleiben wirſt. Willſt Du mit Deiner Mahlzeit auf Emmerich warten? Wünſcheſt Du Wein? Wir ſtehen Dir zu Dienſten.“

„Ich danke Dir,“ entgegnete Stephan. „Laß mir eine Flaſche geben. Mit meinem Abendeſſen will ich auf den Herrn des Hauſes warten.“

Während Marie Befehle zu ſeiner Bewirthung gab, ging der finſtere Mann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er ſchien kaum zu bemerken, daß die Herrin zurückgekehrt war und ruhig, am Feuer ſitzend, erwartete, daß er das Schweigen brechen möge. Endlich ſagte ſie:

„Schwager, Du biſt ſo ſtumm wie ein Geſpenſt. Kannſt Du mir nicht etwas Neues aus der fernen Welt, von der mich dieſe hohen Berge abſchließen, erzählen?“

Stephan blieb plötzlich ſtehen; aber der Ausdruck ſeines Geſichts wurde noch düſterer.

„Danke,“ ſagte er rauh, „daß er Dich von einer Welt abgeſchloſſen hat, die nichts als Sklaverei und Schande wünſcht. Das feige Volk, das niedrig ſeinen erwählten Souverain in der Zeit der Noth verläßt, das ſeine hohen Vorrechte an Fremde verkauft, die es mit Füßen treten. Ja, Ihr erbärmlichen Kreaturen,“ fuhr

er noch heftiger fort, „werft Euch in den Staub, laßt Euch mit Hunden zur Meſſe hetzen, kriecht auf den Stufen des Thrones des fremden Monarchen, wärmt Eure ſchwachen Glieder im Sonnenſchein der Hofgunſt, laßt Euch von den Antichriſten und Papiſten Geſetze geben, laßt Euch wieder von ihnen nach Croatien ſchleppen und Euch Stück für Stück für funfzig Thaler auf neapolitaniſche Galeeren verkaufen, oder Euch ohne Weiteres niederhauen, wenn man nicht ſo viel zahlen will. Wohl bekomme es Euch! Ihr verdient nicht, daß ein ehrlicher Mann um Euch hitzig wird.“

„Sage mir,“ fragte ſie ängſtlich, „iſt irgend etwas Neues vorgefallen?“

„Was geht das Dir an?“ erwiederte er im heftigſten Zorn. „Geht zu Euerm Spinnrad und ſeht nach Euern Kochtöpfen, Ihr Weiber! — Irgend etwas vorgefallen? Das iſt es eben — nichts! — nichts iſt vorgefallen — nichts kann vorfallen, denn zu Thaten bedarf es der Kraft, aber dieſes entartete Geſchlecht gleicht einem Rudel von Rehen, das ſich im Schooße des Waldes verſteckt, ſobald es den Jäger und ſeine Meute hört. Nun, wohl bekomme Euch die Meſſe — Ihr werdet in Kurzem Alle hineingehen müſſen.“

„Ich bitte Dich, faſſe Dich,“ ſagte Marie. „Emmerich muß bald hier ſein. Nein, ſage ſelbſt,

was würde es nützen, den Funken wieder zu entzünden, der, wenn auch bereits halb erstickt, immer noch in seiner Bruſt glüht? Wenn es beſonders ſo ſteht, wie Du mir ſagſt, ſo würde er nur zu einem Feuer werden, welches ihn und nicht die Kraft Deiner Gegner verzehrt. Es iſt das Klügſte, ſich in die Zeit zu ſchicken.“

Ehe Stephan antworten konnte, hörte man das luſtige Getön der Hörner. Der Hof füllte ſich augenblicklich mit heimkehrenden Jägern. Marie bemerkte mit Ueberraſchung, daß ſich ihre Zahl durch zwei Fremde vermehrt hatte und ſie hatte die Gäſte ihres Gatten in einem ſo unlieben Lichte kennen lernen, daß dieſe Entdeckung die eiligen Schritte, womit ſie ſich ihm zuwendete, verzögerte. Als ſie daher in den Hof kamen, waren die Reiter bereits abgeſtiegen und ſie bemerkte an Emmerichs Seite die hohe, jugendliche Geſtalt eines Fremden, in eleganter Reiſekleidung.

Ich habe Dir einen Gaſt mitgebracht, liebſtes Weib,“ ſagte Emmerich, indem er ſie herzlich umarmte; „nimm ihn freundlich auf.“

Der Fremde verbeugte ſich tief. In der Dunkelheit der Vorhalle konnte ſie ſein Geſicht kaum ſehen, als er aber einige Worte ſprach, um ſeinen ſpäten

Beſuch zu entſchuldigen, erſchrak ſie bei dem Klange einer Stimme, die ſie vor vielen Jahren gehört zu haben glaubte. Sie wurde von einer ſeltſamen Bewegung ergriffen; ſie konnte nur eine ſtumme Verbeugung machen, und ihr Gatte mußte dem Gaſte ein Zeichen geben, ſich nach den innern Gemächern zu verfügen.

„Ich bitte, macht es Euch bequem,“ ſagte Emmerich zu dem Fremden, als ſie eingetreten waren und er haſtig ſeinen Bruder bewillkommnet hatte. „Betrachtet Euch wie zu Hauſe. Ein loderndes Feuer, wie eines, iſt für halberfrorene Glieder gut; Ihr ſeid an unſern Winter nicht gewöhnt, wärmt Euch und laßt Euch dann ein Abendeſſen gefallen, das einfach und kärglich iſt, wie es Euch ein armer ungariſcher Edelmann anzubieten vermag, das aber beſſer ſchmecken wird, als das Mahl des Kaiſers in Wien, weil wir es mit reinem Gewiſſen verzehren werden, und das Mittagsbrot haben entbehren müſſen, und beſonders, weil mein liebes Weibchen dabei den Vorſitz führen wird.“

Bei dieſen Worten ſuchte ſein Auge zärtlich Marien und er erſchrak, als er ſeine Geliebte todtenbleich und heftig zitternd ſich an die Lehne eines Stuhles halten ſah.

„Was iſt geſchehen?“ rief er, auf ſie zuſprin-

gend. „Mein Liebling, biſt Du krank? Wie iſt es Dir?“

Sie warf ſich heftig in ſeine Arme und ſagte:

„Wohl, ſeit Du wieder bei mir biſt. Laß mich nicht wieder ſo lange allein, theurer Emmerich.“

„Iſt es möglich!“ rief er mit entzücktem Erſtaunen; „hat Dich Deine Beſorgniß um mich krank gemacht?“

„O, ich bin ein ſchwaches Weib,“ flüſterte ſie, während ſie ihr ſchönes, über ihre Täuſchung vor Schaam glühendes Geſicht an ſeiner Schulter verbarg.

„Geliebte meines Herzens,“ rief er entzückt, indem er ſie dichter an ſich preßte; „Licht meines Lebens! nie, nie ſoll es wieder geſchehen. Ich will verwünſcht ſein, wenn ich Dich je wieder bekümmere, je wieder Deine theuern, lieblichen Augen feucht mache. Verzeihe mir dies eine Mal! Das Wild führt mich bald hier, bald dorthin, und wie konnte ich hoffen —“

„Es thut nichts,“ antwortete ſie, ſich aus ſeinen Armen windend, „Deine Güte beſchämt mich. Ich bin mir meiner Thorheit bewußt.“

Der Fremde war nicht unaufmerkſam genug, um nicht aus dem Entzücken, womit Emmerich dieſe De-

monſtration der Zuneigung ſeiner Gattin empfing, zu entnehmen, daß er nicht daran gewöhnt war; ſein Auge blickte mit unruhiger Aufmerkſamkeit von dem Einen auf den Andern, aber noch forſchender ſchien Stephans Auge in ſein Herz dringen zu wollen und es wendete ſich nur von ihm ab, um wieder auf dem deutſchen Diener zu ruhen, der das Gepäck des Fremden hereingebracht und ſich jetzt unter die Domeſtiken des Hauſes gemiſcht hatte.

„Auf ein Wort, Bruder," ſagte der ältere Barcoczy endlich zu Emmerich, als ſich der Letztere wieder zu ſeinem Gaſte wendete und er führte ihn abſeits und fuhr fort:

„Kennſt Du Deinen Gaſt?"

„Er hat mir ſeinen Namen geſagt, aber ich habe ihn vergeſſen. Was kümmert er mich."

„Er iſt kein Ungar."

„Wenigſtens kommt er ſoeben aus Deutſchland. Was hat Dir aber dieſe Neugier in den Kopf geſetzt? Fragt unſere Gaſtlichkeit je nach der Nationalität, dem Titel und der Familienwürde verirrter Reiſender, ehe ſie ihnen unſere Thüren öffnet?"

„Wir leben in gefährlichen Zeiten," antwortete Jener. „Eine Menge von Mitgliedern der kaiſerlichen Partei

ſchleichen im Lande umher, um uns zu beobachten und in Wien zu verleumden. Siehe Dich vor, daß dies Dir in Preßburg keine ſchlimmen Folgen bringt.“

„Mag ſein,“ ſagte Emmerich gleichgiltig; „dies iſt keiner von ihnen, und wenn er es wäre, ſo iſt es mir auch gleich. Du weißt, daß ich jetzt nichts mehr mit Deiner Partei zu thun habe. Aber noch einmal, er iſt keiner von ihnen. Er iſt ein angenehmer, gut erzogener Mann und ein ſehr guter Geſellſchafter. Er reiſ't des Vergnügens wegen und iſt in unſere Berge verliebt. Ich habe ihn und ſeinen Diener im Walde gefunden, wo ſie ſich verirrt hatten.“

Der Gegenſtand der Beſorgniß Stephans hatte unterdeſſen zu verſchiedenen Malen verſucht, ſich Marien zu nähern; ſie hatte ſich von ihm abgewendet und ſtand bewegungslos da, indem ſie mit ſtolzer Kälte alle ſeine Blicke vermied. Endlich ſtand er von ſeinen Verſuchen ab, rieb ſich die Hände, leerte ſein Glas und trat an das Fenſter bis Emmerich zu ihm kam und ſeine herzliche Einladung zu einem magyariſchen Abendeſſen wiederholte.

Von Mariens Güte zu lärmender Freude angeregt, ſprach Emmerich der Flaſche fleißig zu und unterließ nicht, auch in ſeinen Gaſt zu dringen, daß er ſeinem

Beiſpiel folgen möge. Stephan ſchien geneigt zu ſein, die Pflichten des Wirthes mit ihm zu theilen; auch er trank dem Fremden unabläſſig zu und ſuchte jeden Vorwand, unter welchem ſich der Letztere des übermäßigen Trinkens weigerte, zu ſchwächen. Der Reiſende ſchien durch die ſcharfen Blicke des älteren Barons in einige Verlegenheit verſetzt zu werden, beantwortete aber ſeine ſchlau geſtellten Fragen mit höflicher Discretion. Er erzählte ungefragt, daß er ein Maler aus Dresden ſei und Friedrich Sommer heiße. Er fügte hinzu, daß er auf Befehl des jungen Prinzen Auguſt reiſe, um Landſchaften für ſein Kabinet aufzunehmen, und daß er eben aus Italien gekommen ſei. Er befahl ſeinem Diener, ihm aus ſeiner Mappe einige Skizzen zu bringen, die eine Menge von den ſchönſten Punkten von den Ufern der Donau und Drau darſtellten.

Emmerich ſprach ſein Entzücken und ſeine Bewunderung darüber aus, redete mit Wärme von ſeinem Vaterlande, verhehlte ſeine Unzufriedenheit über deſſen gegenwärtige Lage nicht und fügte hinzu, daß ihn die Liebe jetzt zu einem von den ergebenſten Unterthanen des öſterreichiſchen Hauſes gemacht habe.

Um dieſes Geſtändniß zu beſtätigen, trank er auf die Geſundheit des Kaiſers.

Als die Mahlzeit zu Ende war, verließ Marie, die

während derſelben meiſt in Gedanken verſenkt dageſeſſen und von Zeit zu Zeit Emmerich zugelächelt hatte, den Tiſch, um ſich in ihr Wohnzimmer zurückzuziehen. Emmerich hatte bereits noch mehr Wein zu bringen befohlen, als Stephan ſich ebenfalls erhob und ſagte:

„Laß Dir zwei Worte ſagen, Bruder. Dein Gaſt wird uns entſchuldigen. Ich muß noch weit gehen und es wird ſpät. Deine Hausfrau kann ihn unterhalten, bis ich mit Dir fertig bin.“

Emmerich führte hierauf den Fremden mit einigen höflichen Worten in Mariens Gemach, empfahl ihn freundlich ihrer Fürſorge und ließ ſie beiſammen, ohne im mindeſten die Bewegung zu bemerken, in welche ſein Erſcheinen mit ihrem Gaſte, ſeine Gattin verſetzt hatte.

Viertes Kapitel.

Der Verſucher.

Als Emmerich das Zimmer verlaſſen hatte, ſah ſich Ferdinand Szentirany, — denn er war es — vorſichtig um, näherte ſich dann Marien mit haſtigen Schritten, erfaßte ſanft ihre Hand, und ſagte mit leiſer Stimme:

„Marie, ich bin es.“

„Ich kann kaum meinen Sinnen trauen,“ antwortete ſie in demſelben Tone. „Ihr, Ferdinand Szentirany! und in dieſem Hauſe?“

„Ja,“ erwiederte er mit Lebhaftigkeit, „ſelbſt in dieſes Haus, wo Haß und Liebe mich mit gleicher Gefahr bedrohen, bin ich Euch gefolgt.“

„Mir gefolgt!“ [illegible] „Was meint Ihr damit?“

„Wenn auch bereits verr[illegible]che Fallstricke für mich gelegt sind, oder der Dolch des Mörders meiner wartet, was kümmert es mich? ich habe Euch wieder gesehen,“ fuhr er mit zunehmender Zärtlichkeit in seiner Stimme fort.

„Was meint Ihr?“ flüsterte sie athemlos. „Um meinetwillen — nie!“ und hier entriß sie ihm ihre Hand.

„Ach, meine Marie,“ sagte Ferdinand, „könnt Ihr Euch darüber wundern? Steigt nicht der Bergmann in den tiefsten Schacht hinab, um dort die Schätze zu entdecken, die von finstern Mächten in den Eingeweiden der Erde versteckt gehalten werden? So bin ich angetrieben worden, in diese Gebirgsschluchten zu dringen, wo Du, Du glänzendster Juwel vergraben bist. Ich finde Dich, ich erkenne Dich wieder — aber herrlicher und strahlender, als je, erblicke ich Dich von Neuem.

Während er exaltirt auf diese Weise sprach, hatte Marie ihre Fassung völlig wiedererlangt. Sie fühlte von Neuem deutlich, daß er sich durch sein Benehmen zum Gegenstand ihres gerechten Zornes gemacht hatte. Als er zu Ende war, sagte sie mit schneidender Kälte:

„Spart Eure Worte, Herr von Szentirany. Ihr honigsüßer Ton stimmt schlecht zu Eurem Benehmen.“

„Wie!“ rief er, indem er seiner Stimme, da sie ihn nicht anblickte, den Ausdruck des höchsten Erstaunens gab. „Wie, Ihr zweifelt an mir?“

„Eben so schlecht stimmt er zu der Rolle, die Ihr hier als Gast Emmerich Barcoczy's spielt!“ fuhr sie fort. „Sprecht offen, was führt Euch, einen Kammerherrn und ergebenen Diener des Kaisers, in dieses Gebirge? Enthüllt mir, welcher weise Plan Euch zu den erklärten Feinden Eurer Partei führt? Seid Ihr vielleicht vom österreichischen Hofe abgesendet worden, um schlau zu entdecken, ob der hartnäckige Wille des wackern, vielgekränkten Hauses endlich gebrochen ist? Faßt Muth, Ihr mächtigen Männer!“ fügte sie mit einiger Verachtung hinzu; „einem schwachen Weibe ist es gelungen, einen von diesen Löwen zu zähmen. Ich bin es, die er liebt — mich mochte er nicht eines geliebten Gatten berauben, deshalb ist er ruhig im häuslichen Glücke, hat er seine alten Vorurtheile, so gut wie seine alten Neigungen aufgeopfert.“

„Marie — grausames Wesen!“ entgegnete Ferdinand nach einer Pause; „was könnte Euch nicht gelingen? Auch jetzt habt Ihr das Ziel, auf welches Ihr in der Anmaaßung der Schönheit Eure Pfeile abschießt,

nur zu gut getroffen. Ihr wollt mich beſtrafen wegen eines Verbrechens — wenn es eines iſt, unſerem Schickſal zu gehorchen — welches ſich längſt ſchon ſelbſt beſtraft hat. Jedes Eurer Worte iſt in meine Seele gedrungen wie ein ſcharfes Meſſer.“

„Nennt Ihr es Eurem Schickſal gehorchen, wenn Ihr den eitlen Eingebungen Eures Herzens folgt?“ antwortete ſie entrüſtet. „Jawohl, Euer Schickſal war es, in Glanz und Pracht bei Hofe zu erſcheinen: wie hätte die arme Tochter Marie Euch dort genügen können? Die kleine Thörin, die Alles für Ernſt nahm, als Eure Lippen ihr im Scherz mit tauſend Eiden ſchwuren, daß ihre Augen Euch herrlicher ſtrahlten, als der ganze Juwelenglanz der Kaiſerin, und Ihr behauptetet, daß das Gold ihrer Locken Euch koſtbarer ſei, als Alles, was Ihr je von Eurem Oheim hoffen könntet, wenn Ihr ſeinen Befehlen gehorchtet.“

Ferdinand ſchwieg abermals auf einige Augenblicke, und ſagte endlich mit ſchmerzlichem Tone:

„Ihr ſeht mich bewegungslos und von Staunen verſtummt daſtehen. Nach jahrelanger Sehnſucht fand ich Euch wieder, und Ihr ſeid es, aber doch auch nicht. Es iſt daſſelbe ſüße, liebliche Auge, die heitere Stirn, die roſige Farbe der Wangen. Es iſt dieſelbe edle Geſtalt, die Anmuth der Bewegung, aus deren Anblick

ich einſt das Leben getrunken habe. O, es iſt noch mehr, es iſt die Knospe, die ſich in ſtolzer Freude zur Königin der Blumen entfaltet hat. Aber nicht die ſanfte Seele meiner mir ſo gut bekannten Marie ſpricht von Euren Lippen; Eure Worte erklingen mir ſeltſam, ich fühle, daß der böſe Geiſt des Argwohns von Eurer zarten Bruſt Beſitz genommen hat. Eure Zunge weiß ſchneidende, tödtliche, böſe Gedanken auszudrücken.“

Während ſeiner Rede hatte ſich Marie niedergeſetzt, und ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Die volle, männliche Stimme ſchlug ſchmeichelnd an ihr Ohr, an ihr Herz. Jetzt rief ſie heftig:

„O, könnte ich nur Euer Benehmen vertheidigen, Ihr Euch nur der ſchweren Schuld entlaſten, die mich, ſtatt Eurer, niederdrückt. — Ihr könnt es nicht thun. In meinem Herzen könnt Ihr es nicht thun, denn alle meine Thränen vermögen nicht dasjenige zu verwiſchen, was die Erinnerung mit Feuerzügen in meine Seele geſchrieben hat. Ich war ein ſchuldloſes Kind,“ fuhr ſie, ſich in dem trüben Rückblick verlierend, fort, „von frommen Eltern in der Furcht Gottes und in ſtrenger Abgeſchiedenheit erzogen, früh ſchon an Noth und bittere Armuth gewöhnt, und nie eine von den Freuden der Jugend genießend, fand ich doch ein beſcheidenes Glück in meiner Bruſt, bis Euer Erſcheinen, Eure dreiſten

Bewerbungen und Eure Liebesſchwüre mir meinen Frieden raubten.“

„Und bot Euch nicht die Liebe die ſüßeſte Vergütung, meine Marie?“ fragte Ferdinand, indem er zärtlich ihre Hand an ſeine Bruſt drückte.

„Ja,“ antwortete ſie weinend, „ich war auf eine kurze Stunde glücklich — ich war glücklich, bis mich der Befehl meiner grauſamen Eltern jenem ſelbſtſüchtigen, alten Manne übergab. Ihr wußtet es, Ferdinand. Ich ſchrieb an Euch — meine Hand bebte — das Papier war von meinen Thränen durchnäßt. Ich bat Euch, mich zu retten. Ich bettelte demüthig um das, was Eure Schwüre und meine Liebe mich zu fordern berechtigten. Ich ſaß in meinem Gemach, und erwartete Euch oder Euren Boten unter Thränen. Ach, vergebens! — ein Tag nach dem andern verſtrich — der Hochzeitstag erſchien, aber Ihr kamt nicht. Ich wurde als zum Feſte geſchmücktes Opfer an den Altar geführt, aber Ihr —“

„Konnte ich es wagen,“ unterbrach er ſie, „mein dunkles Schickſal mit dem Eurer heiteren Jugend zu verknüpfen? — ich, der jüngſte Sohn meiner Familie, der nur von den ſpärlich gewährten Wohlthaten meines Onkels lebt? Konnte ich, während ein Anderer Euch Schätze bot, es wagen, Euch, deren edles Haupt die

apoſtoliſche Krone zieren würde, zu einem Leben der Noth und des Elends zu führen. Verkennt meine Beweggründe nicht. Es war die Liebe allein, die mich leitete, und das iſt nicht die wahre Liebe, welche ſelbſtſüchtig nur ſich berückſichtigt, und nur im Beſitz glücklich iſt.“

„Nein, Ferdinand,“ rief Marie leidenſchaftlich, „Ihr habt nie geliebt. Ihr würdet gefühlt haben, daß ein liebevolles Herz gern die Welt und ihre Schätze zurückweiſ't, wenn ſie nicht von der Hand der Liebe geboten werden. Ihr würdet gewußt haben, daß es dieſem Herzen ſüßer geweſen wäre, mit ſeinem Erwählten von Haus zu Haus zu ziehen, und vom Almoſen unſerer Nebenmenſchen zu leben. — Aber,“ unterbrach ſie ſich beſtürzt, „wohin verirre ich mich? Was habe ich gethan? mein Gott, was habe ich geſagt? Mögt Ihr ſchuldig ſein oder nicht, jetzt ſeid Ihr für mich ein Fremder. Bin ich nicht die Gattin Emmerich Barcoczy's, Eures Feindes? Warum drängt Ihr Euch wieder zwiſchen mich und meinen Frieden? Geht! geht! Warum erweckt Ihr in mir das, was die Zeit bereits einzuſchläfern begonnen hatte!“

Marie befand ſich in der höchſten Aufregung, ihr Herz klopfte wild, ihre Wangen glühten. Sie ſtreckte, wie um ihn zurückzuſtoßen, ihre Hand gegen

ihn aus, und ſank in ihren Stuhl zurück. Ferdinand hätte weder ein Liebhaber, noch ein Höfling ſein müſſen, wenn er dieſen Augenblick hätte unbenutzt vorübergehen laſſen.

„Nein, nein,“ rief er, ſich ihr zu Füßen werfend, „laßt mich Euch lieber zu einem ewigen Leben erwecken, oh, laßt mich Worte, laßt mich einen magiſchen Zauber finden, um den finſtern Dämon zu vernichten, der Dein Herz in blinder Täuſchung befangen hält. Aber es bedarf keiner Worte; daß Du mich hier in dieſen Mauern ſiehſt, der Dir ſechs Jahre unter den Verſuchungen eines glänzenden Hofes treu geblieben — iſt das ein Beweis unwürdigen Vergeſſens? Beſtrafe mich dann! mein Leben, meine Freiheit ſind in Deinen Händen. Verkünde meinen Namen und die Flammen Deines Zorns werden in Strömen meines Herzblutes verlöſcht werden. Jene Räuber — jene Brüder befinden ſich zur rechten Stunde beiſammen — ein einziges Wort von Dir, und ſie werden begierig den Vortheil ergreifen, den meine Schutzloſigkeit darbietet. Tökóli haßt uns wie den Tod, und dieſe Barcoczy's werden triumphiren, daß ſie den Kaiſer in einem ſeiner treueſten Diener, und meinen Oheim in ſeinem Neffen haben kränken können.“

„O, halt ein!“ rief Marie in Verzweiflung — „Ihr irrt Euch in Emmerich — Ihr irrt Euch in

mir! Warum quält Ihr mich ſo? Verlaßt mich und zeigt Euch nie, nie wieder vor mir.“

„Nein, ich will ihn feſthalten, dieſen koſtbaren Augenblick. Bald wird der, welcher ſich herausnimmt, ſich Euern Gatten zu nennen, zurückkehren. Ich habe nur noch wenige Minuten. Hört mich an,“ fuhr er aufblickend fort; „ja, ich verließ Preßburg mit zerfleiſchtem Herzen. Ich gehorchte der Aufforderung meines Oheims, ich betrat den ſchlüpfrigen Pfad eines Hoflebens. Ich fand Glanz und Ehre. Es ſchien, als ob das Glück Reue fühle, als ob es mich mit tauſend Gaben dafür entſchädigen wolle, daß es mir ein unſchätzbares Gut geraubt hatte. Der Kaiſer überraſchte mich mit Geſchenken, der Premierminiſter beehrte mich mit ſeiner Gunſt, aber ich war nicht glücklich. — Wählt unter den Schönen unſers Hofes, ſagte der Kaiſer, aber neben Dir war keine ſchön. Damals war es, daß ich hörte, daß Du frei ſeiſt. Ich fiel meinem Souverain zu Füßen, ich flehte um Urlaub, ich ſagte ihm von Dir. — Gut, ſagte der gütige Fürſt, — ſchmückt unſern Hof mit dieſem Juwel, gebt meiner Gemahlin eine Dienerin und eine Freundin. Ich eile auf den Flügeln der Liebe nach Preßburg — mein Herz hegt keinen Zweifel, die Liebe meiner Marie iſt eben ſo ewig, wie die meine, ſage ich, zu mir. Ich komme an — ich höre in Ver-

zweiflung, daß Du Dich in den Händen eines Räubers, eines Hochverräthers, eines Rebellen, eines Ketzers befindeſt. Der Zorn erfüllt meine ganze Seele, aber ich bin entſchloſſen, Dich zu retten, Dich zu beſitzen oder zu ſterben. Ich bedurfte einer Kriegsliſt, um in dieſes wohlbewachte Haus zu dringen. Ich bin hier und —.“

In dieſem Augenblicke unterbrach Emmerich mit einer herzlichen Entſchuldigung wegen ſeiner langen Abweſenheit, das Geſpräch. Ferdinand begann mit ruhiger Geiſtesgegenwart ſofort ein neues, während Marie ſich ſtill und paſſiv verhielt. Emmerich war etwas zerſtreut. Sein Geſpräch mit Stephan hatte eine unverkennbare Wirkung auf ſeinen Geiſt geübt.

So verſtrich der Abend.

Am folgenden Morgen ſchien der Reiſende wieder aufbrechen zu wollen, aber ſein Wirth drang mit der ganzen herzlichen Gaſtlichkeit ſeiner Nation in ihn, zu bleiben.

Er ſchlug ihm vor, Samosko zu ſeinem Aufenthaltsorte zu wählen, ſo lange er ſich in dieſem Theile des Landes aufhalte, und von hier Ausflüge in das Gebirge zu machen, um ſeinen Zweck zu befördern. Er erbot ſich, ihn ſelbſt nach verſchiedenen ſchönen

Punkten zu führen, und in den wilderen Theilen des Landes sein Führer zu sein. Der Fremde nahm nach einigem bescheidenen Widerstreben dankbar die Einladung und das Versprechen an, und bei dem Frühstück war die Sache bereits in Richtigkeit gebracht.

Während der Unterhandlungen saß Marie stumm und mit klopfendem Herzen da. Als ihr Gatte sie bat, sich seiner Einladung anzuschließen, that sie es, wie es ihm vorkam, mit einer so unfreundlichen Kälte, daß er die ihm so heiligen Gesetze der Gastfreundschaft für verletzt hielt, und sich veranlaßt fühlte, noch dringender zu werden. Da er an die Ungleichheiten in dem Benehmen Mariens gewöhnt war, fand er bei seiner Verdachtlosigkeit und geringen Beobachtungsgabe auch bei diesem Anlasse nichts Außerordentliches darin.

So ahnte er nicht, was seine unglückliche Gattin während der Woche, in welcher der fremde Künstler ihr Gast war, litt. Das Herz brach ihr beinahe in dem verzweifelten Kampfe der Liebe und der Pflicht gegen ihren Gatten, zwischen dem Wunsche, glücklich zu sein, und der Furcht, Unglück zu bereiten.

Keinen Augenblick, den sie beisammen waren, ließ Ferdinand Ezentirany unbenutzt vorüberstreichen. Er rollte wieder und immer wieder ein Bild vor ihr auf, welches ihr die zärtlichste Liebe, die Erfüllung früherer

Hoffnungen, und als verlockenden Hintergrund den Glanz des Hofes, die Freuden einer unbekannten Welt zeigte. Sie konnte kaum noch zweifeln, daß seine Treue nie gewankt hatte. War er nicht nach sechs Jahren wieder zu ihr gekommen, er, der bei seiner glänzenden Erziehung bei dem Reichthum und der Macht seines Oheims, und der Gunst des Kaisers, wie ihre Unerfahrenheit sie denken ließ, tausend vornehmere und reichere Frauen hätte finden können, zu denen der Weg nicht durch Gefahren und Sorgen führte, wie der zu ihr?

Ueberdies fand Ferdinand Mittel, Alles in Bewegung zu setzen, was von Betheuerungen einer beständigen Liebe abgesehen, die Phantasie eines Weibes beschäftigen und bezaubern konnte, und dann war auch ihre Unbekanntschaft mit der Welt, und ihre Verhältnisse für ihn eine große Unterstützung.

Er erinnerte sie mehr als einmal daran, daß der ganze Hof sie bereits erwarte, daß sie die vertraute Dienerin, die Freundin ihrer Königin werden solle, und er lächelte insgeheim über die Wirkung, welche die Vorstellungen hervorbrachten.

„O Eitelkeit! o Weib!“ sagte er zu sich, und drang lächelnd mit festen Schritten seinem Ziele näher.

Der arme Emmerich benutzte andererseits in seiner

Redlichkeit nicht einmal die Waffen, welche ihm zu Gebote ſtanden, und mit denen er vielleicht ſelbſt einen ſo gefährlichen Nebenbuhler wie Ferdinand aus dem Felde geſchlagen haben würde, wenn er ſie nur bei nöthigen Augenblicken anzuwenden verſtanden hätte. Er war durch die wiederholten, immer dringender werdenden Aufforderungen, ſich einem neuen Bündniß zu Gunſten Tököli's anzuſchließen, ſehr beunruhigt, und war gerade zu dieſer Periode zum erſten Male in ſeinem ehelichen Leben mehr mit ſeinem Vaterlande, als mit ſeiner Liebe beſchäftigt. In ſeiner Zerſtreutheit und Unentſchiedenheit drückte Mariens ſchlechte Laune und Niedergeſchlagenheit, wenn er ſich in ihrer Geſellſchaft aufzuheitern wünſchte, ſeinen Geiſt nur noch mehr nieder. Andererſeits fand er einige Erholung in dem Umgange mit ſeinem heitern, ruhigen und rückſichtsvollen Gaſte, und erlaubte es Marien daher oft, ſich auf ihr einſames Gemach zurückzuziehen.

Und doch ſchien es, daß die Letztere im Grunde ihres Herzens von ſeiner unveränderlichen Liebe überzeugt war, denn es war am Ende nur das Mitleid, was ſie abſchreckte, in die Trennung von ihm zu willigen.

Allmälig war es Ferdinands Beredtſamkeit beinahe gelungen, ſie auf den Gedanken zu bringen, daß ſie kein moraliſches Unrecht thue, oder wie man ſich damals

ausdrückte, keine Sünde begehe — wenn ſie den Mann verließ, der außerdem, daß er ein Ketzer war, nur durch Gewalt von ihrer Hand Beſitz erlangt hatte, und mit dem ſie überdies nur durch eine ungiltige Handlung von einem ketzeriſchen Prieſter verbunden war.

„Hatteſt Du eine andere Wahl?“ ſagte ihr Liebhaber, „und weiß er nicht ſo gut, wie Du, daß Du nur ſeine Gattin geworden biſt, um Deine Ehre zu retten? Wer hat je den Gefangenen getadelt, der auf ſeine Flucht ſinnt, ohne an die Verantwortlichkeit ſeiner Hüter zu denken? Soll der Eine in Ketten bleiben, um den Andern nicht in's Verderben zu ſtürzen? Soll er ſeine Feſſeln ewig tragen, weil er ſich einmal nicht gegen ſie hatte vertheidigen können? — Dein Wort vor dem Altar! — aber wem haſt Du es gegeben? — einem Manne, der ſeinen Gott und ſeine Religion abgeſchworen hat — einem Ketzer. Der Himmel hat Dein Gelübde nicht gehört. Er hat es nicht angenommen, denn es war eines, welches Du nicht ablegen konnteſt. Die heilige Kirche erkennt es nicht an, ihre Töchter gehören ihr, und nur ihre Diener können ſie vermählen. Auch der Staat erkennt die Heirath nicht an, denn Du hatteſt nicht das Recht, Dein Vermögen einem Rebellen, einem Hochverräther zu geben, der es dazu anwendet, Spießgeſellen zu gewinnen, und neue Ränke gegen die geheiligte Perſon des Kaiſers zu ſchmieden. Und in

welche unermeßliche Tiefe des Verderbens wird und muß Dich dieſe Verbindung mit dieſem Bartoczy endlich ſtürzen, wenn Du halsſtarrig auf einer Verblendung, die Du Pflicht nennſt, beſtehſt? Du ſchmeichelſt Dir, daß der Frieden nahe iſt, daß er Dir geſtatten wird, in eine Welt, welcher Du angehörſt, zurückzukehren? Aber wie wenig kennſt Du die Lage der Angelegenheiten dieſer Bartoczy's. Es leidet keinen Zweifel, daß ſie mit dem Grafen ſelbſt, als die erſten Anreger dieſer Rebellion, von der Amneſtie ausgeſchloſſen werden. Emmerich verräth ſeinen eigenen Urtheilsmangel, wenn er thörichter Weiſe denkt, daß ein Monarch Verbrechen dieſer Art verzeihen kann. Bleibt ihm etwas Anderes übrig, als zu Tököli zurückzukehren? Du wirſt bald andere Männer in Deine Wohnung dringen ſehen; Tartarenhorden werden Deine Mägde in die Sclaverei ſchleppen, ſage nicht, daß ſie als Freunde, als Verbündete kommen. Blicke auf die Wallachei, auf die Moldau, die unter dem Schutze der Ungläubigen ſtehen, und Du wirſt fühlen, daß ihre Freundſchaft furchtbarer iſt, als die Feindſchaft chriſtlicher Mächte. In weiter Ferne, bei dem Heere der Rebellen, könnte Dich Emmerich nicht beſchützen, ſelbſt wenn er es wollte. Marie, eine tiefe Angſt erfüllt meine Bruſt bei dem Gedanken, daß Du auch als ſchöne Beute hinweggeführt werden, und in dem Harem eines gottvergeſſenen Ungläubigen verwelken könnteſt, Du, die durch einen muthigen Schritt die

Zierde des kaiſerlichen Hofes, die geliebte und geehrte Gattin eines Mannes zu werden vermöchteſt, dem die ganze Gunſt und Gnade ſeines Souverains Deinen Verluſt nicht erſetzen würde.“

Dieſe und ähnliche Argumente hörte Marie täglich.

Keiner von Ferdinands Gründen verfehlte, einen Eindruck auf ihren Geiſt zu machen, und ſelbſt wenn der Lauf der Ereigniſſe ſie nicht zu dem entſetzlichen Unglück, auf welches er hindeutete, führen ſollte, war nicht das, was ſie hauptſächlich zurückhielt, — Emmerichs Liebe — auch ihr oft als das Werkzeug erſchienen, um ihren Reichthum zum Nutzen einer bedrängten Partei zu verwenden?

So ging ſie endlich ſo weit, daß ſie höchſt edelmüthig und von zarter Gewiſſenhaftigkeit erfüllt zu ſein glaubte, weil ſie den Schritt, zu welchem ſie die gegen ſie angewendete Gewalt zu berechtigen ſchien, nicht zu thun wünſchte, daß ſie dieſe Gelegenheit nur aus Rückſicht auf das Glück eines Mannes, der ihr ſo oft Unrecht zugefügt, von ſich wies, und ihm ſo ihre eigene aufopferte.

Aber mit dieſem Gefühle gegen denjenigen, welchem ſie dieſe Opfer brachte, vermiſchte ſich allmälig etwas unausſprechlich Bitteres, und umſomehr, als er

eben jetzt ihren Werth und ihre Güte weniger anzuerkennen ſchien.

Sie tauchte ſich immer tiefer in die kränkende Selbſtbemitleidung, welche mit der Zeit ſelbſt ſtarke Herzen entwaffnet, während ſchwächere von ihrem Einfluß völlig verdorben werden.

Auf Ferdinands Drängen antwortete ſie allerdings mit wiederholten Weigerungen, aber die Weigerungen wurden mit ſo vielen Unterbrechungen begleitet, daß ſelbſt ein weniger erfahrener Bewerber den Muth nicht verloren haben würde.

Fünftes Kapitel.

Das Scheiden.

Um neun Uhr Morgens ſaßen die Drei eben am Frühſtückstiſche, als ein vertrauter Diener dem Baron einen Brief überbrachte, der, wie er ſagte, von einem geheimnißvollen Boten, der augenblicklich wieder verſchwunden ſei, zurückgelaſſen worden wäre. Emmerich veränderte die Farbe, als er haſtig die wenigen Zeilen, welche der Brief enthielt, überblickte. Er ſtand auf, ſchritt unruhig hin und her, und verließ endlich das Zimmer.

„Der Brief kommt von Tököli,“ ſagte Ferdinand flüſternd, indem er näher zu Marien rückte. „Er beruft Emmerich nach einem Orte, wo ſich bereits eine Menge von ſeinen alten Anhängern verſammelt hat und

ſich mit Hilfe des Seraskiers von Neuem bewaffnet, um Mocacz, welches General Karaffa bedroht, zu entſetzen. Emmerich wird uns bald verlaſſen — die Stunde iſt gekommen — Muth, meine Marie!“

Emmerich hatte in der That die Handſchrift ſeines Herrn und Freundes erkannt, aber der Inhalt war von dem, welchen Ferdinand angab, ſehr verſchieden. Bereits war ein dunkles Gerücht nach Samosko gedrungen, daß Graf Tököli verrätheriſch von dem Seraskier Seiton Paſcha gefangen genommen und an General Karaffa ausgeliefert worden ſei. Der Brief beſtätigte wenigſtens einen Theil dieſes Gerüchts. Er war in lateiniſcher Sprache geſchrieben und enthielt Folgendes:

„Dieſes Wort vom Freunde zum Freunde! — Emmerich Barcoczy, ich grüße Dich aus der Gefangenſchaft. Du hatteſt Recht, als Du mich gegen das Bündniß mit den Türken und Ungläubigen warnteſt. Uebermorgen wird mich der Seraskier nach Adrianopel transportiren laſſen. Wenn Du noch derſelbe biſt, der mir zu Dienſten zu ſein ſchwor, wenn mein Leben oder meine Ehre auf dem Spiele ſtehe, ſo begieb Dich augenblicklich und ſo geheim als möglich nach Veresmart. Dort wirſt Du Kateger, Petroczy, Keudi und andere vertraute Freunde finden. Eurem vereinten Muthe oder Eurer Liſt wird es gelingen, mich frei zu machen.

Du wirſt von ihnen mehr erfahren. Ich will dieſe Verräther verlaſſen, nach Polen fliehen und mich in Sobieski's Arme werfen. Emmerich, ich verlaſſe mich auf Dich!

E. T.“

Was die Wange des Barons bleichte, als er dieſen Brief las, war keineswegs der Gedanke an ſeine eigene Gefahr bei einem ſolchen Unternehmen; es war der an die Folgen dieſes Schritts, welcher außer der Beſorgniß um ſeinen Freund ſich plötzlich vor ſeiner Seele erhob. Auf dem Punkte, ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen, ſah er deutlich ein, daß er durch die Befreiung Tököli's von Neuem ſich als einen entſchiedenen Anhänger des Letzteren darſtellte. Er fühlte überdies, daß er, wenn die einzige Urſache, weshalb er Tököli verlaſſen, ſein Bündniß mit den Ungläubigen beſeitigt ſei, er ihm jetzt, wo er noch nicht durch einen neuen Eid an Oeſterreich gebunden war, ſeine Hilfe nicht verſagen könne. Die Pforte ſchien ſehr geneigt, Frieden zu ſchließen — und Fürſt Abaſi ebenſoſehr. Andererſeits nahm das Verhältniß zu Frankreich und dem Kaiſer bereits eine feindliche Wendung. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß der Krieg, welcher von Neuem ausbrechen konnte, auch Ungarn wieder in Flammen ſetzen würde. Muth und Kampfluſt waren in Emmerichs Bruſt eingewurzelt. Unter Käm-

pfen und Schlachten aufgewachsen, die stete militairische Thätigkeit und die unbegrenzte Freiheitsliebe gerade eines solchen Krieges, wie ihn seine Partei geführt, die Elemente gewesen, aus denen er die Lebensluft eingesogen hatte. Aber die Liebe und ein häusliches Leben hatten ihn jetzt für das Glück des Friedens empfänglich gemacht. Er erinnerte sich überdies an das bei seiner Heirath von Marie entrissene Versprechen, Alles zu thun, was in seiner Macht stehe, um sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Dann dachte er an die Pflicht, die er in der Sorge für das Vermögen seiner Gattin übernommen, welches bei einer Rückkehr zu seiner Partei völlig verloren gehen werde, da der größte Theil ihrer Güter in einem Theile des Landes lag, welcher dem Kaiser nur mit der größten Schwierigkeit abzulocken sein würde.

„Wie dem auch sein mag," sagte er, „ich kann meinen Freund, meinen einst anerkannten Herrn in solcher Noth nicht verlassen. Ich will nach Veresmart gehen, ich will jedes Mittel anwenden, um ihn zu befreien. Ich will es thun, und wenn ihn auch die ganze Armee der ungläubigen Hunde bewachte. Ich will ihn mit unsern Freunden über die polnische Grenze geleiten, dann werde ich ihm Lebewohl sagen; mein Arm gehört meinem Vaterlande, nicht ihm. Nur Ehrgeiz und egoistische Unzufriedenheit können ihn gegen

die Vortheile verblenden, welche der Reichstag von Oedenburg unſerm Vaterlande verſchafft hat. Ich werde es ihm offen ſagen und ihn an der Grenze verlaſſen. Meinem Eide getreu, will ich weder für, noch gegen ihn kämpfen.“

Seine Stirn glühte, als er daran dachte, daß er während des Kampfes in ſeinem Vaterlande müſſig zuſehen müſſe, ſein Herz brannte und alle ſeine angeborenen kriegeriſchen Neigungen erwachten in ihm. „Marie,“ ſagte er leiſe, „ich opfere Dir viel!“

Mit dieſen Gefühlen kehrte er in das Zimmer zurück, wo er Marie und ihren Gaſt gelaſſen hatte. „Verzeiht mir,“ ſagte er zu dem Letztern, „wichtige Geſchäfte nöthigen mich zu einer kleinen Reiſe, die mich mehrere Tage entfernt halten wird. Es ziemt ſich nicht, daß der Wirth das Haus verläßt, ſo lange es geehrte Gäſte bewohnen; aber dringende Umſtände müſſen mich entſchuldigen.“

„Ihr ſeid zu gütig,“ ſagte Ferdinand; „die Erinnerung an Eure Gaſtlichkeit und Güte wird ſtets in meinem Herzen leben. Aber die eine Nothwendigkeit ſtimmt in dieſem Falle wunderbar mit der andern. Ich hatte ſoeben Eurer edlen Gemahlin offenbart, daß dies der letzte Tag ſein müſſe, an welchem ich das Glück genießen könne, in dieſem Schloß zu bleiben. Ich

habe mich mehrere Mal ſelbſt daran erinnert, daß ich bereits zu lange hier verweile. Schon ſeit dem Herbſt erwarten mich einige Freunde in Preßburg, wohin ich ihnen von Wien zu folgen verſprochen habe. Ein ſpäterer Einfall hat mich bewogen, nach Venedig zu gehen und in Raguſa zu landen. Sie haben nichts von mir gehört und ſind ohne Zweifel um mich beſorgt. Erlaubt mir, das Haus mit Euch zu verlaſſen und mich nach Weſten zu wenden, während Euer Weg Euch vielleicht nach einer andern Richtung führt.“

„Ich bitte Euch,“ ſagte Emmerich mit cordialer Höflichkeit, „beſtraft meine Unziemlichkeit nicht mit einer ſo plötzlichen Abreiſe. Ich würde in Euch dringen, hier zu bleiben, wenn mich meine Frau begleitete; aber da ſie zu Hauſe bleiben wird, ſo dürfte es Eure Jugend und Euer hübſches Aeußere unpaſſend für Euch machen, ihr in der Abweſenheit des Herrn vom Hauſe Geſellſchaft zu leiſten. Ich bitte Euch, einen von Euren Ausflügen zu machen und in einigen Tagen hierher zurückzukehren.

Der Fremde ſchien von Emmerichs Güte gerührt, gab aber ſo dringliche Gründe für ſeine Weigerung an, daß der Letztere endlich zurückſtand. Sie kamen daher überein, ſobald als möglich aufzubrechen, und der Gaſt verließ das Zimmer, um die nöthigen Anordnungen zu

treffen. Marie ſah nicht ohne Schrecken ihren Freund ſich auf eine ſo baldige Abreiſe vorbereiten. Dunkle Empfindungen der Betrübniß vermiſchten ſich in ihr mit dem Gedanken an eine drohende Zukunft, die durch den geheimnißvollen Brief, den er heute erhalten hatte, durch Ferdinands Verſicherung, daß er ihn zu einer neuen Rebellion auffordere, und durch Emmerichs Entſchluß, ſie auf ſo lange zu verlaſſen, beſtätigt und deutlich wieder erweckt wurde. Sie fühlte ſich daher gegen den Letzteren verſtimmter, als je, und als er ſich, nachdem er dem Diener einige Befehle gegeben hatte, neben ſie ſetzte, zärtlich über die Trennung klagte, und ſie liebevoll umarmen wollte, machte ſie ſich los und ſagte mit ſchneidendem Tone:

„Dürfte ich mir vielleicht erlauben, zu fragen, wer den Brief geſchrieben hat, welcher Dich ſo unwiderruflich von mir hinwegreißt?“

„Du weißt, Holdeſte,“ antwortete er mit einem gezwungenen Lächeln, „daß Du Dir mit Deinem armen Sclaven Alles erlauben kannſt. Darf er ſich wohl erlauben, Dir dies eine Mal nicht zu antworten?“

„Du weißt vielmehr,“ ſagte Marie bitter, „daß Du das Recht haſt, zu thun, was Du willſt. Ich hätte die Frage ſparen können. Allerdings weiß ich nicht, was in Deinem Briefe ſteht; aber ich glaube den

Inhalt zu errathen. Er ladet Dich vielleicht zur Theilnahme an neuen geſetzwidrigen Unternehmungen ein. Bedenke wohl, was Du vornimmſt: den Frieden brechen, das Blut unſchuldiger Bürger vergießen, hartnäckig eingebildete Rechte behaupten, deren Verluſt durch andere Vortheile erſetzt wird, kann nie gute Früchte bringen und wird endlich Verbannung oder einen ſchmachvollen Tod zur Folge haben; bedenke Alles dieſes wohl.“

Emmerichs Geſicht überzog ſich mit einem dunklen Purpur. Die Vorwürfe ſeiner Freunde, daß er ſich der unwürdigen Herrſchaft eines Weibes unterworfen habe, ſanken zum erſten Male in ſein Herz, und während er fühlte, welches Opfer er um ihretwegen zu bringen im Begriff war, wurde er durch die Ermahnungen doppelt verwundet.

„Mein liebes Kind,“ ſagte er mit affectirter Ruhe, „ſchönen Frauen geziemt Alles, nur nicht das Einmiſchen in politiſche Angelegenheiten. Es iſt gerade, als ob ich am Heerde ſtehen und kochen, oder mich an den Stickrahmen ſetzen wollte.“

Marie ſchwieg beſchämt und es trat eine kurze Pauſe ein, welche durch den Eintritt Ferdinands unterbrochen wurde. Marie erſchrak, als ſie ihren Freund

in der Reiſekleidung ſah und kurz darauf, wurden die Pferde vorgeführt.

„Ihr ſeid bereit, und ein längerer Aufenthalt würde uns Beiden läſtig ſein," rief Emmerich, der weitern peinlichen Empfindungen durch eine ſchnelle Abreiſe zu entgehen wünſchte.

Er wendete ſich zu Marien, um von ihr einen kalten Abſchied zu nehmen. Als er aber auf ſie blickte, ergriff ihn der Anblick jenes bleichen, ſchönen Weſens mit ſeltſamer Gewalt. Er ſchlang ſeinen Arm um ſie, hielt ſie trotz ihres Ringens gewaltſam feſt und küßte ſie mehrere Male mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die Sitte, welche ſelbſt jetzt ſolche Liebkoſungen von Ehemännern in Gegenwart Fremder verdammt, geſtattete ſie zu jener Zeit der Zurückhaltung und des Ceremoniels noch weniger. Für Marien waren ſie nothwendigerweiſe doppelt unangenehm, da ihr ſcheidender Liebhaber davon Zeuge war, dreifach aber nach der ſoeben ſtattgefundenen Scene. Zartſinnige Frauen fühlen ſich von der ſinnlichen Bewunderung derjenigen, welche ihnen Mangel an Achtung beweiſen, weit mehr verletzt, als geſchmeichelt. Sie wand ſich zornig los, und in dieſem Augenblicke war in ihrem Herzen etwas dem Widerwillen gegen ihren Gatten ſehr Aehnliches zu finden.

Jetzt näherte ſich Ferdinand und verabſchiedete ſich

von ihr mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit des gut bewirtheten Gaſtes. Keine Miene, kein Wort verrieth eine tiefere Bewegung. Sie ſtand ſtumm und erſchüttert da und ſah beide Reiſende das Zimmer — das Haus verlaſſen. Eine unwillkürliche Bewegung führte ſie an's Fenſter. Die beiden Männer ſchüttelten einander die Hand, wünſchten einander alles Gute und nahmen, wie es ſchien, ein herzliches und höfliches Lebewohl. Dann ſtiegen ſie auf. Ferdinand ritt mit ſeinem Diener aus dem Thor, dann wendete er ſich zur Linken, — Emmerich folgte ihm und ſchlug die Straße zur Rechten ein. Er war von mehreren Dienern begleitet. Jetzt waren ſie ihr aus den Augen verſchwunden, ſie befand ſich ganz allein. Lange ſtand ſie, wie von einem ſchmerzlichen Schlage betäubt, da. Endlich aber erleichterte ein Thränenſtrom ihr Herz.

Sechſtes Kapitel.

Die Entdeckung.

Sie konnte es ſich nicht vorſtellen, ſie vermochte es nicht zu faſſen, daß er ſo — ſo! von ihr geſchieden war! Nach einer ſolchen mit ihr verlebten Zeit, ſolchen Scenen — ſie ſo ohne Abſchied, ohne zärtliches Lebewohl zu verlaſſen! „Deine Weigerungen haben ihn endlich ermüdet," ſagte ſie zu ſich. „Aber ach! ſie verlangte ihn nicht zu beſitzen, ſie hätte ihm nur noch ein Mal zu ſagen gewünſcht, daß ſie lieber unglücklich, als eine Ehebrecherin ſein wolle. Sie wünſchte ihn nur zu ſehen, noch ein Mal Segen auf ſein Haupt herabzuflehen. Lange Zeit dachte ſie, daß es nicht ſo geſchieden ſein könne, daß er zurückkehren müſſe; aber der Tag ſchlich langſam dahin, und ſie wartete vergebens auf ihn. Der Abend war bereits eingebrochen, als ſie es nicht länger im Hauſe mehr aushalten konnte. Sie legte einen Mantel um, zog einen Schleier über

ihren Kopf und ſagte ihren Dienerinnen, daß ſie nur ausgehe, um im Garten ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen. Sie ging jedoch nicht in den Garten, ſondern ſtieg den Schloßberg nach der Straße hinab, die in ſüdweſtlicher Richtung vorüberführt.

Eine unausſprechliche Furcht trieb ſie vorwärts, aber die Dunkelheit kam immer tiefer und tiefer heran und ſie beſchloß endlich, zurückzukehren. Als ſie ſich nochmals umſah, erblickte ſie in einiger Entfernung eine weibliche Geſtalt, die aus einer Bergſchlucht hervorkam, und welche ſie an ihrem grotesken, phantaſtiſch zerlumpten Coſtüm für eine Zigeunerin erkannte.

Das Weib trug ein halbnacktes Kind auf ihrem Arm; ſie ſchien Marien, die mit kurzen, ſchnellen Schritten auf der Straße dahineilte, nicht zu bemerken, ſondern folgte dem obern Bergpfade, hielt ſich beſtändig ein wenig hinter ihr Kind, indem ſie in einer Sprache, welche aus mehreren verſchiedenen zuſammengeſetzt zu ſein ſchien, zu ihm redete. Plötzlich begann ſie mit heller, jugendlicher Stimme ein Lied, welches in die Seele der Zuhörerin drang.

Die Melodie bewegte ſich eintönig-klagend nur in wenigen Noten. Die Worte waren in dem reinſten Serbiſch, und eine kurze Pauſe, welche die Sängerin zwiſchen jedem Verſe machte, ließ Marien vermuthen, daß das Lied der Erguß momentaner Empfindungen,

oder erſt jetzt aus dunkeln Reminiſcenzen zuſammengeſetzt ſei. Die Worte waren folgende:

„Wehe mir, was ſtöhnt ſo klagend dorten?
Läutet eine Glocke? ſchreit der graue Kukuk?
Lili, lili!*)

„Glocke wird vom hohen Thurme ſchallen,
Von dem hohen Baume, wär's ein Kukuk.
Lelo, lelo!**)

„Iſt's die Jungfrau auf dem Bergpfad?
Iſt's auf ihrem Arm ihr holdes Kind?
Lili, lili!

„Wund und blutig iſt ihr ſchön weiß Antlitz,
Und ihr klein ſchwarz Auge iſt geſchwollen.
Lelo, lelo!

„Ihre leichten Füße bluten wund vom Gehen,
Ihre gelben Stiefeln ſind von Blut durchnäßt.
Lili, lili!

„Liebſter, ſchmauſeſt Du im weißen Hauſe?
Liebſter, jagſt Du in dem grünen Wald?
Lelo, lelo!

„Liebſter, gieb mir Deinen rundgefleckten Mantel,
Daß ich mit ihm Deinen Knaben decke.
Lili, lili!

---

*) Lili: wehe!

**) Lelo: Schmerz!

„Gieb mir Deine ſchwarze Wolfsfell-Mütze,
Daß ich mein Geſicht damit verberge.
Ledo, ledo!

„Mit der Peitſche hat die Mutter mich vertrieben:
Dirne, geh, ſuch Deinen fremden Liebſten.
Lili, lili!

„Seit drei langen Jahren und drei Tag und Nächten,
Liebſter, ſuch' ich Dich durch Wald und Berge.
„Ledo, ledo!

„In den weißen Zelten ſucht ich mit dem Knaben —
Auf dem Schlachtfeld ſucht' ich unter Leichen.
Lili, lili!

„Heult der Sturm und mein ſchwarz Haar jetzt flattert,
Liebſter, nimm mich auf in Deinem weißen Hauſe!
Ledo, ledo!

„Fällt der Schnee und iſt mein Kind erſtarrt,
Liebſter, nimm uns auf an Deinem warmen Heerd.
Lili, lili!“

Marie, die nur mit einem andern ſlaviſchen Dialekte bekannt war, verſtand nicht alle Worte des Liedes; aber ſie konnte deren Bedeutung hinlänglich errathen, um ſie ihrer eigenen Lage angemeſſen zu finden. Wie ſie über den Gebirgspfad dahinging und ihren Geliebten ſuchte, hätte auch ſie ihren Ruf des Wehs und Schmerzes den Bergen anvertrauen können. Aber was einen beſonders ſtarken Eindruck auf ſie machte, iſt ein Ge-

heimniß des Liedes, welches von keiner Ueberſetzung wiedergegeben werden kann. Denn während die Sängerin ihren Verſen ein klagendes Lili oder Ledo nachſendete, ſchien ſie zu gleicher Zeit die Götter der Liebe anzurufen, welche in der alten ſlaviſchen Mythologie dieſe Namen tragen. Ledo! lili! hallte es in Mariens Herzen wider.

Während des Zuhörens hatte ſie ihren Schritt unwillkürlich verzögert, ſo daß die Zigeunerin, welche ſchneller ging, als ſie, ſie bald einholte. Sie hatte kaum die Fremde bemerkt, als ſie ſie auch anredete, und im reinſten Ungariſch, aber mit orientaliſcher Höflichkeit begann:

„Schönſte Dame, möge die Blume Deiner Geſundheit nie verdorren! möge die Quelle Deiner Liebesfreuden nie vertrocknen! möge die giftige Schlange und die ſchwarze, mörderiſche Peſt vor Dir fliehen! — ſage mir, bin ich noch fern von Samosko?“

Marie hatte die Begrüßung mit einer anmuthigen Neigung des Kopfes beantwortet. Bei der letzten Frage blickte ſie aber plötzlich etwas überraſcht auf.

„Sucht Ihr dort ein Nachtquartier?“ fragte ſie.

„Ich bin gelaufen, bis meine armen Füße blutig waren, ich bin wund und todtmüde, keine Seele würde mir irgend Etwas abſchlagen; aber ſage mir, iſt es noch weit von hier?“

„Ganz nahe," antwortete Marie, „auch mein Weg führt dorthin."

„Das ist gut," antwortete die Zigeunerin und begann den steilen Abhang des Berges herabzuklettern. Ihre geschmeidigen Glieder verrichteten dies ohne große Mühe. Nach wenigen Augenblicken war sie an Mariens Seite; die Letztere konnte sie jetzt genauer betrachten.

Sie sah eine hohe, schlanke Gestalt von kaum achtzehn Jahren mit kräftigen, aber nicht groben Gliedern. In dem ovalen, aber mit orientalischer Schönheit geschnittenen Gesicht war nicht zugleich die orientalische Starrheit, die todte, kalte Regelmäßigkeit der Züge zu sehen, welche oft das Herz des fühlenden, abendländischen Beschauers zusammenschnürt. Im Gegentheile, es besaß einen Grad von Beweglichkeit, der die Seele erkennen ließ, und der das Gesicht reizend gemacht haben würde, wenn selbst die daraus hervorschimmernden Augen weniger schwarz und strahlend gewesen wären. Blendendweiße Zähne, kohlschwarzes Haar in massigen Falten und die dunkle Farbe ihrer Haut bewiesen ihren Ursprung, und wenn ihr Lied von dem schönen, weißen Gesicht sprach, so war das Beiwort vielleicht nur von den serbischen oder wallachischen Liedern entlehnt. Die Luft und Bewegung hatte jedoch den Wangen der Wandrerin eine blühende Farbe gege-

ben, ſo daß ſie eher von hellem Braun, als unangenehmem Gelb zu ſein ſchien. Das ſchwarze, um ihren Kopf gewundene Tuch ſtand ihr gut; es war mehrfach von Purpurbändern durchſchlungen und von ihm hingen größere und kleinere Silbermünzen herab, welche einen Halbkreis um ihre Stirn bildeten. Mehrere von den Münzen fehlten und ſchienen gebraucht worden zu ſein, um die Koſten der Reiſe zu beſtreiten. Das ganze Coſtüm vertrieth einen verſchwundenen Wohlſtand, einen verblichenen und von der Zeit verwiſchten Glanz. Der kurze, ſchwarze Rock des jungen Weibes war einſt mit Goldborten beſetzt geweſen, die jetzt aber zerriſſen daran herabhingen. Das vom Alter gelb gewordene Hemde wurde unter dem Buſen von einem alten, goldgeſtickten Gürtel zuſammengehalten und hing aufgebauſcht über den Rock. Es war an mehreren Stellen zerriſſen; aber trotz ſeines ſchadhaften Zuſtandes waren die Aermel mit rothen Bändern aufgeknüpft und es am Halſe und dem Handgelenke mit bunten Steinen ſtatt der Knöpfe befeſtigt. Auch der Buſen war mit mehreren Schnüren bunter Glasperlen geziert, an welchem im ſeltſamem Verein ein kleines Crucifix und mehrere orientaliſche Talismane hingen. Kein Strumpf bedeckte die Füße und an den gelben Stiefeln, die, wie das Lied ſagte, vom Blut durchnäßt waren, befanden ſich Sporen, welche bewieſen, daß ein Theil ihrer Reiſe zu Pferde gemacht worden war. Sie trug unter ihrem Arme

nicht den Medicinkaſten, womit andere Zigeunerweiber gewöhnlich als Dorfärzte im Lande umherſchweifen. Ihre Pilgerſchaft ſchien einen andern Zweck, als den, ihr Brot zu verdienen, zu haben. Ein viereckiger Shawl von der ſchlechteſten Art des Pelzes, der ſchlecht zu dem Ueberreſte ihres Putzes paßte, und den ſie offenbar erſt auf der Reiſe erlangt hatte, war unter ihren Knien zuſammengebunden und ſchien Alles zu ſein, was ſie einigermaaßen vor der Kälte ſchützte. Auch das ſonſt völlig nackte Kind war in einen ähnlichen Shawl gehüllt, und es war peinlich, zu ſehen, wie die Decke bei ihrer ungenügenden Größe beſtändig das eine oder andere Glied ungeſchützt ließ. Der Knabe ſelbſt ſchien ſich jedoch nur wenig darum zu kümmern, und blickte, an jede Art des Wetters gewöhnt, gegen die Hitze eben ſo unempfindlich, wie gegen die Kälte, mit dreiſter, unerſchrockener Miene um ſich. So ſtand die Zigeunerin jetzt neben unſerer Heldin, deren edle, einfache Geſtalt in einen kleinen, mit Pelz verbrämten Atlasmantel gehüllt, und deren nonnengleich, mit einem dicken Schleier bedeckter Kopf den auffallendſten Contraſt gegen die phantaſtiſche, groteske Figur ihrer Begleiterin bildete.

Marie beugte ſich freundlich über den armen Knaben, aber er ſchlug ſie mit kindiſcher, ſtets ungezügelter Heftigkeit mit der geballten Fauſt in's Geſicht. Der Tadel ſeiner Mutter war nur leicht.

„Ruhig, Knabe,“ ſagte ſie mit einem halben Lächeln; „ſchlägſt Du ein Weib? Er iſt ein dreiſter Schelm,“ fügte ſie, zu Marien gewendet, hinzu.

Die Letztere wanderte ſchweigend dahin. „Bitte, ſagt mir, ſchönſte Dame,“ begann die Zigeunerin von Neuem, „ob ich den Baron Barcoczy in Samosko daheim finden werde?“

„Welchen Baron Barcoczy meint Ihr?“ fragte Marie, indem ſie überlegte, was ſie antworten ſollte.

„O, ich meine den jungen, hübſchen Emmerich; wer kümmert ſich um Stephan, den alten Wehrwolf!“

„Und was wollt Ihr bei Emmerich Barcoczy?“ fragte Maria mit einiger Unruhe.

„Ich will ihm etwas bringen, was ihm gehört.“

„Kennt Ihr ihn denn?“

„Das ſollte ich denken,“ antwortete Jene mit einem bedeutſamen Lächeln. „Da Ihr ſo ſpät nach Samosko geht, ſeid Ihr vielleicht ſeine Schweſter, oder —“

„Das bin ich,“ ſagte die von einem peinigenden Verdacht erfüllte Maria ſchnell. „Aber was wollt Ihr ihm bringen?“

Die Zigeunerin zauderte einen Augenblick, dann ſagte ſie dreiſt: „Dieſen kleinen Burſchen hier.“

Marie hatte ihren Schleier über ihr Geſicht gezogen; deſſenungeachtet bemerkte aber die Fremde wahrſcheinlich eine Veränderung an ihr, denn ſie fuhr fort:

„Beurtheilt mich nicht ſo hart! Ich weiß, daß es den Schweſtern nicht lieb iſt, wenn ihre Brüder ſolche Dinge thun. Aber das Herz iſt einmal ſo geſchaffen, es fragt nicht nach Rang und Reichthum, nach Gott und der Kirche. Und ſeht Ihr, das Kind hat eine chriſtliche Taufe erhalten, ich habe es Emmerich verſprechen müſſen, als er mich verließ.“

Sie ſchlug den Pelz, welchen das Kind trug, zurück, und zeigte ein Bild der Jungfrau, welches an ſeinem Halſe hing.

„Iſt es möglich!“ erwiederte Marie, die unwillkürlich ſtehen geblieben war, „Emmerich!“ — die ſtreitendſten Gefühle beſtürmten ihr Herz.

„Seid nicht zu ſehr verwundert,“ fuhr Jene nicht ohne Bewegung fort; „ſagt mir lieber, wo ich Euern Bruder finden werde.“

„Ihr werdet Emmerich nicht finden, wohl aber ſeine Frau.“

Da die Zigeunerin nicht antwortete, blickte Marie auf und bemerkte, daß ſie die Farbe gewechſelt hatte und ihren Knaben dicht an ihren Buſen drückte. —

„Armer Junge!“ ſagte ſie endlich, „er iſt alſo verheirathet! — Nun, ich hätte es tauſendmal denken können. Ich bin ihm drei Jahre lang treu geblieben, und vielleicht noch eins mehr, und ich hätte manchen ſchönen Fang thun können; aber ich konnte außer ihm Keinen leiden. Emmerich iſt jedoch gut. Er wird ſeine alte, braune Liebſte nicht fortſchicken. Schade, daß er nicht daheim iſt,“ fügte ſie, ſtehenbleibend, hinzu. „Armes, nacktes Kind! Sagt mir, iſt die Frau böſe?“

Marie wurde von tiefem Mitleid ergriffen. „Das iſt ſie nicht,“ antwortete ſie, „mein armes Mädchen. Kommt mit mir! wohin wollt Ihr jetzt gehen? Ihr könnt vor Abend kein Haus erreichen, und dort iſt Samoska.“

„Meine Mutter hat mir wohl geſagt, wie es kommen würde,“ erwiederte die Zigeunerin. „Sie hat mich wund und blutig geſchlagen, denn ich wollte Emmerich nicht laſſen. Allerdings kann er mich nicht heirathen, aber er hätte auch kein anderes Mädchen zu nehmen gebraucht, und überdies hat er es tauſendmal geſagt, daß er es nicht thun wolle, da er ſein ganzes Leben lang ein freier Soldat bleiben werde. Aber es iſt ſicher nicht ſeine Schuld; er muß ein reiches Mädchen geheirathet haben, weil ihm der Kaiſer ſein ganzes Vermögen genommen hat; in ſeinem Herzen hat er aber gewiß nur ſeine Koſſanya behalten.“

„Der Verräther!“ rief Marie, von dieſen Worten tief angeregt.

„Möge Euer Hals ewig ſchmerzen!“ rief die Zigeunerin zornig; „weshalb ſchmäht Ihr Euern Bruder? Ihr ſeid eine ſchöne Schweſter, weshalb lauft Ihr hier ſo ſpät noch auf der Straße umher?“

Sie waren jetzt dem Hauſe ganz nahe gekommen.

„Nicht ſeine Schweſter bin ich,“ ſagte Marie, „ſondern ſeine angetraute Gattin,“ und wie um den Verdacht ihrer Nebenbuhlerin, daß Emmerich ſie nur wegen des Geldes geheirathet habe, zu vernichten, warf ſie bei dieſen Worten ihren Schleier zurück und zeigte das ſchönſte Geſicht in Ungarn.

Die Zigeunerin ſtarrte ſie lange feſt an; auf ihren Zügen malte ſich eine unbeſchreibliche, aus Ueberraſchung, Schmerz und Furcht zuſammengeſetzte Bewegung. Sie öffnete ihre bebenden Lippen; aber kein Laut ließ ſich vernehmen. „Dann iſt Alles vorüber!“ ſagte ſie endlich. „Denn ich will Euch nicht fluchen, aber ich kann Euch auch nicht ſegnen. Ihr ſeid weiſe, wie der heilige Geiſt, und ſchön, wie eine Houri! Ihr habt keines Zaubers bedurft. Es iſt nicht mehr, als natürlich, daß er Eure Liebe wünſcht; denn Euer Geſicht iſt weiß, wie der Schnee auf dem heiligen Berge. Eure Lippen glühen, wie die Sonnenwolken am Abend-

himmel. Aber das Geſicht iſt nicht der beſte Theil von uns, das Herz iſt noch mehr werth. Und denkt nicht, daß ich ſtets ſo blaß und abgezehrt geweſen bin, wie ich jetzt vor Euch ſtehe. Koſſanya war ein hübſches, junges Ding, als ſie vierzehn Jahre alt war und ſie Emmerich Barcoczy am Ufer der wallachiſchen Aluta Gold waſchen ſah. Ihre Augen waren ſchwarz, wie die Schlehen draußen auf dem Felde, ihre Brauen, wie die Blutegel am Seegeſtade, und ihre Wangen wie der rothe Wein im Brauthauſe. Die jungen Burſchen, die Chriſten ſowohl, wie die Rechtgläubigen, waren um ſie alle in Flammen. Die Muſelmänner würden eine Moſchee niedergebrannt haben, wenn ſie es ihnen geheißen hätte, und die Raizen und Magyaren ſchworen, daß ſie Gott erſchlagen ſolle, wenn ſie nicht die Donau hinauf nach Wien ſchwimmen würden, um einen Kuß von Koſſanya's Lippen zu erlangen. Aber Koſſanya liebte nur den einen Chriſten, und keinen Türken und keinen aus ihrem Volk. Als das Heer jedoch nach dem Zipſer Comitate herabging und Emmerich nicht zurückkehrte, und ihr auch keine Nachricht zukommen ließ, zerkratzte ſie ihr Geſicht und riß das Haar von ihrer Stirn und weinte ſich blind und härmte ſich all' ihr Fleiſch ab. O, Emmerich! — o, Emmerich! —" fügte ſie laut weinend hinzu: „Du haſt meine Schönheit gemordet! O, Emmerich! Du haſt mir das Herz gebrochen! Mögen Dir die heiligen Engel vér-

zeihen, von mir sollst Du nichts mehr hören; aber der arme Knabe hier soll ein Türke werden.“

Mit diesen heftig ausgestoßenen Worten wollte sie davonellen, aber Marie hielt sie zurück. „Bleib, armes Mädchen; um Deines Knaben willen bleib heute Nacht hier! morgen wollen wir von der Zukunft reden.“

„Wird er morgen kommen?“ fragte das braune Mädchen zaudernd.

„Unter einigen Tagen schwerlich,“ antwortete Marie.

In diesem Augenblick näherten sich mehrere Mägde, die, über die Abwesenheit ihrer Herrin unruhig auf sie zueilten, sobald sie sie mit der Fremden erblickten. Die Zigeunerin hatte sie kaum bemerkt, als sie sich gewaltsam von Mariens sanften Händen losriß und im Tone der Pein ausrief: „Laßt mich gehen! sie würden mich nur verspotten! und vielleicht auch Ihr mit Eurer heiligen Miene! Komm, komm, armes Emmerichskind! in den Gebirgswald will ich, und der kalte Stein soll mein Bett, der Weißdorn unser Abendmahl sein, und der Sturmwind unser Schlaflied heulen! komm! —“

Sie schoß mit Windeseile den Schloßberg hinab, und bald verbarg die Finsterniß der Nacht die Flüchtige vor Mariens Augen.

In ihrem Zimmer angekommen, warf sich die

Letztere mit der heftigsten Bewegung auf einen Stuhl. „Was habe ich gehört!“ rief sie im Tone tiefsten Schmerzes, „für welchen Mann habe ich mein Herz, mein Glück und das meines treuen Ferdinand geopfert! Ich hielt mich wenigstens für geliebt, und ich theile sein Herz mit einer erbärmlichen Landstreicherin, deren Volk die Hefe der Menschheit ist. Ich hielt ihn wenigstens für ehrenhaft, und für eine verächtliche Befriedigung der Sinne opfert er ein armes Geschöpf auf, das jetzt in dieser Winternacht mit blutenden Füßen durch den Gebirgswald wandert und vielleicht mich, die Unschuldige, verwünscht. Und an diesen Mann bin ich auf ewig gebunden! o, Ferdinand! o, Ferdinand!“

Ein leises Geräusch — sie blickte auf — und Ferdinand stand vor ihr. Er war in einem andern Costüm — ein weiter Reisemantel bedeckte die kaiserliche Uniform nur halb.

„Marie,“ sagte er schnell, „der Augenblick ist erschienen, zögere nicht, ich habe eine Reiterschaar bei mir. Ich hatte beschlossen, das Haus, wenn es sein mußte, mit Sturm zu nehmen; aber Alles begünstigte meine Wünsche. Ich fand Thüren und Thore offen, wie mir eine von Deinen Mägden versprochen hatte. Zögere nicht, meine einzig Geliebte.“

Er umarmte zärtlich das schöne, todtenbleiche Weib.

Durch die unausſprechliche Angſt während des ganzen Tages über alle Widerſtandsfähigkeit hinausgeſchwächt, durch die Entdeckung der Treuloſigkeit Emmerichs heftiger, als je, aufgeregt, ſank ſie in die Arme des Verräthers. „Ich bin Dein,“ murmelten ihre bebenden Lippen, „thue, was Du willſt.“

„Dann laß uns eilen, Geliebte,“ rief Ferdinand und trug ſie an die Thür. Aber hier ließ er ſie nieder und fügte hinzu: „Laß uns jedoch auch für unſere Sicherheit ſorgen. Gieb mir den Schlüſſel zu Deinem Pulte. Nur einen Augenblick,“ fügte er hinzu, als ſie zauderte, und löſ'te das Schlüſſelbund ab, welches ſie nach Hausfrauenart an ihrem Gürtel trug. Er hatte bald den rechten gefunden, öffnete einen kleinen Schubkaſten und nahm mehrere, Mariens Vermögen betreffende Papiere und ihren Trauſchein heraus. Er ſchien ſich während der Woche ſeines Beſuchs vollkommen über Alles unterrichtet zu haben. Marie, die mit Bewußtloſigkeit kämpfte, ſah nicht, was er that. Sie fühlte ſich von Neuem erhoben und durch das Haus getragen, aus welchem alle Zeugen durch die Magd, die Ferdinand beſtochen hatte, entfernt worden waren. Vor dem Thore warteten mehrere Männer, die ſie in einer bereitſtehenden Sänfte den Schloßberg hinabtrugen. Unten befand ſich eine kleine Schaar von Reitern, ihren Uniformen nach zu ſchließen, kaiſerliche Soldaten. Hier

nahm ein Schlitten die Flüchtigen auf und trug ſie unter der Bedeckung der Reiter nach Eperies, wo ſie kaiſerliche Truppen fanden. Unterdeſſen hatte Ferdinand Marien mitgetheilt, daß General Karaffa ihm ſelbſt dieſe Truppen anvertraut habe, und daß ſie in dem Lager bei Kaſchau ein Prediger erwarte, um ihre Hand in die ſeine zu legen.

Während ihres kurzen Aufenthaltes in Eperies zerriß er den Trauſchein vor den Augen Mariens, die, verwirrt und vor Schaam glühend, keinen eigenen Willen mehr hatte, in Stücke. Nur eins wünſchte ſie — Ungarn ſo bald wie möglich zu verlaſſen. Fern von ihrem Vaterlande, in dem geräuſchvollen Leben der Hauptſtadt, von jedem äußern Gegenſtande, der ſie an die Vergangenheit erinnern konnte, entfernt, hoffte das arme, ſchwache Weib eher zu vergeſſen.

Aber ach! wenn es wahr iſt, daß beſtändiger Wechſel und der Reiz der Neuheit, der unabhängige Kreislauf der äußern Ereigniſſe, die Anziehung des Schönen, welches wir in einer neuen, fremden Welt entdecken, endlich ſelbſt das am tiefſten verwundete Herz heilen kann, ſo lange es der Schmerz iſt, welcher es geſchwächt hat, ſo iſt es doch nicht ſo, wenn die Schuld es daniederdrückt. Der Stachel des Gewiſſens kann mit aller Anſtrengung unſers Willens nicht verbannt werden; wir können dieſem verfolgenden Mahner ſelbſt

nicht in dem raſendſten Wirbel wechſelnder Ereigniſſe und Erfahrungen entgehen!

Ferdinand gab Mariens Bitten nach, blieb nur lange genug, um mit ſeiner Braut verbunden zu werden, und ſich mit den unentbehrlichſten Bedürfniſſen zu verſehen, im Lager Karaffa's, und kam unter dem Schutze der überall ſtehenden kaiſerlichen Truppen bald an die öſterreichiſche Grenze. Wenige Wochen nach der Flucht von Samosko nahm Wien mit allen Vergnügungen die Reiſenden auf.

Siebentes Kapitel.

Die Früchte des Irrthums.

Diese Erzählung ist nicht ohne gewisse Absicht so bisher Schritt für Schritt geführt, und von dem Verfasser bei Punkten, welche vielleicht von der geringsten Wichtigkeit zu sein scheinen, am längsten aufgehalten worden; denn nicht die Handlungen selbst sind es, was dem Menschen Werth giebt oder ihm denselben nimmt, was ihm unsere Billigung verschaffen, oder ihm unsere Verachtung zuziehen sollte. Nur wenn wir den Weg, welchen die Seele genommen hat, ehe sie bei ihrem Ziele, der That, ankommt, gut kennen gelernt haben, nur wenn wir wissen, welche äußere Gewalten Einfluß auf die Bildung des innern Entschlusses ausgeübt haben; welchen Saamen die Erziehung und frühere mäch-

tige Umſtände in jedes menſchliche Herz gelegt haben, und in welchem Grade es die Vorſehung für eine ſolche Saat empfänglich gemacht hat, erſt dann können wir urtheilen, bewundern und billigen, entſchuldigen oder verdammen.

Ungeſetzliche Handlungen, wie wir ſie Emmerich Barcoczy zu wiederholten Malen begehen ſehen, werden wir vielleicht um ſeiner Gutherzigkeit willen entſchuldigen. Aber können wir eben ſo nachſichtig gegen Marie ſein, die mit dem Geſetze, welches die bürgerliche Geſellſchaft zuſammenbindet, zu gleicher Zeit auch das der Religion, der Moral verletzte, indem ſie den heiligſten aller Eide brach? Wir werden es, wenn wir dem Pfade, auf welchen das Schickſal das arme Mädchen geführt hat, ſorgfältig folgen. Es gab ihr ein warmes, zärtlich fühlendes Herz und verſagte ihr alle Mittel, dieſes Herz durch gereiften Verſtand oder freie Willenskraft aufzuwiegen, indem es ſie wieder und immer wieder in untergeordnete Umſtände oder ſolche, wie ſie ihr aufgezwungen wurden, brachte. Es verſagte ihr die Erfüllung des glühendſten Wunſches ihrer Jugend, nur um ihn durch Jahre der Entbehrung zu einem verzehrenden Feuer anzufachen, und dann in einem verrätheriſchen Augenblicke den langerſehnten Gegenſtand vor ihre Seele zu bringen. Sie hatte ſich ſeit ihrer früheſten Jugend in dem beſchränkteſten Kreiſe bewegt,

und länger, als es die Natur gestatten sollte, den jugendlichen Traum gehegt, daß ihre Frauenbestimmung das Glück der Liebe sei, ein Irrthum, der eher unserer Zeit angehört, welchem aber Marie durch ihre Individualität unterworfen wurde.

Und selbst wenn wir durch die umständliche Darstellung innerer und äußerer Anreizungen hoffen könnten, Emmerich zu reinigen und Marien von Schuld freizusprechen, so vermag doch keine Leidenschaft, kein Drang der Umstände, den Verräther zu entschuldigen, der berechnend und umsichtig Betrug und List zu Hilfe rief, die heiligen Rechte der Gastfreundschaft mit Füßen trat, und das noch heiligere Band der Ehe zerriß.

Nicht die ungezähmte Leidenschaft des menschlichen Herzens, die zur Flamme ausbrechend und sich verderblich verbreitend, alle Schranken vernichtet; nicht die ungezähmte Kraft, die in wüthenden Ausbrüchen wilder Rauhheit zarte Blüthen, schöne Blumen zertritt — nicht diese machen das größte, das wahrste Uebel der Welt aus. Es ist Polter, schleichender Egoismus, herzlose Selbstsucht, die mit ihren Begleitern, dem Verrath, Betrug, der Heuchelei, mit leichter Mühe die Palme davon tragen, weil sie wissen, was sie thun, während die Leidenschaft in wilder Wuth ihre eigenen Waffen zerstört.

Im Laufe zweier furchtbarer Jahre hatte Marie die Erfahrung gewonnen und ſie auf das Trübſte anwenden gelernt. Ihr Geiſt bedurfte nur die Erfahrung ihrer jetzigen Lage, um jedes Verhältniß mit ſcharfem, unparteiiſchen Auge zu überſchauen. Mitten in der Welt und ihren vielfältigen Berührungspunkten, konnte ſie nicht lange über Ferdinand verblendet bleiben.

Der verſtändige Leſer hat vielleicht bereits bemerkt, daß in dem Herzen des Letzteren nie wahre Liebe gewohnt hatte. In jüngern Jahren, wo er mit einer theilweiſe äſthetiſchen, theilweiſe chevalereskin Entwickelung Vergnügen an ſentimentalen Galanterien empfunden, hatte er eine Intrigue mit dem hübſcheſten Mädchen in Ungarn als eine angenehme Unterhaltung betrachtet. Selbſt arm, war ihm nie die Idee in den Kopf gekommen, ein ſo armes Mädchen zu heirathen; ebenſowenig wollte er ſie elend machen, denn er war kalt, ehrgeizig und heuchleriſch, aber nicht ſinnlich. Er fand es daher ganz natürlich, ſich, als der alte Opray um Marien warb, zurückzuziehen, und in Wien ein neues Glück zu ſuchen. Sein hübſches Aeußere, ſeine glänzende Bildung, gewannen ihm bald die Gunſt beider Geſchlechter. Seine edle Geburt, wie der Einfluß ſeines Onkels bahnte ihm den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen. Aber eins mangelte ihm — das Vermögen. Eine reiche Heirath ſollte dieſem Uebel abhel-

ſen. Aber dieſe Erbin war alt und häßlich, der Ruf jener war befleckt, und die Vortheile der Partie nicht wichtig, dies überſehen zu laſſen! Sein Onkel ſchlug ihm eine Dritte, eine adeliche, ungariſche Dame vor, die mit den Familien der Grafen Zrini und Nadasdi verwandt war. Ihre Freunde waren der Verbindung geneigt; aber die junge Dame zog ſich plötzlich in ein Kloſter zurück und erklärte von dort aus, daß ſie lieber den Schleier nähme, als die Gattin eines Mannes werden wolle, der als Verräther ſeines Vaterlandes kriechend um die Gunſt der Unterdrücker warb, und ſchmachvoll die züchtigende Ruthe küßte. Der Onkel war unzufrieden — Ferdinand pikirt.

Plötzlich hörte der Letztere, daß der alte Opray todt — Marie frei ſei. Sein Entſchluß war gefaßt: er ging nach Preßburg, von einem Gute der Gräfin Witwe zum andern, bis er endlich hörte, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen ſei. Dieſer Schlag war unerwartet. Die lebhafte Erinnerung an ihre Schwäche für ihn, das Bewußtſein ſeiner Zaubermacht und Verſtellungskraft hatten ihn des Erfolges ſo ſicher gemacht, daß er ſelbſt in einem unbewachten Augenblicke von dem Zwecke ſeiner Reiſe ſprach. Seine Ehre ſtand auf dem Spiele. Er wollte eher Alles wagen, als ſich dem Gelächter des Hofes ausſetzen, indem er unbeweibt zurückkehrte. Daß es nicht die Liebe war, welche Marien

in Samosko festhielt, konnte er aus der Art, wie ihre Heirath vor sich gegangen war, schließen, und er wollte es daher unternehmen, die vielleicht noch in ihr schlummernden Gefühle in ihr zu erwecken. Die Stellung der Barcoczy's bei Hofe, die Auflösung aller gesetzlichen Verhältnisse in einer Zeit der Bürgerkriege schienen ihn vor allen gefährlichen Folgen zu bewahren.

In Samosko angekommen, sah er bald, wie seine Angelegenheiten standen. Es bedurfte weiter nichts, als den Baron auf einige Tage zu entfernen. Tökö-li's Gefangennahme durch Seitan Pascha gab ihm Gelegenheit, eine Saite an Emmerichs edlem Herzen zu berühren, die nicht ermangeln konnte, erwiedernd anzuklingen.

In der That beabsichtigte der Graf nur eine Aussöhnung mit der Pforte, aber nicht sie zu verlassen. Ferdinand war als Mitglied des Ausschusses für die ungarischen Angelegenheiten mit Tököli's Handschrift bekannt. Seine Freunde in Karaffa's Lager verschafften ihm leicht einen von den aufgefangenen Briefen des Grafen an seine Gemahlin in Muncacz, dessen Handschrift er sorgfältig nachahmte. Nur zu gut mit dem menschlichen Herzen bekannt, versetzte er mit schlauer Absicht Marien durch die Besorgniß getäuschter Hoffnung und Ungewißheit in den

Zuſtand von Schwäche, welcher ein liebendes Weib völlig ihres Willens beraubt. Die Erſcheinung der Ziegeunerin unterſtützte ſeinen Plan, ohne daß er es wußte. So ſchien ihm das Schickſal ſelbſt zu Hilfe zu kommen und ſein Opfer an den Rand des Abgrundes zu führen.

Marie erhielt allerdings nie Nachricht von dieſen Umſtänden, aber ihr Scharfſinn konnte es ihr nicht lange verborgen halten, daß ſie von ihrem Gatten jede Art von Unredlichkeit erwarten durfte. Sie ſah, wie er mit geiziger Gier ſich ihre Güter aneignete, deren Werth er bis auf den letzten Heller zu kennen ſchien. Als ſie ſeine Stellung bei Hofe beobachtete, konnte ihr die Thatſache nicht entgehen, daß man ihn nur zum Werkzeug brauche, daß er aber, wenn auch mit Auszeichnungen überhäuft, doch keineswegs wirklich geachtet war. Sein gegenwärtiger Reichthum, ſowie das Verdienſt, ein Verräther ſeines Vaterlandes zu ſein, verſchaffte ihm bald den Grafentitel. Aber der Kaiſer liebte ihn nicht und die Beſſern unter den Höflingen vermieden, gering geſagt, jede Annäherung an Vertrautheit. Der Haß ſeiner Landsleute zeigte ſich offener. Die Häuſer der Erſten unter ihnen waren ihm verſchloſſen, und ſelbſt diejenigen ungariſchen Edelleute, welche theils um ihres perſönlichen Vortheils willen, theils weil ſie es für das Klügſte hielten, eine wirkliche

Ergebenheit für die kaiſerliche Familie zeigten, ſelbſt dieſe verachteten in ihrem Herzen den Mann, der mit unermüdlicher Geſchicklichkeit dem Unterdrücker die Kette ſchmieden half.

Alles dies fühlte Marie, und es konnte nicht anders ſein, als daß auch ſie, die ihn durchſchaut, einige Wirkung auf Ferdinands Benehmen ausübe.

Schon anfangs war es ihr erſchienen, als ob er eher mit ihrer Schönheit prahlen wolle, wie daß ſich ſein Herz darüber gefreut hätte. Ihre Schüchternheit, ihr Mangel an Takt, machte ihn ungeduldig und übler Laune, und nur wenn ſie in Verſammlungen oder an öffentlichen Orten geglänzt hatte, und bewundert worden war, nahm er gegen ſie wieder den galanten, höflichen und einſchmeichelnden Ton an, welcher einſt leider einen ſo verführeriſchen Zauber für ſie beſeſſen hatte. Als aber ihre Achtung gegen ihn abnahm, hielt auch er es nicht für der Mühe werth, länger ſeine Rolle zu ſpielen. Allmälig entſtand zwiſchen ihnen ein kaltes, höfliches Verhältniß, welches bereits zu jener Zeit nicht ſelten in der großen Welt gefunden wurde. Gatte und Gattin frequentirten getrennte Kreiſe, kamen kaum noch bei den Mahlzeiten zuſammen, und zwei Jahre nach der Flucht von Samosko hätte der ſcharfſichtigſte Beobachter nicht vermuthen können,

unter welchen Umſtänden ihre Verbindung ſtattgefunden hatte.

Kein Wort mag auszudrücken, was Mariens grauſam getäuſchtes Herz während dieſer Zeit litt. Die Vergangenheit laſtete ſchwer darauf und kein Blick in die Zukunft vermochte es zu erheben, keiner in die Gegenwart es zu tröſten, überall Nacht!

Das größte Unglück, welches einem Weibe zuſtoßen kann iſt das, einen ſchlechten Mann zu lieben. Das eigentliche Weſen ihrer Liebe iſt die völlige Entäußerung ihres eigenen Willens, die Verſenkung aller Selbſtſtändigkeit in das Selbſt des geliebten Gegenſtandes. Wehe dem Herzen, wenn es dann mit den beſſern Eigenſchaften der Geſellſchaft in Widerſpruch geräth! Mit ihrem Glauben an den moraliſchen Werth des geliebten Mannes verliert das Weib auch alles Glück der Liebe. So lange das beſſere Element in ihm nicht ganz verſchwunden, wenn es vielleicht die rauhe Gewalt der Leidenſchaft iſt, die ihn ins Verderben geſtürzt, wenn das Thier vielleicht ein momentanes Uebergewicht in ihm über den Menſchen erlangt, und ihn in die Tiefe der Vernichtung und ſelbſt in den Schlamm der Gemeinheit zieht: in dieſem Falle ſcheint es faſt, als ob neben der verlornen Achtung noch in dem zarteſten Herzen eine Neigung für den

verlorenen Gegenſtand exiſtiren konne. Es iſt nur das, daß die Flamme nicht mehr ſcheint! daß ſie nicht mehr mit magiſcher Helligkeit die Welt rund umher erleuchtet! daß ſie nur, wie ein trügeriſcher Haufen verborgen glühender Aſche, das Herz verzehren kam, welches ſie gegen ſeinen Willen beherbergte. Aber jeder liebenden Schwäche in einer Frauenbruſt verderblich, iſt die kriechende Verrätherei, die berechnende, kriecheriſche Liſt, wenn ſie einmal unter der Maske erkannt iſt. An der kalten Hand des niedrigen Egoismus wird das Herz zu Eis; die Liebe iſt todt. Wir ſind geheilt — aber ſind wir glücklich?“

So wurde allmälig jedes Gefühl der Liebe für Ferdinand in Mariens Bruſt verlöſcht, und als ſie auf die Hartnäckigkeit zurückblickte, womit ſie ſo viele Jahre lang eine unüberwindliche Leidenſchaft für ihn gefaßt gehabt, mußte ſie ſich geſtehen, daß unter allen Räthſeln der Natur der Menſch das unbegreiflichſte iſt. Sie hatte jetzt Alles, wonach ſie ſich in der frühen Jugend ſo ſehr geſehnt — den Beſitz ihres Liebhabers, den Genuß aller Schätze der Kunſt, alles Schönen — Reichthum, Glanz und Ehre dazu — aber Alles dies machte ſie nicht glücklich. Sie zog ſich mehr und mehr aus der Geſellſchaft zurück, über deren Werth ſich nur die von ihr entfernt Lebenden täuſchen können, und jetzt erſt, wo ſie nichts mehr für ſich zu wün-

ſchen und zu hoffen hatte, war ihr die Einſamkeit heilſam. Früher waren die von ihr allein verlebten Stunden mit Liebesträumen, Thränen, Klagen und phantaſtiſchen Chimären ausgefüllt geweſen: jetzt erſt lernte ſie um ſich blicken, ihr Herz erforſchen und denken.

Achtes Kapitel.

Geschichtliches.

Ein Gegenstand war jedoch geblieben, den sie mit um so größerm Enthusiasmus betrachtete, je weiter ihn die Zeit von ihr entfernt hatte; es war Emmerich, dessen Gestalt klar aus dem sie umgebenden Dunkel hervortrat. Nicht daß ihre Gefühle gegen ihren gekränkten Gatten jetzt die Form der Liebe angenommen hätten; ihr so bitter getäuschtes Herz schien dieser Empfindung nicht mehr fähig zu sein. Aber Emmerich besaß Chevalereskes genug, um von einem gewissen Gesichtspunkte aus von einer Glorie umgeben zu scheinen, die von seinem edlen Eifer für seine Religion und für sein Vaterland erhellt wurde, und welche das Bewußtsein ihrer Schuld für Marien fast zu blendend machte.

Selbst die Erscheinung der Zigeunerin betrachtete sie jetzt in einem völlig verschiedenen Lichte. Hatte er

nicht ſelbſt freudig anerkannt, daß nur die Liebe ihn verwandelt, ihn zu einem beſſern Menſchen gemacht habe? — die Liebe zu ihr? Und hatte nicht die arme Roſſanya geſagt, daß ſie, ſeit er nach dem Zipſer Comitate gegangen ſei, nichts wieder von ihm gehört habe? hatte er ſie nicht dort kennen gelernt? und wenn er geirrt hatte, war es gegen ſie geweſen? Auch ſeine angebliche Abſicht, ſich Tökóli wieder anzuſchließen, betrachtete ſie jetzt mit einem veränderten Urtheile, jetzt erſt, als ſie eine ausgedehntere Kenntniß der Geſchichte der Ungarn erlangte. Der alte Opray hatte in dem Widerſtande der Nation eine ſündige Rebellion geſehen. Sie hatte ſeinen Worten geglaubt, und ohne je zu überlegen, wer hier Recht und wer Unrecht habe, hatten ihr die gebildeteren Sitten der Fremden beſſer gefallen, als die unpolirten Manieren ihrer Landsleute. In dem Dunkel der Ideen eines jugendlichen Frauengeiſtes hatte ihr Herz auf dieſe Weiſe die Partei der Fremden ergriffen; aber unter ihnen und in der Ferne wurde ihr das Vaterland theuer und heilig. Sie mußte ſich als eine Verbannte betrachten, denn das Bewußtſein der Sünde gegen den, welchen ſie als ihren Vertreter anſah, raubte ihr allen Muth, je eine Rückkehr dorthin zu wünſchen. Aber ſie ſendete alle ihre Wünſche dahin, wo Unzufriedenheit und Unwille ſich wieder ſtärker zu regen begannen.

Allerdings lernte ſie, je aufgeklärter ihre Ideen

wurden, auch deſto beſſer die Unvollkommenheit, ja Schändlichkeit einer Conſtitution kennen, die nur wenig privilegirte Klaſſen begünſtigt, während ſie die wahre Freiheit des patriotiſchen Bürgers zu Boden tritt, und der Verbeſſerung und Erhebung des Volks Einhalt thut. Andererſeits ſchienen viele von den Einrichtungen der Regierung beſſer für die Zeit geeignet, und nur denjenigen nachtheilig zu ſein, welche ſich auf Koſten Anderer bereichert ſahen. Es war jedoch nicht für dieſe Andern, daß die Krone kämpfte, ſie ſorgte nur für ihre eigenen Vortheile, und wenn eine allgemeine Revolution wohlthätig, ja nothwendig erſchien, ſo konnte eine durch äußere Macht herbeigeführte, deren Zweck nur ein Wechſel der Monarchen war, dem Patrioten nicht wünſchenswerth ſein.

Von Emmerich hörte Marie nichts; ſie hatte nicht den Muth, offene Erkundigungen nach ihm einzuziehen. Es war dem Grafen Tököli gelungen, ſich gegen den Großherrn zu rechtfertigen. Er wurde in Freiheit geſetzt und befand ſich bald wieder in voller Thätigkeit. Der Seraskier von Rumelien wurde für ſeine Verrätherei beſtraft. Er ließ dem General Karaffa ſagen, daß Tököli nicht nur gefangen, ſondern auch hingerichtet worden ſei, und forderte die verſprochene Belohnung. Der ganze Hof beſchäftigte ſich zu jener Zeit mit einer unterhaltenden Anekdote über das ſchlechte

Latein, welches der Dolmetſcher geſprochen hatte, indem er ſeinen Herrn, Seitan Paſcha, wenn er ihn erwähnte, mit großem Patriotismus: Dominus meus Pascha Satanas nannte, worauf ihm Graf Karaffa ironiſch antwortete: „Si quidem facinus paratum est, quid jam mihi cum Satanas?“ (Wenn die That geſchehen iſt, was habe ich dann noch mit dem Satan zu thun?)

Aber der Seraskier ſollte eine noch ſtärkere Strafe erhalten. Er hatte allerdings theilweiſe mit Sanction des Hofes gehandelt; aber der Großherr, der Tököli wieder günſtig geſinnt war, vergaß alle ihm von Erſterem in Polen geleiſteten Dienſte und befahl, ihn erwürgen zu laſſen, um dem Grafen Genugthuung zu geben. Dem Letztern wurde vor dem verſammelten Heere eine Entſchuldigung dargebracht und eine Entſchädigung verſprochen. So ſchien ihm das Glück von Neuem zu lächeln; aber während ſeiner Gefangenſchaft war Kaſchau verloren gegangen, Siebenbürgen hatte ſich dem Kaiſer angeſchloſſen und das chriſtliche Heer trieb überall die Ungläubigen ſiegreich zurück. Endlich war ganz Wien durch die Erſtürmung von Buda, welches die Türken ſeit Jahren beſetzt hatten, mit Stolz und Freude erfüllt. Nur wenige Feſtungen behaupteten ſich noch, jedes Auge war mit Theilnahme auf Muncacz gerichtet, ein Schloß, welches durch die Natur

und den Muth der schönen Helene Zrini, der Gattin Tökóli's, gut vertheidigt wurde.

Unter den wenigen Anhängern, die dem Grafen Tökóli unter diesen Umständen blieben, wurde auch Stephan Barcoczy genannt, und, wie Marie hörte, selbst unter den Türken sehr geachtet; aber von Emmerich sprach Niemand.

Der Hof hielt es für räthlich, diesen Zustand der Dinge auf's Beste zu benutzen. Plötzlich erhob sich das Gerücht zu einer neuen Verschwörung zu Gunsten Tökóli's, welche abermals von den Protestanten ausgegangen zu sein schien. Aber es fand sich bald, daß sie weit allgemeiner war, als die frühern, vielleicht weil die Mängel an Disciplin unter den in ihrem unglücklichen Lande stehenden deutschen Truppen, die gekränkten Ungarn auf's Aeußerste getrieben, oder weil diese Verschwörung ihren Grund nur in dem Mißtrauen und der Politik des Hofes hatte. Ehe sie es wußten, wurden alle diejenigen von den Edelleuten, von welchen der geringste Grund zu einem Argwohn vorhanden war, daß sie mit Graf Tökóli in Verbindung standen, verhaftet und in denjenigen Städten, welche man für den Hauptsitz des Complotts hielt, wie Preßburg, Kaschau, Eperies und anderen, durfte kein Bürger aus dem Thore gehen, wenn es nicht in Gesellschaft eines Bürgen geschah.

Alle Gefängniſſe waren mit den angeſehenſten Männern, den reichſten Gutsbeſitzern von Ungarn angefüllt; man beobachtete keine von der Conſtitution vorgeſchriebenen Formen mehr, und Niemand wagte ſie zu fordern, weil Jeder fürchten mußte, deshalb als Rebell beſtraft zu werden. In Debreczin wurde ein Gerichtshof errichtet, an deſſen Spitze General Karaffa ſelbſt ſtand, und der aus einigen Ungarn und mehrern Ausländern zuſammengeſetzt war. Jede Art von Tortur, deren ausführliche Beſchreibung unſere Leſer uns gern erlaſſen werden, wurde angewendet, um den Gefangenen Geſtändniſſe abzupreſſen. Wenn dieſe nur Andere verwickelten, konnte es den unglücklichen Opfern gelingen, ihre Freiheit mit ungeheuern Summen, die ſie auf lebenslang zu Bettlern machten, zu erkaufen. Wenn aber das geringſte Wort gegen ſie ſelbſt den gequälten Männern entſchlüpfte, machte ein ſchneller Tod auf dem Schaffot ihrer Pein und der eingebildeten Gefahr ihrer Exiſtenz ein Ende.

Noch blutiger war das Tribunal von Eperies, welches einen Monat ſpäter eingeſetzt und ſeine furchtbare Thätigkeit vom März bis zum Ende des Jahres andauern ließ. Ein Richtplatz wurde in der Mitte der Stadt bereitet und eine Bühne errichtet, welche in der ungariſchen Geſchichte als die Bühne von Eperies bekannt iſt und zum Schauplatze des vorletzten Actes

dieſes blutigen Trauerſpiels diente, überall einen paniſchen Schrecken verbreitend. Beinahe dreißig grün gekleidete Männer, ſämmtlich Henker oder ihre Knechte, waren in der Stadt vertheilt und Dragoner oder andere Bewaffnete durchzogen das Land und ſchleppten Proteſtanten, Katholiken und Griechen ohne Unterſchied, ſobald ein Schatten des Verdachts oder Haſſes eines Mitgliedes des Tribunals auf ſie fiel — aus der Kirche, aus ihren Häuſern, von der Jagd, überall, wo ſie ſie finden konnten, hinweg.

Eigenthümlich war es jedoch, daß kein Einziger von dieſen unter den Waffen oder im Vertheidigungszuſtande gefunden wurde. Nach kurzem Prozeß, ohne überzeugende Beweiſe, ohne Geſtändniß, des Hochverraths und des Verbrechens, den Beiſtand Tököli's, der Türken oder der Tartaren geſucht zu haben, für ſchuldig erklärt, erhielten die unglücklichen Opfer ihr Urtheil erſt auf dem Schaffot und dann in deutſcher Sprache vorgeleſen.

So wurde die Blüthe des Adels geknickt, die Kraft der Nation gebrochen. An der Spitze dieſes Tribunals ſtand wiederum Graf Karaffa, aber ſein thätigſtes Mitglied war Ferdinand Szentirany.

Der Graf hätte keine beſſere für ſeine Zwecke paſſendere Wahl finden können. Ungezügelter Ehrgeiz

ließ Ferdinand kein Mittel scheuen, um die Gunst der Mächtigen zu erwerben; häufig erfahrener Haß und Verachtung hatten in ihm eine unnatürliche Erbitterung gegen seine Landsleute erregt. Marie hatte keinen Verdacht von den Schritten, welche die Regierung zu thun entschlossen war; dennoch aber wurde sie von Furcht ergriffen, als sie hörte, daß die Bestrafung des Landes theilweise in den Händen ihres Gatten liege. Wagte sie es zu hoffen, daß sie ihm zur Milde bewegen könne? sie verwarf seinen Vorschlag, daß sie ihn nach Ungarn begleiten möge, mit Entsetzen; denn lag nicht Eperies nur wenige Meilen von Samosko entfernt?

Sie fürchtete für ihr Volk, sie zitterte für Emmerich und bot ihre ganze Kraft zu einer Unterredung mit Ferdinand auf, worin sie ihm Emmerichs Schicksal auf's Herz band und ihn bei Allem, was heilig war, beschwor, den von ihnen Beiden so tief gekränkten Mann Leben und Freiheit zuzusichern, wenn das eine oder das andere gefährdet sein sollte. Ferdinand antwortete mit einigen kalten Scherzen, indem er sich während ihrer Besorgniß um ihren Gatten die burleske Miene des Eifersüchtigen in der italienischen Comödie gab. Mariens Herz bebte, aber dennoch bemeisterte sie dieses Gefühl, fuhr in ihren Thränen und Bitten fort und hörte nicht eher auf, als bis er, ihres Drängens

müde, sein Wort gegeben hatte, beide Barcoczy auf jede mögliche Weise zu vertheidigen. Seine Gattin fühlte nur zu gut, wie wenig ihm dieses vom Herzen ging, und tausendmal stand sie auf dem Punkte, ihn zu begleiten, um durch ihre Gegenwart, durch ihren Reichthum auf Emmerichs Schicksal Einfluß zu üben. Aber sie bebte vor dem Gedanken, wieder mit einem von den Brüdern zusammenzutreffen, zurück; sie zitterte vor der Idee, sich von jedem Blicke ihrer Landsleute als das Weib des Verräthers, als eine Abtrünnige begrüßen zu sehen. —

Einerseits beruhigte sie der Widerwille, welchen Emmerich gegen das Bündniß mit den Türken hatte, wieder in etwas über sein Schicksal, wie auch der Umstand, daß sie seit ihrer Flucht nichts wieder von ihm gehört, sie überzeugte, daß er bis jetzt wenigstens nicht in der türkischen Armee thätig gewesen war; — und andererseits konnte ihre Seele sich nicht die Idee vorstellen, daß selbst das verdorbenste Herz diejenigen, welchen es Unrecht gethan zu haben sich bewußt war, doppelt hassen und verfolgen könne. Sie kam wieder und immer wieder auf den Schluß zurück, daß Ferdinand selbst sich über diese Gelegenheit freuen müsse, sich wenigstens eines Theils der Bürde zu entledigen, welche in einsamen Stunden schwer auf seinem Herzen lasten müsse.

Sie beſchloß daher, während ſeiner Abweſenheit die Güter in Böhmen, welche er vor Kurzem gekauft, und von deren ſchöner Lage ſie viel gehört hatte, zu beſuchen. Beide begannen ihre Reiſe an dem gleichen Tage, und das Scheiden war für Mariens Seite nicht ohne heftige Bewegung.

Auf ihren böhmiſchen Gütern, dicht an der lauſitzer Grenze, brachte die junge Gräfin mehrere Monate lang zu, und die Einſamkeit des Landlebens beſaß jetzt für ſie nichts Zurückſtoßendes mehr. Sie führte getreulich die Aufträge ihres Gatten, welcher die Benutzung jedes Vortheils oder die Verſchönerung der Gärten und Gebäude beabſichtigte, aus; aber ihr Herz war nicht bei dem Geſchäft: ein neuer Gegenſtand zog ſie an und zeigte ihr in weiter Ferne die Hoffnung, den verlorenen Seelenfrieden wieder zu gewinnen.

In Deutſchland war die Zeit noch nicht vorüber, wo ein herzliches Sehnen nach dem Einen, was Noth thut, vorwaltete. Einzelne hielten ſich zu einem ſo wichtigen und ſchwierigen Unternehmen für zu ſchwach, die Gefühle der Maſſe des Volkes konnten ſie nicht befriedigen, und ſo hatten ſich längſt ſchon in der Stille Gemeinden gebildet, und in Noth und Tod verbundene Chriſten boten einander eine helfende Hand, wenn der ſündige Menſch auf dem Wege zum ewigen

Heile ſtrauchelte. Grauſame Verfolgungen hatten die böhmiſchen Brüder, beſcheidene Nachkommen der heldenmüthigen Huſſiten, deren frommes, exemplariſches Leben und chriſtlicher Eifer ſie vor allen Andern auszeichnete, aus ihrer Heimath in Böhmen und Mähren vertrieben; in Preußen und Polen, und endlich in Sachſen hatten ſie die gewünſchte Freiſtätte gefunden, und dort ſtrebten und arbeiteten ſie unabläſſig und gingen, mit beſchränktem Geſichtskreiſe, aber treuem Herzen und feſtem Schritte, dem höchſten Ziele zu. Es gab aber immer noch einige Familien, die in ihrem Vaterlande geblieben, um den argwöhniſchen Blicken der Regierung durch ſtille Zurückgezogenheit und beſcheidenen Fleiß entgangen waren; und in der Nähe der Wohnung Mariens hatten ſie wieder eine kleine Gemeinde gebildet und ſchienen, nur wenig an weltlichen Dingen hängend, ſtets bereit, zu verlaſſen, um durch die Flucht über die Grenze das, was ſie für die Seligkeit ihrer Seele nothwendig hielten, zu retten.

Mariens Beachtung lenkte ſich bald auf ſie. Sie geſtattete ihnen, auf ihren Beſitzungen eine kleine Kapelle zu errichten. Anfangs beſuchte ſie zuweilen ihre Verſammlungen, um mit ihren Lehren bekannt zu werden; aber bald erlangte die fromme Einfachheit der verfolgten Brüder eine unwiderſtehliche Anziehungskraft für ihr von ſo vielen Stürmen bewegt geweſenes Herz.

In ihrer Kindheit und erſten Jugend war die Religion nur eine mechaniſche Pflichterfüllung geweſen. Im ſpätern Leben hatten die Zweifel ihres Gatten ihr ebenfalls die Heiligkeit des poſitiven Theils derſelben vermindert. Nur die Reſignation, welche ihr durch ihre eigenen Irrthümer herbeigeführtes Schickſal ihr auferlegt, hatte ſie die Nothwendigkeit des Glaubens fühlen laſſen, und hier ſchien ſie endlich einige Befriedigung zu finden.

Neuntes Kapitel.

Eine Botſchaft.

So war der Sommer und ein Theil des Winters verſtrichen. Die friedliche Ruhe dieſes Jahres war nur durch die entſetzlichen Nachrichten aus Ungarn unterbrochen worden, welche Marien das blutige Verderben ihres Vaterlands verkündeten und ihren eigenen Gatten das blutige Werkzeug deſſelben nannte. Endlich machte die Krönung des Königs Joſeph den Hinrichtungen ein Ende. Die Ungarn gaben ihr Wahlrecht auf und die Bühne von Eperies wurde abgebrochen. Kurz darauf brachte der Kreislauf des Jahres Marien den Tag zurück, an welchem ſie einſt Samosko verlaſſen hatte. Sie feierte ihn noch mit den peinlichſten Erinnerungen und es ſchien ihr ein grauſames Spiel des Zufalls zu

ſein, als ein Diener meldete, daß eine Zigeunerin ſie zu ſehen wünſche.

Schnell zuckte aber der Gedanke an Koſſanya durch ihren Geiſt. „Laß ſie hereinkommen!“ ſagte ſie und ihre Stimme bebte. Das Weib trat ein; aber es war nicht die junge, blühende Koſſanya. Konnte ſie ſich in drei kurzen Jahren zu der ſorgenvollen Geſtalt, welcher der Schmerz ſein Siegel aufgeprägt hatte, verändert haben? Sie war gelb und verwelkt, die Haut der Wangen hing um die Knochen, ein düſterer, krankhafter Blick war in ihren Augen. Ihre ſchwarzen Flechten waren abgeſchnitten und ein zerriſſenes Gewand bedeckte kaum die vom Kummer gebeugten Glieder. In der düſtern Abenddämmerung erkannte Marie die Arme in dieſer furchtbar veränderten Geſtalt nicht wieder. Glaubte ſie nicht, daß ſie den Kelch des Schmerzes bis auf den letzten Tropfen geleert habe? hatte ſie nicht ganze Tage und Nächte verweint und blühte noch in unverminderter Schönheit? O der Kummer, welcher, zum Delirium des Fiebers, zum Wahnſinn angewachſen, Naturen ergreift, in denen ein ſüdliches Feuer brennt, — der nagende, vernichtende Schmerz, welcher in einer kurzen Sommernacht das Haar bleichen und zum Ausfallen bringen, die Wangen gelb machen und die liebliche Fülle der Jugend vertrocknen kann — von ſolcher Pein hatte ſie nie eine Idee gehabt.

Aber Koſſanya hatte von der Natur den Fluch der Fähigkeit erhalten, die Verzweiflung in allen ihren Entſetzen zu fühlen, ſie hatte mit einem eiſernen Griffel die Unglückſelige als ihr Opfer bezeichnet.

„Was wünſcht Ihr, meine gute Frau?“ fragte Marie mit ſanfter Stimme.

„Dachte ich mir es nicht?“ ſagte Koſſanya, und ein bitteres Lächeln ſpielte um ihren Mund. „Aber ich kenne Euch noch, Gräfin Szentirany! Ihr ſeid noch eben ſo weiß und ſchön, wie damals, wo Ihr in den karpathiſchen Gebirgen als Gattin Emmerich Barcoczy's vor mir ſtandet.“

„Koſſanya! — Ihr!“ rief Marie erbleichend; „Jeſus, mein Heiland! — wie kommt Ihr hierher?“

„Ich habe Euch, ſchönſte Gräfin, in Eurer Kaiſerſtadt in Euerm Palaſte, auf Euern Gütern geſucht. Eure Diener haben mich hin und her geſtoßen. Sie dachten, daß ich Euch wahrſagen wolle und befahlen mir, ihnen ihr Schickſal zu verkünden. Aber der Boden brannte unter mir, und ich wollte nicht — denn ich ſuche Euch jetzt ſeit fünf Monaten — und dann ſchickten ſie die braune Hexe zum Teufel, wie ſie ſagten; aber endlich habe ich Euch doch ausſpionirt.“

„Und was wollt Ihr von mir, Koſſanya?“ fragte

Marie; „kann ich Euch von Nutzen ſein, armes Weib; ſagt mir — oder bringt Ihr mir Nachricht von —“

„Meint Ihr von Emmerich? — Ihr habt gut gerathen. Daß ich Euch überall unter den Menſchen geſucht und wie geſucht habe, während ich mich lieber in dem dichten Walde oder unter der Erde, in dem kalten Grabe verſteckt hätte — glaubt Ihr, daß ich das zu meinem Vergnügen gethan? — Nein, beim Propheten! ſo ſchön und ſanft Ihr auch ſeid, iſt mir Euer Anblick doch ein Ekel! der Blick Eurer Augen verwundet mich, wie ein Dolch, Gift haucht mich von Euern ſüßen Lippen an, wenn Ihr ſie öffnet; aber ich habe es Emmerich verſprochen! er hat es mich bei meinen und ſeinen Göttern ſchwören laſſen, Euch bis zum Ende der Welt folgen zu wollen.“

„Ihr bringt mich um, unglückliches Weſen,“ ſagte Marie zaudernd; „ſagt mir, was Ihr mir bringt!“

„Das bringe ich Euch,“ ſagte die Zigeunerin, indem ſie aus ihrem Buſen ein geſticktes Taſchentuch zog, das einſt weiß geweſen, jetzt aber tief mit Blut gefärbt war.

„Nehmt es,“ ſagte ſie mit eindringlichem Tone, „nehmt es, Gräfin; Emmerich ſendet es Euch als letztes Liebeszeichen; es iſt Emmerich's Herzblut, welches

das Tuch gefärbt hat. Als ſein Haupt zu den andern Köpfen in den Staub rollte, und das dicke, heiße Blut in einem Strahle aus dem Körper ſprang, habe ich es für Euch eingetaucht; denn ſo hat er es gewollt!“

„Tag des Gerichts!“ murmelten Mariens bebende Lippen, aber ihre erſtarrten Hände hatten nicht die Kraft, das Tuch zu nehmen. Die Zigeunerin warf es ihr in den Schooß.

„Mein Auftrag iſt erfüllt. Schaudert Ihr? bemächtigt ſich Eurer Entſetzen? — Freut Euch jetzt Eures Werks mit jenem Böſewicht und infamen Gatten, auf dem der Fluch von Tauſenden ruht! Wenn er nur lange genug lebt!“ fügte ſie mit entſetzlichem Spotte hinzu. „Werft das Tuch in den Brunnen, das wird es wieder reinigen und Ihr könnt es dem Mörder bei ſeiner glücklichen Heimkehr geben, wenn er Euch liebkoſ't und ſich Eurer Weiße und Schönheit freut. Wenn er aber nur lange genug lebt!“

„Weib, Du biſt entſetzlich,“ ſagte Marie, indem ſie ſich aus ihrem halben Bewußtſein aufrichtete. „Der Allgütige, der längſt in mein gebrochenes Herz geblickt hat, mag zwiſchen mir und Dir richten! Es iſt ein Glück für mich, daß er barmherziger iſt, als meine Mitmenſchen!“

Die Zigeunerin ſah verblüfft aus, aber ſie wendete ſich ſchnell mit feſtem Schritte um und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Ich laſſe Dich nicht gehen,“ rief Marie aufſpringend. „O, Koſſanya, wenn Du ein menſchliches Weſen, — wenn Du ein Weib biſt, ſo flehe ich Dich an, mir mehr, mir Alles zu ſagen.“

Koſſanya blickte wild um ſich. „Hier,“ rief ſie, „auf dieſen ſeidenen Teppichen, in dieſen glänzenden Zimmern, ſollen die müden Glieder ruhen? Laßt mich in den Wald hinaus gehen! — laßt mich in den Zelten meines Volkes ein Verſteck ſuchen! Dort kann ich ſchluchzen und ſchreien — dort kann ich mich auf den Boden werfen und heulen! Aber ich will es nicht mehr thun! o, ich bin jetzt frei! — o! —“

„Armes Mädchen!“ rief Marie, die auf einige Augenblicke ihr eigenes Schickſal über dem Koſſanya's vergaß. — „Armes Mädchen! — o bleib! gehe nicht im Zorn von mir! ſammle Dich! Ich werde Dich nicht gehen laſſen, bis Du meinem unglücklichen Herzen verzeihen gelernt haſt.“

Bei dieſen Worten fielen heiße Thränen aus ihrem Auge auf die Hand des Mädchens, die ſie liebevoll er-

faßt hatte. Koſſanya heftete unbeweglich den troſtloſeſten Blick auf ſie, und die ungewohnte Theilnahme ſchmolz endlich ihr erſtarrtes Herz. Die harten Züge, das convulſiviſche Zucken des Schmerzes löſ'ten ſich in Ströme heißer Thränen auf, die allmälig ſanfter und ſanfter wurden.

Es dauerte nicht lange, bis die beiden weinenden Frauen einander gegenüber ſaßen und Koſſanya ihre traurige Geſchichte erzählte. Marie lauſchte ängſtlich auf ein Wort von Emmerich, aber ſie hatte nicht den Muth, das arme Mädchen zu unterbrechen, als es ſeinem eigenen Leben einige Worte der Klage ſchenkte.

„Als Ihr dort im Gebirge Euren Schleier zurückſchlugt und ich Euer Geſicht ſah, wußte ich, daß Alles vorüber war, denn Ihr waret die Sonne und ich der Mond. Ihr waret die Donau — in ihren ſtolzen Wellen mögen ſich die Glücklichen baden — ich der kleine Bach in der Felsſchlucht. Kein Menſch ſucht ihn, außer dem Wanderer, der ſich im Gebirge verirrt hat. Wie konnte ſich die arme Koſſanya mit Euch vergleichen! Ihr waret die weiße Taube, die der heilige Geiſt iſt, und ich der graue Kuckuck, der ſein ganzes Leben hindurch wehklagen muß. Dann lief ich mit dem Knaben in den Wald hinaus und ſtöhnte und ſchrie; aber der Knabe wurde ungeduldig und wollte

unter die Menſchen zurück, und ſchlug mich und ſchrie mich an. Da dachte ich, was ich thun ſollte. Denn ſeht Ihr, ich war zuerſt aus Rumelien gekommen, aber ſeitdem ein gutes Theil anderwärts geweſen — hinter Sarajuvo war ich am längſten geblieben — aber nur im Wallachenlande hatte ich wirklich gelebt; denn dort ſah ich meinen Emmerich, der auf ſeiner Flucht mit dem Grafen Tököli dorthin gekommen war, zum erſten Male. Ach, der Graf war ſchön, wie der heilige Johannes — der Schönſte unter den Schönen — aber Barcoczy gefiel mir beſſer. Wenn ich in ſeine Augen blickte, ſo glaubte ich, im Mai, wo die Tage hell und warm waren, in die Aluta zu ſehen. So wußte ich alſo nicht, wohin ich gehen ſollte, weil ich nirgends eine Heimath beſaß. Ich wollte zu meiner Mutter zurückkehren; allerdings war ſie zornig, als ich Emmerich liebte, und ſchlug mich, als ich keinen Andern, nicht einmal den Hospodarenſohn lieben wollte, deſſen Vater eine Menge Gold für Koſſanya bot: dennoch liebte ſie mich, und, Gräfin, wir müſſen alle Einen auf der Welt haben, der uns liebt, ſonſt iſt es tauſendmal beſſer, daß wir todt ſind.

„Und während ich ſaß und nachdachte, kommt der Knabe freudig zu mir herangelaufen und ruft: — Mutter, es ſind einige von unſern Leuten in der Nähe! und zieht mich in die Höhe und davon, bis wir an

eine große Horde von Sinden*) kommen, die ſich an einem Feuer gelagert haben und ihr Abendbrot zu ſich nehmen. Mit ihnen reiſ'te ich bis an die Grenze von Siebenbürgen.

„Eines Abends war unter den Alten große Freude, und der Knabe kommt zu mir und ſchreit: — Mutter, ſie haben Leichen mit glänzenden Kleidern gefunden, und es iſt ein ungariſcher Edelmann unter ihnen, dem ſie das Meiſte abgenommen haben, und ich bin ebenfalls hingeſchlichen und habe einen Ring gemauſ't, einen großen, dicken, ich habe ihn ihm vom Finger gezogen.

„Als ich das hörte, ſagte ich: — Du Schurke, biſt Du ſelbſt eines Edelmannes Kind und ſchämſt Dich nicht, zu ſtehlen? Gieb ihn mir. Für dieſen goldenen Ring wollen wir den armen Mann, wie es die Chriſten lieben, auf einem Gottesacker begraben laſſen, weil ein Dorf in der Nähe iſt; denn ſeht Ihr, ich hatte ihm ſtets geſagt, daß das Stehlen ſchlecht ſei, und ſich nicht für Edelmannskinder ſchicke. Als er mir den Ring gab, dachte ich, daß mich der Blitz getroffen habe, denn das Wappen der Barcoczy's war darauf, und auf der Rückſeite ein lateiniſcher Spruch. Es war der Ring, welchen ich wohl tauſend Mal an Em-

*) So nennen ſich die Zigeuner ſelbſt: Sind = Indus.

merichs Finger geſehen hatte, als ich in den Tagen unſerer Liebe ſeine theuere Hand küßte.

„Ich lief zu ihm, und da waren ſie Alle um ihn verſammelt, wie die Raben um einen Galgen. Aber ich jagte ſie Alle davon und warf mich auf ihn und badete ihn mit meinen Thränen, und als er eine Weile ſo dagelegen hatte, fühlte ich, daß er noch lebte. Seine Bruſt bewegte ſich und ſeine Lippen und Hände dazu. Ach, Dame, für jenen Augenblick, für jene Freude, habe ich nicht zu viel gelitten: es wiegt ein ganzes Leben des Kummers auf.

„Breite, tiefe Wunden hatte er in ſeinem Kopfe und ſeiner Seite, und der ganze Körper war im Blut gebadet. Als die Sinden hörten, daß er noch lebte, wurden ſie böſe; aber ſie thaten ihm nichts zu leide und ich ließ ſie nicht eher gehen, als bis ſie mir alle ſeine Sachen zurückgegeben hatten. Dann machten wir eine Bahre und eine gute Seele half mir ihn in das Dorf tragen. Dort legte ich ihn in eine Kammer auf Stroh und deckte ihn mit ſeinem Pelzrocke und meiner Decke zu. Dame, jetzt kam eine Zeit, wie man ſie kaum ſeinen Feinden in der Hölle wünſcht. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, ehe er ſeine Augen wieder aufſchlug, wie lange Zeit verging, ehe ich ihm etwas von meinen Tränken in ſeine Kehle gießen konnte, wie

lange, ehe er wieder ſeine Sprache erhielt. Aber ich weiß, daß der warme Frühling zurückgekehrt war, ehe er ſeine Koſſanya wiedererkannte. Bis dahin ſtieß er mir jeden Tag einen Dolch durch das Herz; aber nachher war ſeine Spitze in verzehrendes Gift getaucht. Wenn ich ihm das Bett bequemer machte, während die Fieberhitze noch in ſeinem Kopfe glühte, ſagte er: — Deine Hand iſt weich, meine Marie! Wenn ich ihm einen kühlenden Trank gab, ſo ſagte er: — Ich danke Dir, meine Marie!“ Und die ganze Zeit über ſprach und träumte er von Euch und dachte nicht an die arme Koſſanya. Aber darum kümmerte ich mich nicht, ich blieb getreulich bei ihm. Als er jedoch wieder zu ſich kam, mußte ich ſchlimmere Dinge ertragen, denn er war erſchrocken, als er mich erkannte! — o, ich glaube, daß es ein Vorwurf für ihn war, mich zu ſehen! — Aber ich ſchalt ihn nicht, und zeigte ihm auch nicht den armen Knaben. Ich dachte: erſt mußt Du wieder wohl ſein und dann will ich Dich fragen, ob Du ein Vaterherz haſt. Aber er konnte kaum die Zeit erwarten und ſagte jede Minute: — Kann ich nicht bald reiten, Koſſanya? oder: — wie weit mag es nach Unghwar ſein? Jetzt ſprach er nicht mehr von Euch und ich ſagte ihm nicht, daß ich Euch kenne. Aber ich konnte ſehen, daß er vor Sehnſucht faſt todt war, und alles Gute, was meine Salbe und Tränke gethan hatten, wurde wieder von dem Feuer in ſeiner Bruſt ungeſchehen ge-

macht. Ein Tag verging alſo nach dem andern und wenn er, auf meinen Arm gelehnt, aufſtehen wollte, konnte er es vor Schwäche nicht, bis er endlich wohl genug war, um wieder auf ein Pferd zu ſteigen.

„O Dame, ich habe Alles für ihn gethan, was in meiner Macht ſtand. Ich habe für ihn gebetet, und bin des Morgens für ihn vor der heiligen Jungfrau, des Mittags vor dem Propheten und des Abends vor St. Martin Luther niedergekniet; denn er war, wie Ihr wißt, ſein eigentlicher Schutzheiliger — er hat die Kirche begründet, zu der Emmerich gehörte. Einer, dachte ich, muß doch der armen, jungen Seele helfen. Aber des Nachts ging ich beim Mondſchein auf den Kreuzweg, um Kräuter zu ſammeln, oder des Mitternachts auf den Kirchhof, und dann machte ich Tränke und Salben, und das, denke ich, war wohl das, was ihm am meiſten nützte. Ich wagte es ihn jedoch nicht ſehen zu laſſen; denn wenn er etwas davon ausfindig machte, wurde er ganz wild und nannte mich eine Hexe, und ſchalt mich und ſagte, daß ſolche hölliſche Gifte ſeine Seele ruiniren würden, ſelbſt wenn der Körper grettet werde, — und, o, ich meinte es ſo gut! Seht Ihr, Gräfin, das iſt der Fluch, der auf uns liegt, daß uns Jeder verhöhnt und verachtet. Man ſagt, daß unſer Geſchlecht einſt der heiligen Jungfrau und dem Heiland ein Obdach verſagt habe, und Andere behaupten,

daß es in ſehr alten Zeiten gegen Brahma geſündigt, und deshalb iſt es mit allen ſeinen Nachkommen bis in's tauſendſte Geſchlecht verflucht, und ſo müſſen wir die Strafe für Anderer Sünden tragen."

„Armes, irre geleitetes Mädchen! denke nicht, daß der Gott der Gnade die Sünden der Väter an ihren Kindern heimſucht! Höre, wie er ſagt: die Seele, welche ſündigt, ſoll ſterben; der Sohn ſoll nicht die Miſſethat des Vaters tragen, und der Vater nicht die Miſſethat des Sohnes. Die Gerechtigkeit des Gerichts ſoll auf ihm ruhen, und die Gottloſigkeit des Gottloſen ſoll auf ihm ſein.

„Aber ſage mir das Eine — wer hat Emmerich in dieſen traurigen, hilfloſen Zuſtand verſetzt, was führte ihn an die Grenze von Siebenbürgen?"

Die Zigeunerin fuhr fort: „Er hatte einen Brief von dem gefangenen Grafen erhalten; aber ich weiß, daß er nicht von Tököli war — eine Verrätherhand hatte ihn geſchrieben. Er forderte ihn zu ſeiner Rettung auf, und rief ihn nach Veresmant. Aber hier fand er ſeine Freunde nicht, und glaubte, daß ſie nicht den Muth für das Unternehmen hätten, und beſchloß, es allein mit ſeinen vier Dienern zu thun, und glaubte, daß es ihnen mit Liſt gelingen würde. Verlangt nicht, daß ich Euch weiter erzählen ſoll, wie er in dieſem toll-

kühnen Unternehmen dem Seraskier verdächtig wurde, und in Schwierigkeiten gerieth. — Die Nacht bricht ein, und ich bin dem Ende noch nicht nahe. Kurz, er mußte fliehen, um sein Leben zu retten. Die Hunde, die Türken, hatten ihn eingeholt, und hieben ihn nebst seinen Pferden und Dienern nieder.

„Als er endlich wieder auf dem Pferde sitzen konnte, ritt ich mit ihm durch das ganze Bihar und noch weiter. Als wir bald an die Theiß kamen, verließ ich ihn, und sagte ihm Lebewohl. Dann dankte er mir sehr, und wollte meinen Knaben mitnehmen; aber ich dachte, er wird zu sehr gestoßen werden, und im Stalle schlafen, und den Kindern der weißen Dame aufwarten müssen. — Nein, weit besser, daß er sein ganzes Leben lang ein wildes Kind bleibt. Und so ritt ich mit dem Knaben zurück, und geraden Wegs nach Bessarabien, und dachte, je weiter, je besser! Dort erhielt ich mich und das Emmerichskind ehrlich durch Doctorn, und hatte mit Mann und Vieh Glück. Ich kam auch nach Stambul, und verdiente manch' schönes Geld; aber auf dem Grunde meines Herzens saß stets der tiefe Kummer, und er schlief mit mir ein, wenn ich mein armes Haupt niederlegte, und wachte des Morgens mit mir auf. Endlich konnte ich es nicht mehr ertragen. Ich muß, dachte ich, noch ein Mal im Leben sehen, wie es ihm ergeht.

„Du armer Mann! traurig genug war es auch Dir ergangen! Wie hatte ihn die Gluth und Sehnſucht der Liebe nach Samosko gezogen — und er fand das Haus ſeiner Liebe öde und leer! O, Dame, Dame! wie konntet Ihr dieſe Wahl treffen? Ihr brachet dem Adler die Schwingen und ſagtet: Fliege fort, der Nachtrabe ſoll mein Vogel ſein! — Aber, arme Dame! Ihr wußtet nicht, daß der Nachtrabe von Leichen lebt! — Nun, weint nicht ſo bitter! ſeht, ich kann Euch dieſen Schmerz nicht erſparen, ich muß Euch wohl mit meinen Worten ſchneiden und ſtechen. Wenn Ihr wohl wäret, ſo würde Euch das nicht viel Schaden thun; aber Ihr ſeid wund, und ſo fließt das Blut in Strömen aus der winzigen Wunde.

„Es heißt, daß Emmerich ſich wie ein Beſeſſener geberdet habe, als er ſeinen Verluſt ausfindig machte. Aber bald beſtieg er ſein Roß, und durchſuchte ganz Ungarn, Polen und Deutſchland nach Euch, und als er endlich zurückkam, lebte er einſam, wie ein Einſiedler, und las ein gutes Theil in der Bibel, und kümmerte ſich nicht mehr um die Angelegenheiten der Welt. Endlich bauten ſie die blutige Bühne von Eperies auf. Der alte Karaffo ſelbſt hatte bald genug; aber Euer Gatte ſaß an der Spitze, und wurde nicht müde, Menſchen köpfen, rädern, viertheilen und foltern zu ſehen. Auch den armen Baron hatten ſie aus Samosko fortgeſchleppt

— nicht weil er vor Jahren Tököli's Freund geweſen war, deshalb konnten ſie es nicht thun, denn er hatte in Preßburg dafür Verzeihung erhalten — ſondern weil ſein Bruder von den Türken ſo hoch gehalten wird, — dafür ſollte Emmerich büßen. Aber ſie ſagten nur ſo, — der eigentliche Grund war der, daß der feige Szenterany vor der Rache des Gekränkten zitterte. Er dachte, die Todten können ſich nicht regen; aber der Verräther hat ſich furchtbar getäuſcht.

„Als ich nach Eperies kam, hieß es eben, daß der jüngere Barcoczy in die Stadt geſchafft werde, und den zweiten Tag darauf vor Gericht geſtellt werden ſolle. Ich bot dem Kerkermeiſter eine Silbermünze nach der anderen, ich dachte: Du biſt in einer glücklichen Stunde gekommen; aber die Stunde war ſchwarz — denn ſie wollten mich nicht einlaſſen.

„Der Tag kam, und es war eine Menge von Leuten in dem Hofraum, und ich ging unter ſie, um ihn ſehen zu können. Das Blut ſtrömte mir nach dem Herzen, als ich ihn, von einem grünen Schurken zu beiden Seiten, heranführen ſah. Aber er ſah ruhig und zuverſichtlich aus, wie Einer, der denkt: ſie können mir kein Leid thun. Auf dem Stuhle, an der Spitze, ſaß Euer Gatte, der Verräther; aber Emmerich kannte ihn anfangs nicht, denn er war glänzend angezogen,

und über und über mit goldenen Ehrenketten, bunten Bändern und Kreuzen behangen. Er trat also mit leichtem Herzen vor. Aber jetzt begann der Präsident zu sprechen, und Emmerich blickte auf und heftete sein Auge auf ihn, und sein Blick wurde fester und fester, und tiefer und tiefer, so daß es dem Feigling zum Stammeln, und seine Stimme zum Beben brachte. Da erkannte ihn Emmerich, und wie ein Falke stürzte er auf ihn, und hielt ihn fest mit seinen starken, männlichen Armen, und schrie mit einer Stimme, von der das Haus wiederhallte: — Treffe ich Dich hier wieder, infamer Bösewicht? habe ich Dich endlich gefunden? und so würgte und schüttelte er ihn, bis ihm das Verrätherblut aus Mund und Nase strömte, und würde ihn geradenwegs umgebracht haben, wenn sich nicht die Grünen auf den armen Gefangenen geworfen, und ihn hinweggerissen hätten; aber er brauchte ihrer sechs, um ihn zu halten, denn er schlug um sich, und ras'te, als ob der Böse in ihn gefahren wäre. Der Präsident stöhnte: — Fesselt ihn und steckt ihn in den tiefsten Kerker! Sie legten ihm also Ketten an Hände und Füße; aber es war kein so leichtes Ding, ihn fortzuschaffen. Er sprach zu den übrigen Richtern, und verfluchte den Grafen — es war auf Lateinisch, so daß ich es nicht verstehen konnte; aber ich sah, daß einige von ihnen gerührt waren, und Andere riefen: — Schafft ihn fort! schafft ihn fort!

„Am Abend erhielt er das Urtheil. Da ſagte ich zu mir: jetzt iſt es Zeit! — und ich nahm all' mein rothes Gold, und gab es den Kerkermeiſtern, bis ſie mich einließen. Gräfin, den Anblick werde ich nie vergeſſen. Ich bin in Lehmhütten geboren und erzogen; aber in einem ſolchen Loche hatte ich noch nie zu ſchlafen verſucht. Mein Herz war dem Brechen nahe, als ich den Helden hier auf dem dumpfes Gift hauchenden Strohe liegen ſah. Sein Auge ſprühte Feuer, und ſeine Stirn glühte, als ich mich über ihn beugte, und er das arme, treue Mädchen erblickte.

„Biſt Du es, gute Koſſanya? fragte er; — Du biſt willkommen. Gott ſelbſt hat Dich geſendet. Willkommen, Himmelsbotin.

„Ich glaubte, daß er vor Zorn wahnſinnig geworden ſei, und ſagte zu ihm: — Herr, beruhige Dich; ich bin es, und komme, Dich zu fragen, ob Du Botſchaften zu hinterlaſſen, oder auf dieſer Welt etwas anzuordnen, oder an etwas zu denken haſt. Gieb mir Deine Befehle, mein Herr!

„Er antwortete zähneknirſchend: — Du haſt recht gehandelt, Koſſanya; Dank, Dank, gute Koſſanya, und er nahm einen großen, goldenen Ring mit ſeinem Familienwappen von ſeinem Finger und ſagte: — Iſt mein Sohn bei Dir?

„— Ja, Herr, antwortete ich.

„— Gieb ihm dieſen Ring, ſagte er; — er iſt noch ein junger Knabe, ſonſt ſollte er ſelbſt mich rächen; aber ſo muß er ſich damit begnügen, als Rachebote den Bluträcher zu ſuchen. In weiter Ferne, unter den Türken — wo, kann ich nicht ſagen — weilt Stephan Barcoczy. Laß den Knaben unverzüglich gehen, und den ältern Barcoczy aufſuchen, und wenn er ihn findet, ſoll er ihm den Ring geben und ſagen: daß ihn Emmerich geſendet habe, daß er alles Andere verlaſſen müſſe, u nicht ruhen noch raſten, noch ſich waſchen, noch raſiren dürfe, bis er den jüngſten Sohn ſeines Vaters an dem Verräther Szentirany gerächt habe; aber den Knaben ſolle er adoptiren und um Emmerichs willen ſein Vater ſein, und ihn im lutheriſchen Glauben erziehen. Verſprichſt Du dieß, Koſſanya? Schwöre es mir bei den Leiden unſeres Heilandes und bei Deinem Gotte, Koſſanya!

„Ich ſchwor bei jedem Gotte, daß ich alles dies thun würde, und dann fragte ich: — Liegt Dir ſonſt noch etwas auf dem Herzen?

„Da knüpfte er dieſes Tuch von ſeinem Halſe, drückte es an Augen und Mund, und ſagte: — Schwöre mir mit demſelben Eide noch eines, Mädchen.

„Ich that, was er wünſchte.

„— Morgen mit der Frühdämmerung komme an das Schaffot, und wenn das Beil des Henkers mein Haupt von dem Körper trennt, ſo tauche dieſes Tuch in mein Blut, und dann gehe Deines Wegs und gönne Deinen Füßen keine Ruhe, lege Dein Haupt nicht eher nieder, als bis Du Marien, die einſt meine Gattin geweſen war, gefunden haſt. Gieb ihr dieſes letzte Vermächtniß des Verrathenen, ſie hat es mir einſt als von ihrer Hand gefertigtes Geburtstagsgeſchenk gegeben. Wo Du ſie auch finden magſt, in den wollüſtigen Armen des Verräthers, auf ſeiner Leiche in Thränen, gieb es ihr, und grüße ſie von Emmerich.“

Eine lange Stille trat ein, welche nur von Mariens Schluchzen unterbrochen wurde. Endlich fuhr Koſſanya fort:

„Klage nicht, weine nicht — Du biſt die Glückliche, denn er hat Dich geliebt! Wir ſchieden, und für Koſſanya hatte er kein Wort, keinen Gedanken. Ein lutheriſcher Prieſter kam herein, um ihm Beichte zu hören. Er blickte mich an, als ob ich etwas Schlechtes gethan, als ob ich ihn behext hätte, wie man es nennt, oder ſeine Liebſte geweſen wäre. Aber ich kümmerte mich nicht darum, und ging ruhig meiner Wege.

„Am folgenden Tage, in der Morgendämmerung,

ging ich auf den Richtplatz, und hielt mich feſt an eine von den Pfoſten des Schaffots, damit mich die Menge nicht hinwegſtoßen ſollte. Zuerſt brachten ſie einen alten Mann, der zehn Kinder hinterließ, und einige von ihnen ſtanden in der Nähe und weinten und ſeufzten, ſo daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Er hatte eine Tochter, die eine Dienerin der Gräfin Tökölt in Mocacz war, und er hatte an ſie einen Brief geſchrieben, und ihr geſagt, daß ſie ihrer Herrin treu bleiben, und ſich nicht verlocken laſſen ſolle, wenn ihr der Eine oder der Andere Geld biete, denn ehrlich währe am längſten. Dieſer Brief koſtete ihm den Kopf. Der arme, alte Mann! Ich glaube, daß ihm die kleinen Kinder ſchwer auf dem Herzen lagen. Er ging ſo gebrochen und trübe zu ſeinem Ende, und gar nicht wie es einem Manne geziemt, der von ſeinen Feinden überwältigt worden iſt. Ich dachte: Emmerich wird es anders machen; aber als er heraufgeführt wurde, ſagte ich zu mir: Wie er ſich über Nacht verändert hat! Allerdings ſchritt er ſtolz und aufrecht daher; aber er ſah ſich nicht mehr ſo wild um, ſondern freudig, und erhob dann und wann ſeine Augen zum Himmel. Ja, ſelbſt als jene grünen Schufte ihn ſtießen und drängten, und ich gewünſcht hätte, daß er ſie mit ſeinen Ketten niedergeſchlagen, blickte er ruhig und eindringlich auf ſie, ſagte aber kein Wort, und ich dachte bei mir: das hat der Prieſter gethan.

„Dann ſah er ſich um, und als ſein Auge auf mich fiel, rief er: — Koſſanya!

„— Herr, was willſt Du? fragte ich. Aber ſie drängten mich zurück, und die Henkersknechte und ich konnten nur ſehen, wie er gen Himmel deutete, und hörte nichts als die Worte: — Ihm allein gebührt die Rache!

„Hierauf — ich ſehe, Gräfin, Ihr könnt es nicht ertragen — allein ich that, was ich ihm mit Hand und Mund verſprochen hatte.“

„Unglückliches Mädchen!“ rief Marie, „haſt Du den chriſtlichen Antrieb in dem Herzen des edlen Mannes nicht verſtanden? Konnteſt Du die Bedeutung jener zum Himmel gewendeten Geberde nicht rathen? O, Koſſanya, ſage mir, haſt Du Deinen Knaben mit ſeinem Auftrage abgeſendet?“

„Was wollt Ihr?“ antwortete das Mädchen düſter. „Zweifelt Ihr daran? denkt Ihr vielleicht in Eurer chriſtlichen Frömmigkeit, daß Gott mit ſich ſcherzen läßt, und etwas von dem, was ihm einmal verſprochen worden iſt, abzufeilſchen? Allerdings habe ich meinen Knaben abgeſendet, und vielleicht wird der Verräther in dieſem Augenblicke von dem Dolche des Rächers getroffen.“

Marie verbarg ihr Geſicht und war mehrere Minuten lang ſtill. Endlich ſagte ſie:

„Sprich weiter, Mädchen, beende Deine Geſchichte!“

„Ich habe nichts weiter zu ſagen,“ antwortete das Mädchen. „Der Prieſter ließ mich holen, und wollte, wie er es nannte, mein Gewiſſen mit ſeinem Geſchwätz wecken, aber ich wollte nicht länger im blutigen Eperies bleiben. Das Uebrige wißt ihr. O — o — weint nicht ſo ſehr — Ihr habt ihn verworfen und verlaſſen; aber mein Haß war ihm theurer, als meine Liebe. Ihr waret ſein Traum bei Nacht, ſein Gebet beim Erwachen, und ſein Gedanke bei ſeinen Tagesgeſchäften und Thaten. Aber was wird jetzt aus mir werden! — Wenn ich nur meinen Knaben wieder hätte! oder wenn nur der Knabe todt wäre, damit ich mich auch niederlegen und ſterben könnte, dann würde Alles vorüber ſein. — Aber ſeht, Dame, wenn dennoch Eure Prieſter Recht hatten, daß wir wieder auflebten, nachdem wir geſtorben wären, und auch dann noch keine Ruhe haben ſollten, — ſeht Ihr, dann möchte ich nicht ſterben, nicht wieder mit Euch an Emmerichs Seite ſtehen, — der Neid würde mir die Bruſt zernagen, denn ich habe es lange genug getragen; ich könnte es nicht länger aushalten!“

„O, arme, arme Koſſanya!“ rief Marie. „In jener Welt ſind alle unſere irdiſchen Neigungen werthlos; unſere Blindheit verläßt uns, und es iſt nur das Herz, welches uns in den Augen des Höchſten, und der von ſeiner Gnade erleuchteten Gerechten Werth verleiht. Dort wird Dich Emmerich lieben, und nicht mich, denn Du biſt beſſer als ich, Koſſanya — Du biſt rein.“

Zehntes Kapitel.

Schluß.

Die Nacht war bereits vorgeſchritten, aber nur Mariens dringendſte Bitten vermochten die Zigeunerin zu bewegen, bis zum Morgen im Schloſſe zu bleiben. Als die Gräfin wieder allein war und noch mit bittern Thränen das Schickſal Emmerichs überdachte, lenkte ſie ihr Auge auf die Zukunft und bedachte, wie ſie am beſten ſeinen Geiſt verſöhnen könne. Da der Himmel ihr den glühendſten Wunſch ihres Herzens, ſelbſt Mutter zu werden, verſagt zu haben ſchien, beſchloß ſie, Emmerichs Sohn als ihr eigenes Kind anzunehmen und im proteſtantiſchen Glauben zu erziehen. Darauf dachte ſie dann ſelbſt zur proteſtantiſchen Kirche überzutreten. Zu gleicher Zeit wollte ſie aber auch keine von ihren Pflichten unerfüllt laſſen, und noch dieſelbe Nacht ſchrieb

ſie an ihren Gatten und bat ihn, Ungarn zu verlaſſen und auf ſeiner Hut zu ſein, da ſie aus zuverläſſiger Quelle gehört habe, daß ihm blutige Rache wegen — ſo ſchrieb ſie — ſeines Verrathes gegen ſein Vaterland geſchworen worden ſei.

Am folgenden Morgen fragte ſie nach der Zigeunerin, und groß war ihre Beſtürzung, als ſie hörte, daß ſie bereits bei Tagesanbruch das Schloß verlaſſen habe. Alle Bemühungen, das unglückliche Mädchen zu finden, waren vergebens. Möge ihr armes, von den Stürmen des Kummers zerfleiſchtes Herz bald den Hafen der Ruhe gefunden haben!

Mehrere Tage nach Koſſanya's Verſchwinden erhielt Marie einen Brief, der ihr von Neuem die heftigſte Aufregung verurſachte. Der Privatſecretair ihres Gatten meldete ihr die Ermordung des Grafen. Er hatte ſich dem Heere des Churfürſten von Baiern angeſchloſſen, der, einen Sieg nach dem andern gewinnend, bis nach Belgrad vorgedrungen war und dort die Feſtung belagerte. Seine Thätigkeit war hier nicht die des Kriegers. Er machte nur unabläſſige Verſuche, mit politiſcher Geſchicklichkeit Tököli's Stellung in Bezug auf die Pforte zu untergraben und Uneinigkeit in dem türkiſchen Heere auszuſäen. Aehnliche Waffen waren jetzt gegen ihn erhoben worden und verurſachten

ſeinen Tod. Denn ein Mal, als ihn Geſchäfte dieſer Art nöthigten, ſich in einige Entfernung vom Heere zurückzuziehen, ſchloſſen ſich mehrere ungariſche Edelleute, welche vorgaben, direct aus Tököli's Lager bei Gyuala gekommen zu ſein, und ihm wichtige Entdeckungen zu machen verſprachen, ſeinem Gefolge an.

Während er ihrem Anführer zuhörte und ſorgfältig ſeine Worte erwog, richtete einer der Uebrigen, der in einiger Entfernung geblieben war, ein finſterer, alter Mann, mit einer ſchwarzen, tief über ſein Geſicht gezogenen Wolfsfellmütze, ein Piſtol auf ihn und ſendete ihm eine Kugel in das Herz. Eine entſetzliche Stimme: „Für Emmerich Barcoczy!“ drang in die Ohren des Sterbenden und die flüchtigen Reiter entgingen leicht der Verfolgung der erſchrockenen Diener.

Marie war jetzt frei und von Neuem einzige Beſitzerin ihres Vermögens, welches Ferdinands Klugheit bedeutend vermehrt hatte. Nach langer Ueberlegung ſendete ſie durch einen geheimen Boten einen Brief nach Adrianopel, wo, wie ſie erfahren hatte, Stephan Barcoczy ſich jetzt aufhielt. Sie ermahnte ihn, mehr auf die Stimme der Weisheit und Vernunft zu hören, als auf die ſeines Haſſes gegen ſie, und ihr Emmerichs Sohn abzutreten, den ſie mit dem heiligſten Verſprechen ſo erziehen zu laſſen gelobte, als ob ſie ihn ſelbſt

dem Baron Barcoczy geboren habe. So ſollte der Name ſeines Vaters und das Vermögen ſeiner Mutter ſein Erbtheil ſein. Sie verſprach, bei Hofe die Legitimation des Knaben zu bewirken. „Gebt mir Mutterrechte,“ ſchrieb ſie, „und ich werde treu die Pflichten einer Mutter erfüllen. Wenn Ihr noch Argwohn gegen die unglückliche Mutter hegt, ſo hört ihre Worte: Sollte ſie je dieſe Zuſage brechen, ſo möge Eure Rache ſie treffen, wie ſie den noch unglücklicheren Ferdinand Szentirany getroffen hat!“

Bei Stephan Barcoczy überwog die Vernunft und Sorge für den Vortheil ſeines Hauſes jede Leidenſchaft, ſo wüthend ſie auch in ſeiner männlichen Bruſt ſtürmen mochte. Er ſelbſt war nie verheirathet geweſen und haßte dieſes feſſelnde Band; ſo kam es, daß er die Ausſicht, einem reichen Erben ſein Geſchlecht in ſeinem Vaterlande, woraus ihn ſeine eigene Stellung verbannt hatte, fortſetzen zu ſehen, willkommen hieß. Er lieferte alſo den Knaben an den vertrauten Diener der Gräfin, den dieſe zu dem Zwecke bis an die türkiſche Grenze geſchickt hatte, aus, und gab ihm einen Brief mit der Zuſage ſeiner Verzeihung, um welche ſie ihn bat.

Der Frieden von Karlowitz beraubte bald darauf ihn ſowohl, wie Tökôli, ſowie Alle, die nach dem un-

glücklichen Grafen anhingen, der Ausſicht, je wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Er weihte ſich von dieſer Zeit an völlig ſeinem neuen Vaterlande, und in ſpätern Jahren erzählte das Gerücht, daß er als Muſelmann geſtorben ſei.

Marie nahm den Knaben mit einem Mutterherzen auf, und als Jahre kaum hinreichend waren, um die rohen Manieren und ungezähmten Leidenſchaften des jungen Wilden zu zügeln und zu unterwerfen, betrachtete ſie dieſe Aufgabe als eine ihr vom Himmel auferlegte Buße und wich nicht von dem von ihr erwählten Pfade ſtiller Frömmigkeit ab. Geduld, Weisheit und Liebe formten endlich den Knaben, in deſſen edlerer Natur ſich das glühende Herz ſeiner Mutter mit der Wahrheit und Innigkeit ſeines Vaters verband, zu einem exemplariſchen Jüngling. Eine ſorgfältige Erziehung und die Fortſchritte ſeines Jahrhunderts führten ſeinen Geiſt zu einer Höhe, die noch kein Barcoczy erreicht hatte. Große Opfer von Mariens Seite hatten ihm endlich dieſen Namen verſchafft. Sobald die Gräfin dies bewirkt, trat ſie öffentlich zur lutheriſchen Kirche über und unterwarf ſich gern den Beſchränkungen und Schwierigkeiten, denen ſie dieſer Schritt ausſetzte. Allmälig hatte ihr armes Herz ſeine Ruhe wieder erlangt, und als ſie ſah, wie deutlich der Segen Gottes auf allen ihren Werken ruhte, ſagte

ſie: „O, der Herr iſt gnädig! er züchtigt, um zu beſſern, und die Reue verſöhnt ihn!“ Noch lange nach ihrem Tode ſprachen die Nachbarn von der ſchönen, wohlthätigen Gräfin Szentirany.

Ende.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.